

The background of the book cover is split vertically. The left half is a light blue-grey color with a faint, out-of-focus image of a window with white curtains and a wooden table in the foreground. The right half is a solid yellow color with a faint, out-of-focus image of a white door.

# Minette Walters

## Der Außenseiter

Roman

GOLDMANN

Howard Stamp hat es noch nie leicht gehabt im Leben. Aufgrund seiner psychischen Labilität haben ihn seine Altersgenossen schnell zum Außenseiter abgestempelt, und innerhalb der Familie hat er nie den Rückhalt bekommen, den er dringend gebraucht hätte. Doch als er 21 Jahre alt ist, ereignet sich die Katastrophe, die Howard unwiderruflich aus der Bahn wirft: Seine Großmutter Grace wird in ihrem Haus in Bournemouth auf kaltblütige Weise ermordet – und Howard wird für schuldig befunden. Das Urteil lautet lebenslänglich, doch Howard wird seine Haftstrafe nie vollends verbüßen, denn er nimmt sich im Gefängnis das Leben. Mehr als dreißig Jahre später fallen dem jungen Anthropologen Jonathan Hughes die Prozessakten in die Hand, und ihm ist schnell klar, dass die Beweisführung damals eindeutig Mängel hatte. Gemeinsam mit der resoluten George Gardener, die mit dem Fall vertraut ist und noch nie an Howards Schuld glauben wollte, rollt er die Geschichte wieder auf – und macht alsbald eine erstaunliche Entdeckung. Denn wenige Tage vor dem Mord an Howards Großmutter verschwand ein junges Mädchen, das mit Howard und Grace befreundet war – die 13-jährige Cill Trevelyan. Bis zum heutigen Tag fehlt jede Spur von ihr, und niemand weiß, ob sie noch am Leben ist. Jonathan ist davon überzeugt, dass Cills Verschwinden kein Zufall sein kann und sie der Schlüssel zur Lösung des Falles ist. Noch kann er nicht ahnen, welch infamer Intrige er auf der Spur ist – und dass er sich längst im Umfeld des Mörders bewegt ...





MINETTE WALTERS · Der Außenseiter



Minette Walters

# Der Außenseiter

ROMAN

Deutsch von  
Mechtild Sandberg-Ciletti

Goldmann Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel  
»Disordered Minds« bei Macmillan, London.

1. Auflage  
Copyright © der Originalausgabe 2004  
by Minette Walters  
Copyright © der deutschsprachigen Erstveröffentlichung 2005 by  
Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 3-442-31078-4  
[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)



*Für Benson & Hedges*



*Kein Mensch ist so gut, dass er frei ist von allem Bösen  
Oder so böse, dass er ohne jeden Wert ist.*

*MICHAEL CRICHTON*



*Colliton Park, Highdown, Bournemouth*  
*Montag, 4. Mai 1970, 13 Uhr 30*

Ein toller Park war es nicht, ein Stück verdorrtes Gras am Colliton Way, knapp einen Morgen groß, auf dem die Leute aus der Gegend morgens und abends ihre Hunde ausführten. Tagsüber war kaum einer hier, von den paar Schulschwänzern abgesehen, die hinten bei den Bäumen herumlungerten. Die Polizei schaute selten vorbei, was damit zu tun hatte, dass zwischen den jungen Leuten und dem einzigen Eingang eine freie Strecke von etwa hundert Metern lag. Bis zwei übergewichtige Polizisten es schafften, dorthin zu kommen, waren die Jugendlichen längst fort. Sie sprangen einfach über die niedrige Umzäunung in die dahinter liegenden Gärten. Da es daraufhin von den Anliegern jedes Mal Beschwerden hagelte, zog die Polizei, die ein ruhiges Leben schätzte, es vor, die Schüler in Ruhe zu lassen.

Solange sie im Park waren, so die Überlegung, klauten sie wenigstens nicht, da war es gescheiter,

ein Auge zuzudrücken und anderswo für Recht und Ordnung zu sorgen. Schuleschwänzen stand bei den eher zynisch denkenden Ordnungshütern weit unten auf der Skala der Vergehen.

Über den Colliton Way, im ärmeren Teil High-downs gelegen, gab es wenig Gutes zu sagen. Die Arbeitslosigkeit war hoch, der Bildungshunger gering, und das Neubauprojekt auf dem riesigen ungenutzten Gelände dahinter, das Arbeitsplätze und Wohnungen in Aussicht gestellt hatte, war zunächst ins Stocken geraten und dann ganz zum Stillstand gekommen. Derzeit wurde einzig noch am Fabrikgebäude der Firma Brackham & Wright gebaut. Es sollte die gegenwärtig noch genutzte veraltete Fabrik in der Glazeborough Road ersetzen. Für die dort beschäftigten Arbeiter, von denen viele am Colliton Way wohnten, war das kein Trost. Neue Technologien und fortschreitende Automatisierung brachten doch immer Entlassungen mit sich.

Die hartnäckigsten Schulschwänzer waren drei Jungen. Sie konnten sehr gewinnend und großzügig sein, solange niemand ihren Führungsanspruch in Frage stellte, kam jedoch jemand ihnen in die Quere, waren sie äußerst gewalttätig. Das verlieh ihnen eine starke Anziehungskraft für unzufriedene Kinder, die Großzügigkeit mit Zuneigung verwechselten und Grausamkeit mit Aufmerksamkeit und von denen keines begriff, wie krank diese Jungen waren. Wie sollten sie auch, wenn noch nicht ein-

mal die Jungen selbst es wussten, die, kaum des Lesens und Schreibens mächtig, ihr Leben im Griff zu haben glaubten.

Dieser Montag im Mai verlief nicht anders als unzählige Tage davor. Das Schuleschwänzen war für die Jungen längst zur Selbstverständlichkeit geworden, und ihre Mütter versuchten gar nicht mehr, sie morgens aus dem Bett zu zerren. Es war besser, sie zu lassen, sagten sie sich, als sich Schläge dafür einzuhandeln, dass man die Herren Söhne in ihrer Ruhe störte. Die Jungen waren gar nicht in der Lage aufzustehen. Keiner von ihnen kam in der Regel – wenn überhaupt – vor den frühen Morgenstunden nach Hause, und dann im Allgemeinen so sturzbetrunken, dass ihr Schlaf einer völligen körperlichen und geistigen Erstarrung glich. Die Mütter dieser drei waren irgendwann einmal zu dem Schluss gekommen, dass ihre Söhne in einem Heim besser aufgehoben wären, aber die Einsicht hatte nie lange vorgehalten. Angst vor Rache und falsche Liebe zu ihren Erstgeborenen hatten stets einen Sinneswandel herbeigeführt. Mit einem Mann im Haus hätte sich vielleicht manches anders entwickelt, aber den gab es in keiner der Familien, also taten die Frauen das, was ihre Söhne wünschten.

Die Jungen hatten im Ortszentrum zwei dreizehnjährige Mädchen aufgelesen und in den Park mitgenommen. Die kleine dünne mit dem zehn-

jährigen Bruder im Schlepptau interessierte sie nicht. Die andere, ein gut entwickeltes hübsches Ding, dafür umso mehr. Die beiden Mädchen saßen sich mit hochgezogenen Knien auf einer Bank gegenüber, so dicht, dass ihre Zehen sich berührten, und die vier Jungen fläzten zu ihren Füßen im Gras und schielten zu ihren Schlüpfern hinauf. Die Mädchen, in kniehohen Stiefeln, Miniröcken und durchsichtigen Häkeltops, unter denen sie schwarze Büstenhalter trugen, waren sich ihrer Wirkung sehr wohl bewusst, und sie genossen es. Scheinbar ohne die Jungen zu beachten, unterhielten sie sich für alle gut hörbar über Sex.

Die Reaktion darauf war allerdings mäßig. Die Jungen reichten zwar eine gestohlene Flasche Wodka herum, zeigten aber überhaupt kein Interesse an den plumpen Flirtversuchen, und ohne Endspiel wird jeder Sport mit der Zeit langweilig, selbst das Scharfmachen. Die kleine Dünne verhöhnte die Jungen aus Ärger darüber, dass sie nichts von ihr wissen wollten, und nannte sie »Jungfrauen«. Und die Größere, die Cill hieß, schwang kurzerhand die Beine von der Bank, zog den Rock über ihrem Hinterteil herunter und sagte: »Das ist doch blöd. Komm, Lou. Wir gehen zurück in die Stadt.«

Ihre unterernährte Freundin, mit schwarz geschminkten Augen und blassrosa Lippen, zog ihrerseits mit dem Po wackelnd ihren Rock herunter und stand auf. Beide wollten aussehen wie Cathy



McGowan aus ihrer Lieblingssendung *Ready, Steady, Go!* – Gürtel auf der Hüfte und glatt gesträhntes Haar, das in dichten Ponyfransen ins Gesicht hing. Cill mit dem kräftigen Gesicht stand das recht gut. Lou, die wie eine zweite Twiggy aussah, hätte viel lieber einen frechen Kurzhaarschnitt getragen. Doch das erlaubte Cill nicht. Zu ihrem Freundschaftspakt gehörte es, dass sie sich gleich zurechtmachten, um einander zumindest äußerlich so ähnlich zu sein, wie das bei zwei Mädchen möglich war, von denen die eine schon einen richtigen Busen hatte, während die andere ihren Büstenhalter mit Papiertaschentüchern ausfüllen musste.

»Nun komm schon!« Cill stupste den kleinen Bruder der Freundin mit der Fußspitze an. »Dein Vater dreht dir den Kragen um, wenn die Bullen dich erwischen, Billy. Du wirst schon sehen.«

»Ach, lass mich doch in Ruhe«, nuschelte der Kleine betrunken.

»Scheiße!« Der Alkohol hatte sie streitlustig gemacht, und sie musterte die faul im Gras liegenden Jungen mit verächtlichem Blick. »Mein Gott, seid ihr Schwächlinge. Lou und ich haben genauso viel getrunken wie ihr, aber blau sind wir noch lange nicht.«

»Gib doch nicht so an«, sagte einer der Jungen. Er war nicht der größte, aber er hatte dunkles Haar und dunkle Augen, und sie fand, er sehe aus wie Paul McCartney.

Ein anderer, ein sommersprossiger Rotschopf, hob die Hand zu Lous Oberschenkel. »Kleines Flittchen«, meinte er verächtlich und drückte kräftig.

Kreischend schlug sie nach ihm und sprang zur Seite. »Jungfrau! Jungfrau!«, verspottete sie ihn. »Du kriegst bestimmt nie eine ab, so beschissen wie du ausschaust.« Er packte sie beim Fuß, und sie rief mit Jammerstimme nach Cill, sie zu befreien. »Er reißt mich gleich um!«

Das größere Mädchen stellte ihm den hochhackigen Stiefel auf die Brust. »Lass sie sofort los!«

Er ließ grinsend los. »Was habt ihr denn erwartet? Ihr seid doch nur zwei billige Flittchen.«

Sie schob den Pfennigabsatz über seine Brustwarze. »Sag das noch mal!«

Der kleine Halbstarke mit dem pickeligen Gesicht und dem Flaum auf der Oberlippe war viel zu betrunken, um sich einschüchtern zu lassen. »Mensch, du fette Schnecke«, nuschelte er, »garantiert hast du 'ne Fotze wie 'n Parkhaus, weil du schon so viele reingelassen hast.«

Seine beiden Freunde wälzten sich auf den Bauch und verfolgten mit begierigem Blick das Geschehen. Einem Mädchen mit mehr Erfahrung wäre das eine Warnung gewesen, aber Cill war neu in diesem Spiel. Sie legte ihr ganzes Gewicht auf den Absatz ihres Stiefels, als sie über den Rothaarigen hinwegstieg, und tänzelte davon, bevor er sie packen konnte. »Und nenn mich nie wieder fett, sonst

ramm ich dir den Absatz das nächste Mal in den Schwanz.«

Der Rotschopf drückte beide Hände auf seine Brust. »Hey, das hat verdammt wehgetan!«

»Sollte es auch, du arsch.« Sie forderte ihre Freundin mit einer kurzen Kopfbewegung auf, ihr zu folgen, als sie davonging.

Aber für Lou gab es kein so leichtes Entkommen. Sie war gegen die Bank gedrängt und verlor das Gleichgewicht, als der dunkelhaarige Junge sich auf sie stürzte. Er packte sie bei den Armen, als sie fiel, und drückte sie rücklings ins Gras. Ihre angstvollen Schreie holten Cill zurück. Statt ihren Töchtern klar zu machen, wie gefährlich derartige Spiele mit dem Feuer waren, hatten Cill und Lous Mutter nur gesagt: »Wenn du dich herrichstest wie ein Flittchen, wird dich noch mal einer vergewaltigen. Aber das ist dann deine eigene Schuld.«

Cill, die sich einbildete, sie kenne sich aus, war die Naivere von beiden. Während Lou wie ein angegriffener Käfer augenblicklich in eine Art Totenstarre fiel und so für die erregten Jugendlichen alle Verlockung verlor, wehrte sich Cill wie eine Wilde und bekam die ganze Grausamkeit des Überfalls zu spüren. Immer wieder schrie sie Billy an, er solle weglaufen und Hilfe holen, aber der Kleine, ganze zehn Jahre alt und betrunken dazu, zog nur den Kopf ein.

Erst als sie sie an den Haaren unter die Bäume

schleiften, gab Cill auf. Tränen liefen ihr über das geschminkte Gesicht, der Schmerz war unbeschreiblich und überdeckte alle anderen Schmerzen, die sie aushalten musste. Alle drei wollten sie nieder machen – sie war die Domina –, und sie nahmen sie einer nach dem anderen. Der Dunkle vergewaltigte sie zweimal. Sie war zu jung, um etwas von seelischen Verletzungen zu wissen, aber das Geräusch ihrer zerreißenen Kleider, an denen sie so sehr hing, der Schweiß, die Hitze und der Dreck einer Massenvergewaltigung, die triumphierenden Fratzen der Jungen, die sich mehrfach an ihr vergingen – das alles zerstörte sie tiefer als die in der Übererregtheit nur kurzen Penetrationen der Jungen.

»So schnell schimpft mich keine mehr eine Jungfrau«, sagte der Rotschopf, der über ihr stand und sich mit großtuerischer Geste den Reißverschluss seiner Hose zuzog.

Der Dunkle versetzte ihr einen Tritt. »Blödes Luder! Wenn du zu den Bullen rennst, kriegst du dasselbe noch mal. Kapiert?«

Erst jetzt rührte sich Cills Selbsterhaltungstrieb, sie schloss die Augen und blendete die Jungen aus. Sie konnte jeden von ihnen beim Namen nennen, aber sie würde es niemals tun. Ihr Vater würde sie umbringen, wenn er hörte, dass sie vergewaltigt worden war, und bei der Polizei würde man ihr sowieso nicht glauben. *Es war am hellichten*

*Tag in einem Park in Bournemouth geschehen, und kein Mensch hatte einen Finger gerührt, um ihr zu helfen.* Sie fragte sich flüchtig, ob die Straße so weit entfernt war, dass Vorüberkommende von den Geschehnissen nichts hatten bemerken können, und machte sich gleichzeitig Vorwürfe, dass sie sich so aufreizend zurechtgemacht hatte. Ihre Mutter hatte Recht – sie hatte es selbst herausgefordert –, dabei hatte sie doch nichts anderes gewollt, als dass die Leute sie hübsch fanden.

Lou kroch zu ihr und legte sich neben ihr nieder. »Sie sind weg«, flüsterte sie und schob ihre Hand in die Cills. »Bist du okay?«

Neiiiiin! Tagelang würde dieser Schrei in ihrem Kopf widerhallen. »Ja, ja. Und du?«

Das Mädchen rollte sich ganz klein zusammen und legte ihren Kopf auf Cills Brust. »Dein Dad schlägt dich windelweich, wenn er das erfährt.«

»Ich erzähl's ihm gar nicht.«

»Und wenn du schwanger bist?«

»Dann bring ich es um.«

»Ganz bestimmt erzählt's Billy deiner Mam.«

»Dann bring ich ihn auch um.« Sie schob Lou weg und setzte sich auf. »Wo ist er überhaupt?«

»Da drüben.« Mit einer Kopfbewegung wies Lou zu der Sitzbank. »Du hättest dich nicht auf ihn draufstellen sollen, Cill. Meine Mam sagt, wenn Männer wütend werden, sind immer die Frauen dran schuld.«

Cill zog das zerfetzte Top über ihren nackten Busen und starrte auf das Blut an ihren Oberschenkeln. Sie brauchte jetzt keine Belehrungen über Schuld, sie musste schauen, dass sie nach Hause kam, ohne bemerkt zu werden. Zornig packte sie Lou bei den Haaren und drehte sie in ihrer Faust zusammen. »Es wär gar nicht so weit gekommen, wenn du ihn nicht eine Jungfrau genannt hättest. Also, hilfst du mir jetzt, oder willst du mich noch mal in die Pfanne hauen?«

Lou begann zu weinen. »Du tust mir weh«, jammerte sie.

»Klar«, versetzte Cill ungerührt.

»Es ist doch nicht meine Schuld, dass das passiert ist.«

»Und ob es deine Schuld ist! Du hast sie verspottet. Du bist eine echt blöde Kuh, Lou, und du hast nicht mal versucht, mir irgendwie zu helfen.«

»Ich hab Angst gehabt.«

»Ich auch – aber ich bin zu dir zurückgekommen.«

Lou antwortete mit einem verlegenen Schulterzucken: »Hätt doch überhaupt nichts gebracht, wenn wir's alle beide gekriegt hätten.«

»Da hast du Recht.« Cill drehte die Haarsträhne in ihrer Faust noch fester zusammen und drückte Lou die Fingerknöchel in die Kopfhaut. »Aber kriegen tust du's auf jeden Fall, wenn einer von euch was sagt, du oder dein Bruder.« Die Augen voller

Tränen, starrte sie Lou an. »Hast du verstanden? Weil wenn mein Dad mich noch mal anrührt, bin ich weg – und dann komm ich nie mehr zurück.«

Eltern und Lehrern fiel die Abkühlung zwischen den beiden Mädchen auf. Ein- oder zweimal versuchte Louise Burtons Vater von seiner Tochter zu erfahren, was der Grund dafür war, aber Lou zuckte nur mit den Schultern und sagte, Cill habe sich eine andere Freundin gesucht. Billy stahl sich bei diesen Gelegenheiten stets aus dem Zimmer, aber seine Eltern kamen gar nicht auf den Gedanken, dass er etwas wissen könnte. Und sie fanden die Frage auch nicht interessant genug, um sie weiterzuverfolgen. Frei von Cills Einfluss begann Louise, sich wieder zu kleiden wie es einer Dreizehnjährigen angemessen war, und das Schuleschwänzen, mit dem sie die unwillkommene Aufmerksamkeit der Rektorin auf sich gezogen hatte, hörte auf.

Auch Priscilla Trevelyans Eltern war der Bruch zwischen den beiden Mädchen nur recht. Louise Burton hatte mit ihrer blinden Ergebenheit Priscilla gegenüber diese noch in dem aufsässigen Verhalten unterstützt, das sie mit der Pubertät plötzlich an den Tag gelegt hatte. Enttäuscht über den mangelnden Lerneifer seiner Tochter und besorgt angesichts ihrer frühen körperlichen Reife, hatte Cills Vater versucht, sie mit strenger körperlicher

Zucht in Schranken zu halten, und die plötzliche Entfremdung zwischen den beiden Mädchen wurde mit Erleichterung wahrgenommen, aber niemals angesprochen. Er fürchtete, wenn man darüber spräche, würde die Freundschaft womöglich von neuem aufflammen, und verbot seiner Frau, Teilnahme zu zeigen. Cills misstrauische Stimmung schrieb er der Entzweiung von Louise zu und ignorierte sie, froh, dass seine Tochter neuerdings gewissenhaft zur Schule ging.

Die Lehrer der beiden Mädchen sahen die Sache weniger positiv, nachdem am Freitag, dem 29. Mai, in der Sportstunde ein wütender Streit zwischen ihnen ausgebrochen war. Drei Wochen lang hatte feindseliges Schweigen geherrscht, bevor Louise eine Bemerkung machte, die Priscilla zu einer heftigen Reaktion veranlasste. Es gab eine Balgerei mit Kratzen und Beißen, bei der das kleinere Mädchen den Hauptteil abbekam, ehe die beiden endlich von der Turnlehrerin getrennt und der Rektorin vorgeführt wurden. Priscilla stand mit steinerner Miene da und sagte kein Wort, während Louise schluchzend erklärte, Cill habe sie an den Haaren gezogen und versucht, sie wieder zum Schuleschwänzen zu verleiten. Die Rektorin glaubte ihr nicht, verdonnerte Priscilla, die weder zu einer Erklärung noch zu einer Entschuldigung zu veranlassen war, aber dennoch zu einer Woche Schulausschluss, während Louise mit einer Verwarnung davonkam.



Wie vorauszusehen machte Priscillas Vater seinem Ärger mit einer Tracht Prügel Luft, worauf Cill wie angedroht irgendwann in den frühen Morgenstunden des 30. Mai von zu Hause weg-lief. Mr. Trevelyan sprach von »zwei Ohrfeigen«, als die Polizei wissen wollte, ob es einen Grund für die Flucht seiner Tochter gebe, und behauptete, er könne sich dieses ungewöhnliche Verhalten seiner Tochter nicht erklären. So etwas habe sie noch nie getan, sie lebe schließlich in einem ordentlichen Zuhause und sei auch in der Schule gut. Ja, sicher, es habe mal eine Zeit lang Probleme gegeben, weil sie die Schule geschwänzt hatte, aber daran sei nur dieses moderne Gesamtschulsystem schuld. Priscilla langweile sich eben, wenn sie im Unterricht unterfordert werde.

Louise, die von einer einfühlsamen Polizistin befragt wurde, erklärte zuerst, Cill würde sie umbringen, wenn sie mit der Wahrheit herausrücke, und berichtete dann von der Vergewaltigung. Die Namen der Jungen kannte sie nicht, aber dank ihrer Beschreibung konnten sie ausfindig gemacht und ihre Wohnungen nach Spuren des verschwundenen jungen Mädchens durchsucht werden. Sie bestritten alle die Vergewaltigung, ja sogar die beiden Mädchen zu kennen, und man fand nichts bei ihnen, was auf eine Verbindung mit den Mädchen hingewiesen oder den Tatvorwurf bekräftigt hätte. Es war keine Hilfe, dass Louise ihre Namen

nicht wusste und sie nur vage beschreiben konnte, sich nicht erinnerte, wie sie gekleidet gewesen waren, und dass Cill ihre zerfetzten Kleider in den Müll geworfen hatte. Und als Louise unter Tränen erklärte, Cill sei selber schuld gewesen, sie habe getrunken und aufreizende Bemerkungen gemacht, glaubte die Polizei überhaupt nicht mehr an eine Vergewaltigung. Es hatte vielleicht eine wilde Knutscherei gegeben, aber ganz sicher keine Vergewaltigung durch mehrere Täter.

Da das angebliche Opfer zu einer Aussage nicht zur Verfügung stand, wurden die Jungen am Montag, dem 1. Juni, um 13 Uhr 23 nach oberflächlicher Befragung auf freien Fuß gesetzt. Vergewaltigung wurde 1970 noch nicht so ernst genommen.

*Es folgen Auszüge aus Dr. Jonathan Hughes' Buch  
»Kranke Seelen«:*

Dr. Jonathan Hughes  
Kranke Seelen

»Eine wichtige Studie über Justizirrtümer  
und Fehlurteile«

*Jeremy Crossley*

Jonathan Hughes, 34, wurde in London geboren und promovierte 1992 summa cum laude an der Universität Oxford. Sein besonderes Studieninteresse gilt dem Nahen Osten. Er hat zahlreiche Vorträge auf dem Gebiet der vergleichenden Religionswissenschaften und zum Thema des gegenseitigen Vernichtungskriegs gehalten. In seinen ersten beiden Büchern, *Das Rassenstereotyp* (1995) und *Ausgrenzung* (1997), untersucht er die Probleme der Gettoisierung und der gesellschaftlichen Ächtung. In *Kranke Seelen* rollt er noch einmal einige berühmt-berüchtigte Justizirrtümer auf, bei denen die Rechte

wehrloser Angeklagter mit Füßen getreten wurden. Er zeichnet sich durch eine kritische Einstellung zu den westlichen Demokratien aus, die Moral und Anstand gepachtet zu haben meinen.

Dr. Hughes ist im Rahmen eines Forschungsstipendiums in europäischer Anthropologie als Dozent an der Universität London tätig.

## Kapitel 12

### Howard Stamp – Opfer oder Mörder?

Es spricht viel dafür, dass der Fall Stamp, bei dem es um den brutalen Mord an der siebenundfünfzigjährigen Grace Jefferies im Juni 1970 in Bourne-mouth ging, ein weiteres Beispiel dafür ist, in welch hohem Maß öffentlicher Druck die polizeiliche Ermittlungsarbeit beeinflussen kann. Mit ihrer lauten Entrüstung über die Ermordung Grace Jefferies', einer menschenscheuen, körperbehinderten Frau, die durch zahlreiche Messerstiche getötet wurde, heizte die Presse die öffentliche Stimmung derart an, dass die Polizei auf ihrer Suche nach einem Täter unter gewaltigen Druck geriet. In den Schlagzeilen vom Samstag, dem 6. Juni 1970, wurden gar Parallelen zu den knapp ein Jahr zuvor verübten Manson-Morden gezogen.<sup>1</sup>

›Manson-Prozess beginnt in wenigen Wochen – Polizei befürchtet Nachahmungstaten‹; ›Blutbad im

<sup>1</sup> Der Prozess gegen Charles Manson, Susan Atkins, Leslie Van Houten und Patricia Krenwinkel begann sechs Wochen später, am 24. Juli 1970.

kalifornischen Stil: Großmutter gefoltert und ermordet; ›Bluttausch; ›Mit Blut beschmierte Wände. Angesichts solcher Einmütigkeit müssen wir annehmen, dass diese Vorstellungen bei der Polizei und nicht bei den Journalisten ihren Ausgang nahmen, und wenn das zutrifft, haben wir es hier mit verbrecherischer Irreführung zu tun. Grace Jefferies war allein, als sie getötet wurde. Bei den Manson-Morden befand sich das eigentliche Opfer, Sharon Tate, in Gesellschaft von fünf Gästen, die mit ihr zusammen umgebracht wurden. Der Ausdruck ›mit Blut beschmiert‹ zur Beschreibung der Blutspritzer an Grace Jefferies' Wand war grobe Übertreibung. Dadurch wurde der Eindruck vermittelt, die Polizei von Bournemouth hätte etwas Ähnliches vorgefunden wie zuvor die kalifornische Polizei bei Sharon Tate, an deren Haustür das mit Blut geschriebene Wort *pig* stand.

Verständlich, dass in der Öffentlichkeit sich Angst breit machte. Die ›Manson-Morde‹ am 9. August 1969 in Los Angeles, denen vierundzwanzig Stunden später die ›La-Bianca-Morde‹ folgten, hatten auf der Welt Entsetzen hervorgerufen. Die Presse sprach von ›durch Drogen herbeigeführtem Kult-horror‹, nachdem Einzelheiten der Massaker bekannt geworden waren. Die Schuld gab man zu gleichen Teilen den Beatles wegen ihres Songs ›Helter Skelter‹, dem Vietnam-Krieg, der kalifornischen Hippie-Bewegung, Woodstock, langen Haa-

ren, dem Marihuanakonsum und der freien Liebe. Der Gedanke, dass diese amerikanischen Krankheiten den Atlantik überquert und im gutbürgerlichen Bournemouth zu einer grausamen Bluttat geführt hatten, war so schockierend, dass die gesamte Öffentlichkeit aufatmete, als am Sonntag, dem 7. Juni, Howard Stamp ein Geständnis ablegte.

Es war nicht die Tat einer Bande, es war eine rein familiäre Angelegenheit gewesen. Stamp, ein geistig zurückgebliebener Zwanzigjähriger mit einer auffallenden Hasenscharte, war Grace Jefferies' Enkel. Er war schon in der Schule wegen Schwänzens und absonderlichen Verhaltens auffällig geworden, und es war bekannt, dass er arbeitsscheu war und krankhaft auf die Rockgruppe Cream fixiert, insbesondere auf deren Schlagzeuger, Ginger Baker. Man hielt ihn sechsuunddreißig Stunden zur Befragung fest, und am Sonntagmorgen um vier gestand er endlich den Mord. Ein Anwalt war nicht zugegen, und da Stamp Analphabet war, schrieben andere seine Aussage für ihn nieder. Der Fall war klar, und der Beschuldigte wurde ordnungsgemäß vor Gericht gestellt und im August 1971 verurteilt.

### **Beunruhigende Parallelen**

Genauso klar waren in den Fünfzigerjahren die Fälle Timothy Evans und Derek Bentley gewesen, die beide mit Schuldsprüchen endeten, sowie 1973 der Fall des Stephen Downing, der wegen Mordes

an Wendy Sewell verurteilt und 1975 der Fall des Stefan Kiszko, der des Mordes an Lesley Molseed für schuldig befunden wurde. Alle vier Männer waren wie Stamp Analphabeten mit körperlichen und/oder geistigen Behinderungen und in hohem Maß anfällig für polizeiliche Beeinflussung.

Timothy Evans, zum Zeitpunkt seiner Verurteilung sechsundzwanzig Jahre alt, war geistig zurückgeblieben und des Schreibens und Lesens nicht mächtig. Derek Bentley, neunzehn Jahre alt, war geistig behindert. Downing, ein körperlich unterentwickelter Siebzehnjähriger, hatte die geistige Reife eines Elfjährigen. Und Kiszko, vierundzwanzig, der am XXY-Syndrom litt, hatte unentwickelte Hoden und wurde als ›Kind in einem Männerkörper‹ beschrieben. Drei dieser Männer wurde der Kontakt zu einem Rechtsbeistand verwehrt, und sie legten Geständnisse ab, die sie später mit der Begründung zurückzogen, die Polizei habe sie zu ihrer Aussage genötigt oder habe selbst die Aussagen abgefasst. Der vierte, Derek Bentley, der sich in Polizeigewahrsam befand, als sein sechzehnjähriger Mitangeklagter, Christopher Craig, den Constable Sidney Miles erschoss, bezichtigte die Polizeibeamten der Lüge. Diese behaupteten nämlich, er habe Craig den Befehl zu dem Mord zugerufen und sei daher des ›gemeinschaftlich begangenen Mordes‹ schuldig.

Die feste Überzeugung der Polizei und der



Staatsanwaltschaft von der Schuld dieser Männer bewirkte, dass bei den Ermittlungen schlampig gearbeitet und Beweismaterial unterdrückt wurde. Obwohl man damals klar erkannte, dass alle vier Männer emotional unreif und geistig zurückgeblieben waren, wurden diese Tatsachen weder bei den Vernehmungen noch bei den Verfahren gegen sie in irgendeiner Weise berücksichtigt. Man könnte sogar das Gegenteil behaupten: Man machte sich ihre Wehrlosigkeit zunutze, um ein schnelles Urteil zu erreichen. Jahre mussten vergehen, ehe ihre Ehre wiederhergestellt wurde – in Bentleys Fall ein halbes Jahrhundert –, und heute steht fest, dass sie Opfer der vier gravierendsten Justizirrtümer des zwanzigsten Jahrhunderts waren.

### **Reformen des Rechtssystems**

Zwei Gesetze, PACE (Police and Criminal Evidence Act), das die polizeiliche Ermittlungsarbeit betrifft und 1984 erlassen wurde, und CPIA (Criminal Procedure and Investigations Act), das das Strafverfahren angeht und 1996 erlassen wurde, befassten sich verspätet mit vielen der Fragen, die bei den Vernehmungen in den Fällen Downing und Kiszko aufgeworfen wurden, obwohl zur Zeit des 1984 erlassenen Gesetzes noch keiner der beiden Fälle überprüft worden war. Den Hauptanstoß zu dieser Reform hat beinahe mit Sicherheit die so genannte ›Operation Countryman‹ gegeben, eine interne

Polizeiuntersuchung in den Siebzigerjahren, bei der erschreckende Korruptionspraktiken innerhalb der Londoner Metropolitan Police aufgedeckt wurden. Damals wurden Chief Superintendent Ken Drury vom Überfallkommando und zwölf weitere Beamte von Scotland Yard zu Gefängnisstrafen verurteilt, weil sie für Geld Beweismaterial gefälscht hatten.

Das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Polizei war unheilbar zerstört, und die Unzufriedenheit mit dem gesamten Strafrechtssystem wuchs in dem Maß, wie Zweifel an der Rechtmäßigkeit einzelner Schuldsprüche aufkamen. Es kam zu Protestkampagnen gegen angebliche Fehlurteile wie in den Fällen der Vier von Guildford – die 1989 freigelassen wurden; der Sechs von Birmingham – 1991 freigelassen; und der Vier von Bridgwater – 1997 freigelassen. Urteilsrevisionen gab es auch in den Fällen der Drei von Cardiff und der Drei vom M25. 1999, als bekannt wurde, dass das Dezernat für Schwerverbrechen der Polizei der West Midlands Beweismaterial gefälscht, Verdächtige gefoltert und falsche Geständnisse präsentiert hatte, wurden dreißig Urteile aufgehoben. Derzeit sind noch Dutzende von Berufungsverfahren zu erwarten.

### **Stephen Downing**

Stephen Downing war achtundzwanzig Jahre in Haft, bevor ihm 2002 das zuständige Berufungsgericht seine Freiheit zurückgab. Nachdem der

schmächtige und schüchterne Siebzehnjährige, der unter einer Lernbehinderung litt, neun Stunden lang, also fast bis zur Erschöpfung, vernommen worden war, unterschrieb er eine Erklärung, in der er gestand, auf dem Friedhof in Bakewell, Derbyshire, wo er arbeitete, eine junge Frau mit dem Stiel einer Spitzhacke niedergeschlagen zu haben. Bei den Vernehmungen war kein Rechtsanwalt zugegen, der den Jungen hätte beraten können, und seinem Vater wurde nicht gestattet, ihn zu sehen. Zu dem Zeitpunkt, als er das Geständnis unterschrieb, war das Opfer, Wendy Sewell, bewusstlos, aber noch am Leben, und die Kriminalbeamten versicherten dem Jungen, wenn er unschuldig sei, würde Wendy Sewell ihn entlasten, sobald sie das Bewusstsein wiedererlangt habe. Die junge Frau starb zwei Tage später, und Downing wurde des Mordes an ihr angeklagt.

Er widerrief sein Geständnis unverzüglich, doch auf ebendieses Geständnis stützte im folgenden Jahr die Anklage ihre ganze Beweisführung vor dem Crown Court, dem staatlichen Gericht für schwere Straftaten, in Nottingham. Er wurde schuldig gesprochen und erhielt eine lebenslängliche Haftstrafe, mit der Empfehlung, dass er siebzehn Jahre davon verbüßen solle. Demzufolge hätte er 1989 entlassen werden können; aber weil er alle Schuld an dem ihm vorgeworfenen Verbrechen beharrlich bestritt, wurden seine Anträge auf vorzeitige Entlassung

abgelehnt. Im britischen Strafrechtssystem ist Reue eine unerlässliche Voraussetzung für vorzeitige Entlassung, ein Strafgefangener, der seine Tat leugnet, wird nicht berücksichtigt. Das heißt, dass jeder Unschuldige, der seinen guten Namen auch im Angesicht einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe verteidigt, in der Falle sitzt.

Beinahe drei Jahrzehnte nach der Ermordung Wendy Sewells räumte der Vorsitzende Richter des Berufungsgerichts, Lord Justice Pill, ein, dass bei Downings Vernehmung Fehler gemacht worden waren. Das Gericht, erklärte er, könne nicht gewiss sein, dass Mr. Downings erstem Geständnis vor der Polizei Glauben zu schenken sei, und daraus folge, dass seine Verurteilung nicht rechtmäßig erfolgt sei. Downing erhielt die Freiheit und seinen guten Namen zurück, aber das Berufungsgericht kam nicht ohne Vorwürfe davon. Don Hale, ein engagierter Journalist, der sich sieben Jahre lang bemüht hatte, die Öffentlichkeit auf Downings unglückliche Situation aufmerksam zu machen, schrieb: ›Mich beunruhigt die Frage, wie viele ähnliche Fälle in unserem Strafvollzugssystem begraben sind.‹

### **Stefan Kiszko**

Ein solcher Fall war der des Stefan Kiszko, der 1975 von der Polizei in Zusammenhang mit der Ermordung der elfjährigen Lesley Molseed in Rochdale vernommen wurde. Von Kiskos Täterschaft über-

zeugt, ignorierten die Polizeibeamten seine Unreife und mangelnde soziale Kompetenz, hielten es nicht für nötig, den jungen Mann auf sein Recht auf den Beistand eines Rechtsanwalts hinzuweisen, erlaubten ihm nicht, seine Mutter (der einzige Mensch, der ihm näher stand) zu sehen und belehrten ihn erst lange nachdem sie ihn zum Hauptverdächtigen erkoren hatten über seine Rechte. Als er schließlich gestand, tat er es nur, weil die Polizeibeamten ihn glauben machten, er dürfe nach Hause gehen, sobald er sagte, was sie hören wollten.

Wie Downing widerrief er augenblicklich sein Geständnis, und wie im Fall Downing wurde dieses Geständnis zum Fundament, auf das sich die gesamte Beweisführung der Anklage stützte. Ein Teil von Kiskzos Aussage war ein falsches Geständnis: Er gab zu, sich einige Wochen zuvor vor zwei halbwüchsigen Mädchen, die ihn benannt und identifiziert hatten, entblößt zu haben. Sechzehn Jahre später, als Kiskzo vom Berufungsgericht freigesprochen wurde, bekannten diese beiden Mädchen, mittlerweile erwachsene Frauen, dass sie die *ganze* Geschichte erfunden hatten, nachdem sie einen Taxifahrer dabei beobachtet hatten, wie er hinter einem Busch urinierte. Noch verwerflicher war, dass die Polizei beim Prozess gegen Kiskzo Beweise unterschlug, von denen sie wusste, dass sie Kiskzos Unschuld belegen würden.

Kiskzo, der an Hypogenitalismus litt, war unfrucht-

bar. Das war der Polizei 1975 bekannt. Eine im Rahmen der Ermittlungen genommene Samenprobe Kiskos hatte kein Sperma enthalten. Der Pathologe, der Lesley Molseeds Kleidung untersucht hatte, hatte aber in den Samenflecken auf ihrer Unterwäsche Sperma gefunden. Die Polizei unterschlug diesen Sachverhalt sowohl der Verteidigung als auch dem Gericht, er kam erst ans Licht, als 1990 eine Prüfung des Falls angeordnet wurde. Zwei Jahre später, als das Berufungsgericht über einen Antrag Kiskos verhandelte, sagte der Richter, Lord Chief Justice Lane: »Es ist erwiesen, dass dieser Mann nicht fähig ist, Sperma zu bilden. Das Sperma, das auf Schlüpfer und Rock des Mädchens sichergestellt wurde, kann daher nicht von ihm stammen, und er kann infolgedessen nicht ihr Mörder sein.«

Kiskos wurde unverzüglich auf freien Fuß gesetzt. Aber die Brutalität seiner Mitgefangenen, die ihn häufig misshandelt hatten, hatte ihn in eine Welt der Wahnvorstellungen getrieben, wo an jeder Ecke Verschwörer lauerten. Er war überzeugt, dass selbst seine Mutter – eine einsame Stimme, die unerschütterlich seine Unschuld beteuerte – Teil der Verschwörung gewesen war, ihn zum Schuldigen zu machen, und brauchte erst neun Monate der Rehabilitation, ehe er zu ihr nach Hause zurückkehren konnte. Er starb anderthalb Jahre später, körperlich und seelisch am Ende. Seine Mutter folgte ihm sechs Monate danach.

Die öffentliche Empörung über die Art und Weise, wie man mit Kiszko umgesprungen war, war riesengroß. Nur wenigen war klar, dass sie selbst mit ihrem blutdürstigen Geschrei nach der Ermordung eines Kindes den Druck auf die Polizei, einen Schuldigen zu finden, verstärkt hatten.

### **Howard Stamp**

Stamp, der in der Schule wegen seiner Hasenscharte und seiner Sprechbehinderung gnadenlos gehänselt wurde, war als Schulschwänzer und ›arbeits-scheu‹ abgestempelt worden, nachdem er sich aus Angst vor seiner Umwelt immer mehr abgekapselt hatte. »Jedes Mal, wenn er aus dem Haus gegangen ist, haben sie ihn verspottet«, sagte seine Mutter zu seiner Verteidigung. »Er hat komisch ausgesehen und konnte nicht lesen und schreiben.«

Heute würde man ihm das Etikett ›autoaggressiv‹ aufdrücken. Er litt nicht nur an einer schweren Essstörung – er war zum Erbarmen dünn und körperlich unterentwickelt –, sondern pflegte sich außerdem mit Rasierklingen in die Arme zu schneiden. Seine Mutter war unfähig, derartige Verhaltensstörungen, die in den Sechzigerjahren noch kaum anerkannt waren, zu begreifen oder mit ihnen umzugehen, und bat ihren Hausarzt, den Sohn für geisteskrank erklären zu lassen, bevor er »mit seinen Rasierklingen auf andere losgeht«.

Dieses Ansinnen der Mutter überzeugte die Polizei

davon, dass Howard Stamp des brutalen Mordes an seiner siebenundfünfzigjährigen Großmutter Grace Jefferies am Mittwoch, dem 3. Juni 1970, schuldig sei. Man fand Grace Jefferies in einem »Blutbad« in ihrer Wohnung in der Mullin Street in Highdown an der Grenze zwischen Bournemouth und Poole, sie war mit fünfunddreißig Messerstichen getötet worden. Die Presse sprach von einem »Mord der tausend Schnitte«, weil die meisten Verletzungen sich an ihren Armen und Beinen befanden, was nahe legte, dass sie eine ganze Zeit lang gefoltert worden war, ehe ihr Mörder ihr die Kehle durchgeschnitten hatte. Dem Pathologen zufolge hatte sie versucht, nach oben, in ihr Schlafzimmer, zu entkommen, während ihr Peiniger mit einem Tranchiermesser auf ihre Arme und Beine eingestochen hatte.

Stamp geriet unter Tatverdacht, als sich Zeugen meldeten, die aussagten, sie hätten ihn am Mittwoch, dem 3. Juni, zwei Tage vor Auffinden des Leichnams am Freitag, dem 5. Juni, aus Grace Jefferies' Haus laufen sehen. Blutflecken auf seiner Kleidung schienen den Tatverdacht zu bestätigen, und schließlich gestand er nach sechsunddreißigstündiger Vernehmung den Mord. Wie Downing und Kiszko hatte auch er keinen Anwalt zur Seite und widerrief sein Geständnis schon kurze Zeit später. Er gab zwar zu, Hals über Kopf aus dem Haus seiner Großmutter gerannt zu sein, behauptete jedoch, diese sei bereits tot gewesen, als er



mit seinem Zweitschlüssel das Haus betreten habe. Außer sich vor Entsetzen über das, was er vorgefunden hatte, war er nach Hause geflüchtet und hatte sich in seinem Zimmer eingesperrt, viel zu tief erschüttert, um mit irgendjemandem über das zu sprechen, was er gesehen hatte. Erst weitere achtundvierzig Stunden später meldete ein Briefträger, dass Grace Jefferies' Vorhänge schon seit mehreren Tagen nicht mehr aufgezogen worden seien.

Auf den ersten Blick schien der Fall klar, doch in der Beweisführung gab es eine Menge Ungereimtheiten. So schätzte der Pathologe zunächst, dass Grace Jefferies zum Zeitpunkt ihrer Auffindung bereits vier Tage tot gewesen sei. Später machte man aus den vier Tagen achtundvierzig Stunden, weil das mit den Zeugenaussagen besser vereinbar war. Im Prozess erklärte der Pathologe die Diskrepanz als einen »Schreibfehler«, und die Verteidigung versuchte nicht, ihn in die Enge zu treiben. In ähnlicher Manier erklärte der Briefträger, der die Polizei auf Grace Jefferies' geschlossene Vorhänge aufmerksam gemacht hatte, dass er, als er von »mehreren Tagen« gesprochen hatte, »höchstens zwei« gemeint habe. Auch hier unterließ es die Verteidigung, den Zeugen energisch ins Verhör zu nehmen.

Die Blättchen geronnenen Bluts an den Knien von Stamps Hose und den Manschetten seines Hemds bestätigen seine Aussage: dass er neben seiner reglos daliegenden Großmutter niederkniete

(zwei Tage nach ihrer Ermordung, wenn die erste Schätzung des Pathologen gestimmt hat), um zu sehen, ob sie tot war. Sie passen allerdings nicht zu der Behauptung von Polizei und Staatsanwaltschaft, dass er ein Bad nahm, um sich Grace' Blut abzuwaschen, und dann, frisch gekleidet, eine blutbespritzte Wand streifte, als er ging. Wenn das zuträfe, wäre das Blut noch flüssig genug gewesen, um von den Gewebefasern absorbiert zu werden, und nicht Stamps Knie und Manschetten wären dann die Kontaktpunkte gewesen, sondern sein Rücken, sein Gesäß, seine Schultern oder Oberschenkel.

Die Verteidigung versuchte, die forensischen Befunde zu erschüttern, die vor allem auf den Untersuchungen von Haaren und Proben getrockneten Schaums beruhten, die an den Seitenwänden und rund um dem Ablauf der Wanne sichergestellt worden waren. Die Anklage behauptete, Stamp habe sich nach dem Mord in die volle Wanne gesetzt, um sich zu säubern. Beide Seiten waren sich einig darin, dass Grace' Mörder nach der Tat voller Blut gewesen sein musste. Die Anklage vertrat die Ansicht, dass Stamp den Mord entweder nackt begangen oder blutige Kleidungsstücke aus dem Haus entfernt habe. Diese zweite Vermutung gewann an Wahrscheinlichkeit, als ein Zeuge aussagte, Stamp habe bei seiner Flucht aus dem Haus eine schwarze Plastiktasche getragen. (Diese Tasche wurde trotz intensiver Suche der Polizei nie gefunden.)

Im Schaum wurde Blut festgestellt, das Grace' Blutgruppe angehörte, und die Haare wurden als von Stamp stammend identifiziert. Zusätzlich wurden an der Badezimmertür und auf dem Toilettensitz Stamps Fingerabdrücke sichergestellt. Es gelang Adam Fanshaw, dem Verteidiger, die Fingerabdrücke als Beweismaterial mit dem Argument aus der Welt zu schaffen, dass Stamp regelmäßig im Haus seiner Großmutter verkehrt hatte. Was jedoch die Haare als Beweismittel anging, so vereitelte Stamp selbst die Bemühungen seines Verteidigers durch sein Beharren darauf, dass er in Grace' Haus nie ein Bad genommen habe.

Der medizinische Gutachter der Verteidigung, der Pathologe Dr. John Foyle, berief sich zum Beweis dafür, dass die gefundenen Haare nicht notwendigerweise von Stamp stammen müssten, auf Professor Keith Simpson, den bekannten Gerichtspathologen, der 1943 im Leckey-Prozess<sup>2</sup> Folgendes bemerkte:

<sup>2</sup> Der Artillerist Dennis Leckey wurde 1943 wegen Mordes an Caroline Taylor vor Gericht gestellt. Obwohl schuldig gesprochen und zum Tode verurteilt, wurde Leckey vom Berufungsgericht für Strafsachen wegen eines Formfehlers freigesprochen und auf freien Fuß gesetzt. Professor Simpsons Kommentar bezog sich zwar auf einen Fall aus dem Jahr 1943, doch er besaß auch fünfunddreißig Jahre später noch Gültigkeit, als er in *Professor Keith Simpson: Eine Autobiographie*, Harrap Limited, 1978, erneut abgedruckt wurde.

Das Wort identisch bedeutet nicht, dass die Haare notwendigerweise von ein und derselben Person stammen. Es bedeutet lediglich, dass sie von ihr stammen *könnten*. Genauer lässt sich über Haare niemals sagen. Identische Haare sind kein zwingender Beweis wie etwa Fingerabdrücke; denn sie sind viel weniger aussagekräftig.

Leider fiel Dr. Foyle im Kreuzverhör um, als Fanshaw nichts unternahm, um ihn vor den höhnischen Bemerkungen der Anklage, die ihm Unerfahrenheit und Publicitysucht unterstellte, in Schutz zu nehmen. Mit fliegenden Fahnen ins andere Lager wechselnd, erklärte er, es sei ebenso wahrscheinlich, dass die Haare »bei früherer Gelegenheit« in der Wanne zurückgeblieben seien, womit er praktisch sagte, dass die Haare von Stamp stammten. Stamps Mutter Wynne war ihrem Sohn keine Hilfe, sie hätte niemals als Zeugin gerufen werden sollen. Sie war eine äußerst schüchterne Frau von minderer Intelligenz, die nur stammelnd ihre Aussage machte und viele der Fragen, die ihr gestellt wurden, falsch verstand. Sie nutzte ihren Auftritt vor Gericht, um ihre eigenen Probleme ins Rampenlicht zu rücken – »... was ich wegen Howards körperlichen und geistigen Problemen alles durchgemacht habe, kann sich kein Mensch vorstellen ... für Leute wie mich sollte es Hilfe geben ...« Sie konnte keine Erklärung dafür liefern, warum Howard am Mittwoch seine

Großmutter aufgesucht hatte, obwohl er an diesem Nachmittag eigentlich seine neue Stellung bei der Firma Jannerway & Co (einer örtlichen Molkerei) hätte antreten sollen. Er sei eben »ein fauler Kerl«, sagte sie nur, hielt aber unerschütterlich an ihrer Überzeugung fest, dass Howard seiner Großmutter niemals etwas angetan hätte. »Er ist immer zu ihr gegangen, wenn er deprimiert war. Sie hat ihn verstanden, weil sie auch eine Gaumenspalte hatte. Das liegt in der Familie.«

Grace hatte sich infolge ihrer Behinderung (da die Gaumenspalte nicht operiert worden war, litt sie an einer schweren Sprechstörung) ebenso von den Menschen zurückgezogen wie später ihr Enkel. 1928, mit fünfzehn Jahren, war sie als Dienstmädchen »in Stellung gegangen«, ein Jahr später hatte sie Wynne zur Welt gebracht. Über den Vater war nichts bekannt. Die Tatsache allerdings, dass die Familie, bei der sie angestellt war, sie behielt und ihr das Kind ließ, legt die Vermutung nahe, dass sie von einem Mitglied dieser Familie vergewaltigt worden war. Zehn Jahre später, mit sechsundzwanzig, heiratete sie Arthur Jefferies, dreiundvierzig; Seemann der Handelsmarine, der Wynne adoptierte und mit Mutter und Kind in das Haus in Highdown (Bournemouth) zog, in dem Grace den Rest ihres Lebens verbrachte.

Tragischerweise kam Arthur 1942 bei einem Angriff auf einen Nordseekonvoi ums Leben, und

Grace wurde Witwe, noch ehe sie dreißig war. Drei Jahre später lernte Wynne, gerade einmal sechzehn Jahre alt, Fred Stamp kennen, einen landwirtschaftlichen Arbeiter aus Bere Regis in Dorset, und heiratete ihn. Die Ehe war von kurzer Dauer – Wynne gab der ›Hässlichkeit‹ ihres Kindes die Schuld an dem Bruch –, und Mutter und Sohn kehrten nach Bournemouth zurück, wo sie in eine Sozialwohnung am Colliton Way zogen, knapp einen Kilometer von Grace' Haus in der Mullin Street entfernt. Es gibt zwar keine Anhaltspunkte dafür, dass Grace und Wynne sich nicht verstanden, jedoch scheinen die beiden Frauen wenig miteinander zu tun gehabt zu haben.

Grace wurde von ihren Nachbarn als »merkwürdig«, »exzentrisch«, »eigenbrötlerisch«, »menschen-scheu«, »nicht sehr umgänglich« beschrieben. Wahrscheinlich trafen alle diese Adjektive auf sie zu, da ihr der alltägliche soziale Umgang mit anderen so schwer gefallen sein dürfte wie ihrem Enkel. Sie hatte jedenfalls kaum Besuch, wenn auch Wynne wahrscheinlich vor allem deshalb so selten kam, weil sie kein Auto hatte und tagsüber als Packerin bei Brackham & Wright arbeitete, der Werkzeugfabrik in der Glazeborough Road.

Es gibt Hinweise darauf, dass Stamp regelmäßig zu seiner Großmutter ging, wenn er die Schule schwänzte. Nachbarn erwähnten, dass sie in den Fünfzigerjahren während der Sommermonate des

Öfteren ein Kind im Garten gesehen hätten. Wenn das stimmt, so hat Grace seiner Mutter oder den Schulbehörden dies nie berichtet. Stamp wird daraus geschlossen haben, dass das Haus seiner Großmutter sichere Zuflucht vor Peinigern bot. Sicher ist, dass er später, als er älter war, häufiger kam, deshalb konnten ihn die Zeugen, die ihn davonlaufen sahen, so mühelos identifizieren. »Es war dieser dürre Enkel«, sagte einer. »Er hat sich immer bei Grace versteckt, um sich vor der Arbeit zu drücken.«

Beim Prozess behauptete die Anklage, Stamps Labilität und autoaggressive Störung hätten sich in einem Maß verschlimmert, dass Grace Angst vor ihm bekam. Zum Beweis zitierte sie einen Brief an Wynne, in dem Grace schrieb: »Howard hat wieder angefangen zu brüllen, obwohl er weiß, dass mir das Angst macht. Ich habe ihm gesagt, dass ich ihn bei der Polizei anzeige, wenn er so weitermacht.« An anderer Stelle, die von der Anklage unerwähnt blieb, fügte sie hinzu: »Ich habe gesagt, wenn er nur ein nettes Mädchen kennen lernen würde, dann würde es ihm auch besser gehen, aber er hat gesagt, ich soll den Mund halten. Du hättest mit denen von der Polizei reden sollen, wie sie ihn damals ausgelacht haben, weil die anderen ihn immer verspotten. Das hat ihn fertig gemacht. Er sagt, dass das nur Zeitverschwendung wäre, aber ich hab ja auch jemanden gefunden, ich meine, Arthur.«

Die Verteidigung hat da nicht eingehakt, obwohl sie es aus zwei Gründen hätte tun sollen. Erstens wollte Grace zweifelsohne Folgendes sagen: Howard hat mich wieder angebrüllt, und das macht mir Angst, weil ich nicht weiß, wie ich ihm helfen soll. Ich habe ihm mit der Polizei gedroht, um ihn zum Schweigen zu bringen. Wir wissen beide, dass er vor der Polizei Angst hat. Die Beamten haben sich über ihn lustig gemacht, als er ihnen erzählte, dass er gehänselt und schikaniert wird, und seitdem traut er der Polizei nicht mehr. Zweitens: Wenn Stamp vor der Polizei Angst hatte, dann kann man sich auf nichts, was er bei der Vernehmung sagte, verlassen. Ganz im Gegenteil, sein Geständnis legt nahe, dass er sie lieber mit einem Mordgeständnis schockierte, als sich von ihnen dafür verspotten zu lassen, dass er sich aus reinem Entsetzen in seinem Zimmer eingeschlossen hatte.

Stamps Fall wurde nie wieder aufgerollt, weil er sich 1973 erhängte. Doch selbst ein nur oberflächlicher Vergleich von Wynne Stamps Aussage mit der Beweisführung der Anklage zeigt alarmierende Diskrepanzen. Wynne sagte von ihrem Sohn, er sei »an Geld nie interessiert« gewesen, weil »er es hasste, einkaufen zu gehen«. Die Anklage brachte vor, »jede Schublade in Grace' Haus war herausgezogen. Das lässt vermuten, dass entweder der Mörder nach Geld und Wertgegenständen suchte, oder aber Grace einen Einbrecher überraschte.« Wynne



behauptete, sie sei keine »gute Hausfrau«, ihr Sohn habe ständig hinter ihr »aufgeräumt«. Die Anklage beschrieb Grace' Haus als einen »Schauplatz der Verwüstung«. Wynne sagte aus, ihr Sohn habe sich seiner zerschnittenen Arme geschämt und langärmelige Hemden und Pullover getragen, um sie vor ihr zu verbergen. Die Anklage sagte, »einem Mann, der Lust dabei empfand, sich selbst mit einem Rasiermesser zu verletzen, muss es *Vergnügen* bereitet haben, mit einem Messer auf eine Frau loszugehen, die vor ihm Angst hatte«.

Stamp wurde von seinen Verteidigern fraglos völlig im Stich gelassen. Daraus ergibt sich unausweichlich die Schlussfolgerung, dass sie von seiner Schuld genauso überzeugt waren wie die Polizei und die Anklage. Warum, ist schwer zu verstehen. Auch wenn seine sozialen Kompetenzen zu wünschen übrig ließen, auch wenn er rein äußerlich eher abstoßend wirkte, so war er doch offensichtlich ein verletzlicher junger Mann mit wenig Selbstachtung und schweren emotionalen Störungen. Zur Beweisführung der Anklage würde die Theorie passen, dass Stamp ein unerkannter paranoider Schizophrener war, der eines Tages in einem wahnhaften Ausbruch von Gewalt eine Frau angriff, die ihn liebte.

Es gibt keine Beweise, die diese Theorie untermauern würden. Er wurde von zwei Psychiatern auf seinen Geisteszustand untersucht, und keiner

von beiden diagnostizierte eine Schizophrenie. Der psychologische Gutachter der Anklage beurteilte Stamp als »ichbezogen und introvertiert, sonst jedoch normal«. Der Gutachter der Verteidigung fand ihn »depressiv und suizidal«.

Howard ist Analphabet mit einem niedrigen IQ, was bedeutet, dass es ihm schwer fällt, einfache Anweisungen zu verstehen ... Er ist äußerst zurückgenommen, insbesondere wenn er über sich selbst sprechen soll, sieht seinem Gesprächspartner nicht in die Augen und verdeckt seine untere Gesichtshälfte mit den Händen. Grund für diese Schamhaftigkeit, die einer fixen Idee gleichkommt, ist eine schlecht operierte Hasenscharte ... Howard zeigt Anzeichen von Agoraphobie und verrät durch sein Verhalten fortwährend, dass er sich selbst für wertlos hält ... Diese emotionalen Schwierigkeiten machen ihm in der Untersuchungshaft besonders zu schaffen, er fürchtet jegliche Interaktion mit den Beamten und anderen Einsitzenden ... Diese Gefühle von Unzulänglichkeit machen ihn depressiv und suizidal.

Sein Mangel an Vertrauen zu sich selbst und seinen Beziehungen mit anderen ist Besorgnis erregend. Ihm fehlt jegliche Selbstliebe, und er scheint davon überzeugt, dass er Strafe verdient. Aus diesem Grund hat er es sich in der Pubertät angewöhnt, seine Arme mit Schnitten zu verlet-

zen, und seit er im Gefängnis ist, verweigert er die Nahrungsaufnahme. Meiner Meinung nach leidet er schon seit geraumer Zeit an Anorexia nervosa, einer Essstörung, die bei jungen Männern relativ selten vorkommt. Auslöser dieser Störung kann die Überzeugung sein, man sei unattraktiv ... In Howards Fall ist offensichtlich die deformierte Lippe die Hauptursache.

... Ich halte ihn für nicht prozessfähig. Er ist nicht in der Lage, sich objektiv den Vorwürfen zu stellen. Hinzu kommt, dass die öffentliche Zurschaustellung seiner Person vor Gericht ihn derart quälen wird, dass eine Befragung gar nicht durchführbar ist.<sup>3</sup>

Die Empfehlungen des Gutachters der Verteidigung wurden nicht berücksichtigt, und Stamp wurde für prozessfähig befunden. Nach dem heutigen Wissensstand auf dem Gebiet der Essstörungen ist es wahrscheinlicher, dass der junge Mann an einer körperdysmorphen Störung litt, auch body dysmorphic disorder, kurz BDD, genannt. Diese Störung ist im Spektrum der Zwangsstörung angesiedelt und ist keine Variante der Anorexie oder Bulimie, auch wenn Selbstbeschädigung und die Weigerung zu essen bei einer Verschlimmerung der Störung zu ihren Symptomen gehören. Bezeichnend

<sup>3</sup> Aus *Clinical Studies* von Dr. Andrew Lawson (Random House, US, 1975)

für diese Störung ist eine obsessive Beschäftigung mit einem eingebildeten oder tatsächlichen Makel in der eigenen Person, meistens im Gesicht, wobei der Betroffene den Spott seiner Umwelt fürchtet. Im Allgemeinen beginnt die Störung in der Pubertät, wird chronisch und kann, wenn sie unbehandelt bleibt, zu Einsamkeit, Isolation, schwerer Depression und sogar Suizid führen.

Wenn Stamp tatsächlich an dieser Störung litt, ist es wenig wahrscheinlich, dass er seine Großmutter getötet hat. Sie war der einzige Mensch, in dessen Gesellschaft er sich wohl fühlen konnte, denn sie war so gehandikapt wie er. Zwar hatte sie keine Hasenscharte, aber sie hatte beim Sprechen mit noch größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als er, sie hatte kaum Freunde und scheute sich so sehr wie er davor, das Haus zu verlassen. Sie waren zwei vom selben Schlag, und man muss die Fantasie schon arg strapazieren, um sich vorzustellen, dass Stamp sich so drastisch verändert haben soll, dass er, der bisher in obsessiver Weise mit sich selbst beschäftigt war, dessen Hass und gewalttätige Aggressionen sich einzig gegen die eigene Person richteten, aus dieser Introversion herausgetreten sein soll, um sich mit einem Messer auf den einzigen Menschen zu stürzen, der ihn beschützte.

Selbst wenn Grace versucht hat, ihn mit Vorschlägen, dass er sich »ein nettes Mädchen« suchen solle, aus seiner Depression herauszuholen, weil bei

ihr ja auch alles besser geworden war, nachdem sie »Arthur gefunden« hatte, und Stamp daraufhin wütend wurde, scheint er doch nie Schlimmeres getan zu haben, als zu schimpfen und zu brüllen. Vielleicht hatte Wynne den gleichen Vorschlag gemacht, und mit dem gleichen Resultat. Im Prozess sagte sie: »Er hatte Frauen lieber als Männer, aber sie mochten ihn nicht. Das machte ihn wütend.«

Die Anklage interpretierte das als »Wut gegen Frauen – gegen eine Frau, seine Großmutter, Grace Jefferies, die angefangen hatte, sich vor ihm zu fürchten«. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass Stamp Frustration äußerte, als seine Mutter und seine Großmutter ihn drängten, sich »ein Mädchen zu suchen«, weil er wusste, wie schmerzhaft und vergeblich ein solches Unterfangen sein würde. Sein Selbstmord drei Jahre später ist wohl Zeugnis genug dafür, wie schwierig es für ihn war, Freundschaften zu schließen, sei es mit Männern oder mit Frauen. Ein Gefängnisbeamter sagte bei der amtlichen Untersuchung des Todesfalls: »Er war sehr schüchtern. Die anderen Inhaftierten haben ihn deswegen oft gehänselt. Er ist nur aus seiner Zelle herausgekommen, wenn es ihm befohlen wurde.«

Wie einsam muss Stamp sich gefühlt haben, wie verzweifelt muss er gewesen sein, als er erkennen musste, dass selbst seine Mutter von seiner Schuld überzeugt war. »Von dem Tag an, als er nach

Dartmoor kam, habe ich ihn nicht mehr besucht«, sagte Wynne bei der amtlichen Untersuchung seines Todes. »Wir hatten einander nichts zu sagen, und es war eine weite Fahrt.« Der Coroner, dem es vermutlich darum ging, jeden Verdacht auf Mord durch Dritte auszuschließen, fragte Wynne, ob Howard ihrer Meinung nach ein Mensch gewesen sei, der selbst Hand an sich legen würde. Sie antwortete: »Er hatte eine Menge auf dem Gewissen.«

### **Aber hat er es wirklich getan?**

Wenn es darum geht, alte Fälle neu aufzurollen, begnügt die Polizei sich mit Lippenbekenntnissen. Infolge knapper finanzieller Mittel und des Zeitdrucks durch die ständig steigende Zahl von Verbrechen besteht überhaupt keine realistische Chance, dass jemals ein neuer Verdächtiger unter Anklage gestellt werden wird. Die gespeicherten Daten und die Indizien reichen nicht aus, um ein Vierteljahrhundert nach der Tat gegen eine zweite Person Anklage zu erheben. Es versteht sich von selbst, dass die Polizei, wenn sie einmal einen Schuldigen gefunden zu haben meint, prinzipiell keine Zeit darauf verwendet, nach Beweisen zu seiner Entlastung zu suchen – daher auch die in den Gesetzen PACE und CPIA verankerten Reformen. Hinzu kommt, und das ist für einen Prozess relevant, dass das Gedächtnis von Zeugen, deren

Aussagen nie nachgegangen wurde, zwanzig oder dreißig Jahre später als »unzuverlässig« betrachtet werden wird.

Dennoch hat sich das Blättchen zu Ungunsten von Mördern gewendet, die »ungeschoren davongekommen sind«, seit in England 1987<sup>4</sup> der DNA-Fingerabdruck als Beweismittel zugelassen wurde. Zwar wurde bis heute mit Hilfe dieser Methode kein Justizirrtum bereinigt, der Schlagzeilen gemacht hätte; es wurde jedoch eine Anzahl ungelöster Morde aufgeklärt.

1970 war der DNA-Fingerabdruck noch Zukunftsmusik, aber den Presseberichten über den Prozess im April 1971 ist zu entnehmen, dass die Polizei in Grace' Haus Indizien sicherstellte, die selbst heute noch Stamps Unschuld beweisen könnten.

»Die Anklage behauptet, dass ein im Haus gefundenes T-Shirt Howard Stamp gehörte. Die Verteidigung bestritt das, obwohl Wynne Stamp später einräumte, dass ihr Sohn ›so eines‹ besessen habe« (*The Times*, Dienstag, 13. April 1971). »Handschuhe gefunden – Polizei stellt Verbindung zu Jefferies-Bluttat her« (Schlagzeile – *Sun*, Mittwoch, 14. April 1971). »Ein Paar blutbefleckte

<sup>4</sup> Robert Melias in Großbritannien war der erste Mensch überhaupt, der auf Grund von DNA-Beweismaterial verurteilt wurde.

Handschuhe, die vermutlich dem Opfer gehörten, wurde in einer Mülltonne in der Nähe des Hauses von Grace Jefferies gefunden. Die Polizei nimmt an, dass die Handschuhe von ihrem Mörder getragen und dann weggeworfen wurden« (*Daily Telegraph*, Mittwoch, 14. April 1971). »Das Ass im Ärmel der Anklage ist die Tatsache, dass die in Grace Jefferies' Badewanne vorgefundenen Haare als die des Angeklagten identifiziert wurden. Dr. James Studeley (amtlicher Pathologe) erklärte, die Haare seien mit denen Stamps identisch« (*The Times*, Mittwoch, 14. April 1971).

»Der Verteidiger, Adam Fanshaw, hielt es für ausgeschlossen, dass die in Grace' Badewanne gefundenen Haare von Stamp stammen. ›Der Angeklagte hat im Haus seiner Großmutter nie ein Bad genommen‹, brachte er vor. ›Jede von Dr. Studeley (amtlicher Pathologe) nachgewiesene Ähnlichkeit zwischen den Haaren des Angeklagten und den in der Badewanne gefundenen kann daher nur rein zufällig sein‹« (*Daily Telegraph*, Donnerstag, 15. April 1971). »In seinem Schlussplädoyer sagte der Verteidiger Adam Fanshaw: ›Dr. Foyle (medizinischer Gutachter der Verteidigung) hat gezeigt, dass das Haar des Angeklagten seiner Beschaffenheit, Farbe und Form nach mit dem seiner Mutter vergleichbar ist, dennoch wird hier von niemandem unterstellt, dass Wynne Stamp die Tat begangen hat.



Es ist der Anklage nicht gelungen zu beweisen, dass das in der Wanne gefundene Haar vom Körper des Angeklagten stammt; lediglich eine Ähnlichkeit konnte nachgewiesen werden. Jeder mit rotblondem Haar könnte dieses Verbrechen verübt haben ... Ebenso gut kann Haar vom Kopf des Angeklagten bei einem seiner früheren Besuche bei seiner Großmutter in die Wanne gefallen sein« (*The Times*, Freitag, 16. April 1971).

Die Schwierigkeit, die Haare eindeutig zuzuordnen, wirkte sich zu Stamps Nachteil aus. Fanshaw, der später Richter am obersten Zivilgericht in London wurde, war in seiner Verteidigungsstrategie inkonsequent. Er saß in der Zwickmühle, weil sein Mandant steif und fest darauf beharrte, niemals ein Bad im Haus seiner Großmutter genommen zu haben, und bot den Geschworenen deshalb gleich zwei Erklärungen an. Die Haare stammten nicht von Stamp, sagte er, und wenn doch, dann könnten sie nur versehentlich bei anderer Gelegenheit in die Wanne gelangt sein. Wynne Stamp sagte aber aus, dass ihr Sohn seine Großmutter zwischen Donnerstag, dem 28. Mai, und Mittwoch, dem 3. Juni, überhaupt nicht besucht habe. Da sie weiterhin erklärte, ihre Mutter sei eine viel zu gewissenhafte Hausfrau gewesen, um ihre Wanne schmutzig zu lassen, blieb nur der Mittwoch als der Tag, an dem Howards Haare »versehentlich bei anderer

Gelegenheit« in die Wanne gelangt sein konnten. Verständlicherweise glaubten die Geschworenen der Argumentation der Anklage, dass ein solches Quantum an Haaren nicht »versehentlich« in die Wanne geraten sein könne; das Vorhandensein einer derartigen Menge sei vielmehr nur damit zu erklären, dass jemand seinen Kopf ins Wasser getaucht und mit Shampoo gewaschen hatte.

Wenn man der zweiten Einschätzung des Pathologen folgt, wurde die Tat am Mittwoch, dem 3. Juni 1970, zwischen 12 und 14 Uhr verübt. Aufgrund der Blutspuren auf der Treppe, den Wänden und den Fußböden kam man zu dem Schluss, dass Grace' Leiden bis zu ihrem Tod ein bis zwei Stunden dauerte. Das vertrug sich praktischerweise bestens mit dem von Zeugen beobachteten Kommen und Gehen Stamps. Es war bekannt, dass er das Haus seiner Mutter um 11 Uhr 45 verlassen hatte. Er war dabei von einer Nachbarin beobachtet worden. Ihrer Aussage zufolge sah er »ganz normal« aus, sie konnte allerdings nicht sagen, was für Kleider er anhatte. Die Zeugen, die ihn aus dem Haus seiner Großmutter kommen sahen, gaben durchweg eine Zeit zwischen 14 und 14 Uhr 30 an, und die Beschreibungen, die sie von seiner Kleidung gaben, stimmten im Wesentlichen überein – »weißes Hemd, über der Hose getragen, und Blue Jeans«, »Hemd und Hose«, »weißes T-Shirt und Levi's«. Ferner sagten sie übereinstim-

mend aus, sein Verhalten sei »merkwürdig« gewesen. Einer sagte: »Er rannte, als wäre der Teufel hinter ihm her.« Ein anderer: »Er hat überhaupt nicht geschaut, wohin er lief, und ist direkt in das Heck eines geparkten Autos gerannt.« Ein Dritter: »Er hat versucht, sein Gesicht zu verstecken, aber ich hab's gesehen, bevor er sich weggedreht hat. Er hatte einen richtig irren Blick.«

Keiner sagte, dass sein Haar nass war oder anders aussah als sonst. Das aber wäre zu erwarten gewesen, wenn die Anklage mit ihren Vermutungen Recht gehabt hätte. Im Aussehen eiferte Stamp seinem Helden Ginger Baker nach, dem legendären Schlagzeuger der Rockgruppe Cream, die ihre große Zeit in den Sechzigerjahren hatte. Eine Fotografie von Stamp, die seine Mutter drei Monate vor dem Mord aufgenommen hat, zeigt den jungen Mann mit blassem, eingefallenem Gesicht, struppigem Schnauzer und Bart und ungepflegtem, strähnigem Haar, das ihm tief ins Gesicht hängt und bis zu den Schultern reicht. Wynne sagte aus, er habe es selten gewaschen, »weil es sich beim Trocknen gekraust hat und dann vom Kopf abgestanden ist«. Sie behauptete, er habe »Vaseline draufgetan, damit es schwerer wird«. In seinem Schlussplädoyer sprach Adam Fanshaw diese Diskrepanzen an – »wenn der Angeklagte sich die Haare gewaschen hat, müssen sie feucht gewesen sein, oder gekraust, als er das Haus verließ ... an den Haaren aus der Badewanne

wurden keine Vaselinereste festgestellt«. Aber die Geschworenen waren davon nicht beeindruckt.

Vielleicht sahen sie keinen großen Unterschied zwischen krausem Haar und schmutzigem. Vielleicht fanden sie auch Stamps frisches Aussehen beim Prozess – man hatte ihn überredet, sich zu rasieren und sich die Haare kurz schneiden zu lassen, um eine möglichst jugenhafte Erscheinung zu bieten – allzu sehr im Widerspruch zur Aussage seiner Mutter, er zöge sich stets »das Haar ins Gesicht, um die Hasenscharte zu verstecken«. Trotz der Versuche der Verteidigung zu beweisen, dass an den Haaren Vaselinerückstände gewesen sein müssten, akzeptierten sie offensichtlich die Behauptung der Anklage, dass Vaseline, ein Produkt auf Petroleumbasis, in Haarshampoo, einem Reinigungsmittel, löslich sei.

Schließlich ist noch zu bemerken, dass das erkennungsdienstliche Kopfbild Stamps, vier Tage nach seinem angeblichen Vollbad aufgenommen, in allen Einzelheiten mit der Fotografie übereinstimmt, die drei Monate früher gemacht wurde: blasses, eingefallenes Gesicht, struppiger Schnauzer und Bart, strähniges, mit *Vaseline* gebändigtes Haar, das bis zu den Schultern hinunterreicht.

### **Widerstreitendes Beweismaterial**

Stamp hätte Grace' Haus frühestens um 12 Uhr erreicht und spätestens um 14 Uhr 30 verlassen

haben können. Er hätte also zweieinhalb Stunden Zeit gehabt, in Wut zu geraten, mit dem Messer auf seine Großmutter einzustechen, sie schließlich zu töten, ein Bad zu nehmen, seine Fingerabdrücke von den Wasserhähnen an der Wanne (die sauber waren) zu entfernen, das Haus zu verwüsten, um eine falsche Spur zu legen, die Vorhänge zu schließen und die Fenster zu verriegeln.

Selbst angenommen, das alles wäre in dieser vergleichsweise kurzen Zeitspanne tatsächlich zu bewerkstelligen gewesen, ist zu bedenken, dass Stamp auch noch so besonnen gewesen sein müsste, nach seiner Flucht ein Paar Handschuhe in eine Mülltonne zu werfen. Alle Zeugen jedoch sagten aus, er habe sich merkwürdig benommen, sei gerannt, als wäre der Teufel hinter ihm her, und blindlings in Dinge hineingelaufen, habe einen irren Blick gehabt. Mit anderen Worten, er verhielt sich wie ein Mensch in Panik.

Wie soll diese überstürzte Flucht an einem helllichten Sommernachmittag sich mit doch sehr besonnenem Handeln nach dem Mord in Einklang bringen lassen? Warum nach Verlassen des Tatorts die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wenn er zuvor versucht hatte, seine Spuren zu verwischen? Warum war es überhaupt notwendig, das Haus so überstürzt zu verlassen? Wynne sagte aus, er sei von Besuchen bei seiner Großmutter selten vor Mitternacht nach Hause gekommen – »sie haben

zusammen ferngesehen« –, warum ist er an jenem Tag nicht auch einfach geblieben? Nicht nur hätte er mehr Zeit gehabt, eine falsche Spur zu legen, er hätte im Schutz der Dunkelheit aus dem Haus verschwinden können.

Die plausiblere Erklärung für seine überstürzte Flucht bietet seine zweite Aussage. Er war so erschrocken über das, was ihn erwartete, als er das Haus seiner Großmutter betrat, dass er völlig entsetzt nach Hause rannte und sich in seinem Zimmer einsperrte.

### **Wann wurde Grace Jefferies getötet?**

Gemäß der ersten Einschätzung des Pathologen, die später als »Schreibfehler« verworfen wurde, starb Grace am Montag, dem 1. Juni 1970. Nach Aussage des Briefträgers, die im Prozess geändert wurde, waren ihre Vorhänge *mehrere* Tage geschlossen geblieben, ehe er am Freitag, dem 5. Juni, beschloss, der Polizei seine Besorgnis zu melden. Die Blutablagerungen auf Stamps Kleidung wurden als »Blättchen« beschrieben, woraus zu entnehmen ist, dass es sich um *getrocknetes* Blut handelte. In seiner zweiten Aussage erklärte Stamp: »Ich wusste sofort, dass meine Großmutter tot war, als ich ihre Hand anstieß. Sie war kalt, und die Finger öffneten sich. Als ich ihre Schulter berührte, fühlte diese sich steif an.«

Damit haben wir den Ansatz zu einem zeitli-

chen Rahmen. Die Leichenstarre setzt nach drei bis vier Stunden zunächst in den kleinen Muskeln des Gesichts sowie der Hände und Füße ein, bevor sie auf die größeren Muskeln übergreift. Im Nachlassen und Verschwinden folgt sie dem gleichen Muster. Stamps Beschreibung besagt, dass im großen Schultermuskel die Leichenstarre noch bestand, während sie in den kleineren Muskeln der Hand schon zu schwinden begonnen hatte.

Da der Leichenstarre ein chemischer Prozess zugrunde liegt, ist sie durch eine Anzahl Variabler beeinflussbar: Umwelttemperatur, Körpertemperatur, Krankheit, Aktivität vor dem Tod, die äußeren Umstände, in denen der Leichnam zurückgelassen wird. Normalerweise liegt bei einer Leiche, die als kalt und steif beschrieben wird, der Eintritt des Todes zwölf bis sechsunddreißig Stunden zurück; bei einer, die als kalt, aber *nicht* steif beschrieben wird, kann er bis zu zweiundsiebzig Stunden zurückliegen. Kühle Lufttemperaturen und Fettleibigkeit verzögern den Beginn der Leichenstarre, erweitern also den zeitlichen Rahmen insgesamt. Warme Lufttemperaturen und erhöhte Stoffwechseltätigkeit vor dem Tod beschleunigen ihren Beginn, engen also den zeitlichen Rahmen ein.

Eben wegen dieser Variablen eignet sich die Totenstarre schlecht, um Genauer über die Todeszeit auszusagen. In Grace' Fall liegen sich gegenseitig widersprechende Faktoren vor. Sie war eine

massige Frau, aber in der Stunde vor ihrem Tod, als sie versuchte, ihrem Peiniger zu entkommen, hat ihr Stoffwechsel wahrscheinlich auf Hochtouren gearbeitet. Es war Sommer, draußen im Freien war es warm; doch in ihrem Haus waren die Vorhänge geschlossen und ließen keinen Sonnenstrahl eindringen, die Polizeibeamten sagten, im Haus sei es »kühl« gewesen, als sie hineinkamen. Der Blutverlust wird den Blutdruck gesenkt haben, während Angst die Stoffwechselvorgänge beschleunigt haben wird.

Die einzigen Anhaltspunkte die wir heute noch haben, stammen aus Zeitungsberichten:

»Der Pathologe erläuterte die Obduktionsbefunde und sagte, sie bestätigten, dass Mrs. Jefferies etwa achtundvierzig Stunden tot gewesen sei, als er ihren Leichnam untersuchte ... Beim Kreuzverhör zog der Verteidiger einige Schlussfolgerungen des Arztes in Zweifel. ›Ist es nicht so‹, sagte er, ›dass die Totenflecken auf dem Unterleib darauf schließen lassen, dass die Verwesung schon früher einsetzte?‹ Dr. Studeley bestritt das. ›Der Prozess geht schneller vor sich, wenn eine Leiche Luft ausgesetzt ist.‹ Darauf fragte Fanshaw, wie es komme, dass er keine Spuren von Totenstarre vorgefunden habe. ›Grace Jefferies war eine korpulente Frau. Hätten Sie nicht eine verbliebene Steifheit in den großen Muskeln erwartet?‹ – ›Keineswegs‹,



antwortete Dr. Studeley. »Die Witterung war warm, und Mrs. Jefferies kam unter entsetzlichem Leiden zu Tode. Unter solchen Bedingungen tritt die Totenstarre normalerweise rasch ein und verschwindet relativ schnell wieder« (*Daily Telegraph*, Dienstag, 13. April 1971). »Dr. James Studeley erklärte, nach Berücksichtigung verschiedener Faktoren bestätigten die Ergebnisse der Obduktion, dass Mrs. Jefferies am Vor- oder Nachmittag des 3. Juni den Tod gefunden habe. Einwendungen der Verteidigung, dass einige seiner Schlussfolgerungen zweifelhaft seien, wies er zurück« (*The Times*, Dienstag, 13. April 1971).

Dr. Foyle, der medizinische Sachverständige der Verteidigung, war der Auffassung, dass der Tod vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden früher eingetreten sei. Im Kreuzverhör jedoch wurde er unsicher.

»Der pathologische Sachverständige der Verteidigung brachte vor, die Verwesung sei zu weit fortgeschritten gewesen für die geschätzte Zeit von achtundvierzig Stunden. »In den ersten zwei Tagen treten auf der rechten Seite des Unterleibs Flecken auf. Die Verfärbung breitet sich dann weiter aus, und mit der Bildung von Gasen schwillt der Unterleib an.« Er wies darauf hin, dass Dr. Studeleys Obduktionsaufzeichnungen »umfas-

sende Fleckenbildung und beginnende Schwellung«, erwähnten. »Das entspricht eher einem Zeitraum von drei bis vier Tagen«, schloss er. Vom Anklagevertreter gefragt, ob er den Leichnam selbst untersucht habe, räumte Dr. Foyle ein, dass er das nicht getan hatte« (*Daily Telegraph*, Mittwoch, 14. April 1971). »Dr. Foyle erklärte, für ihn klinge die Aussage des Angeklagten ›sehr plausibel‹. ›Mr. Stamps Beschreibung lässt darauf schließen, dass die Totenstarre zu dem Zeitpunkt, als er den Leichnam fand, noch nicht vom ganzen Körper Besitz ergriffen hatte. Das würde mit meiner Einschätzung übereinstimmen, dass Mrs. Jefferies in der Nacht des 1. Juni oder spätestens am Abend des 2. Juni starb.‹ Im Kreuzverhör verneinte er die Frage, ob er den Leichnam gesehen habe. ›Es ist eine Sache der Interpretation«, sagte er. ›Wenn Dr. Studeley seine Befunde richtig niedergeschrieben hat, kann ich seinen Schlussfolgerungen nicht zustimmen. In Fällen wie dem vorliegenden ist die Feststellung der Todeszeit immer schwierig, aber für mich besteht kein Zweifel daran, dass Mrs. Jefferies viel früher getötet wurde als hier behauptet wird.‹ Jedoch vom Ankläger unter Druck gesetzt, erklärte Dr. Foyle, dass Dr. Studeleys Schlussfolgerungen ›nicht außerhalb des Bereichs des Möglichen‹ lägen« (*The Times*, Mittwoch, 14. April 1971).

Interessanterweise sprach ausgerechnet der Ankläger, Robert Tring, Dr. Studeleys so genannten »Schreibfehler« an.

»Robert Tring fragte den Zeugen, warum er in seinen Obduktionsaufzeichnungen von vier Tagen gesprochen habe, wenn er jetzt behaupte, Mrs. Jefferies sei lediglich zwei Tage tot gewesen. Dr. Studeley antwortete, es handle sich dabei um einen ›Schreibfehler‹, den er im amtlichen Bericht korrigiert habe« (*The Times*, Mittwoch, 14. April 1971).

Es ist schwer zu verstehen, warum Adam Fanshaw an dieser Stelle nicht nachhakte, da doch sein Sachverständiger behauptete, drei bis vier Tage seien eine realistischere Einschätzung. Vielleicht beabsichtigte er, Studeley noch einmal in den Zeugenstand zu rufen, wenn sein eigener Sachverständiger mit Erfolg nachgewiesen hätte, dass die Nacht des 1. Juni oder der Tag des 2. Juni viel eher als Todeszeitpunkt in Frage kämen; und/oder den Fehler in den Mittelpunkt seines Schlussplädoyers zu stellen. Vielleicht fürchtete er auch, die Geschworenen gegen sich aufzubringen, wenn er einen altgedienten Pathologen wegen eines Konzentrationsfehlers in die Mangel nahm, und beschloss deshalb zu unterstellen, Studeley habe seine Meinung unter polizeilichem Druck geän-

dert. Wie dem auch sei, ihm wurde der Boden unter den Füßen weggezogen, als Dr. Foyle einräumte, Studeleys Befunde lägen nicht »außerhalb des Bereichs des Möglichen«.

Es gab keinen Grund, weshalb Foyle den Leichnam hätte untersuchen sollen. Strittig war ja nicht die Todesursache; strittig war die *Todeszeit*. Für den 1. und den 2. Juni konnte Stamp Alibis vorweisen – Wynne hatte zwei Tage blaugemacht, um »ihm bei der Arbeitssuche Beine zu machen«. Vor dem 3. Juni hatte er keine Gelegenheit, seine Großmutter zu besuchen. Aber selbst wenn die Verteidigung darauf bestanden hätte, ihrerseits eine Obduktion vorzunehmen, wozu sie das Recht gehabt hätte, so hätte das nicht weitergeholfen.

Die zur Feststellung der Todeszeit signifikanten Faktoren – Lufttemperatur, rigor mortis (Totenstarre), algor mortis (Körpertemperatur), livor mortis (Absinken des Bluts in die unteren Körperteile), Autolyse und Verwesung – sind nur dann von Nutzen, wenn die Leiche sofort untersucht wird und nicht erst nach einer Woche Kühlung. Es gab im Übrigen keinen Anlass zu der Annahme, Studeleys Daten könnten unrichtig sein. Eine wichtige Tatsache, die beim Prozess zur Sprache kam, war Dr. Studeleys Befund »umfassender Fleckenbildung und beginnender Schwellung« des Unterleibs. Wenn das, wie Foyle behauptete, eher einem Verwesungszustand nach drei oder vier Tagen entsprach, dann waren

die algor-mortis-Messungen von Bedeutung<sup>5</sup> und können erklären, warum er überzeugt war, dass Grace »viel früher« gestorben war. Einfach ausgedrückt, wenn stündliche Messungen einen Anstieg zeigten, hatte Grace' Körper sich bereits auf den Temperaturstand der Umgebung abgekühlt und war wieder im Steigen begriffen.

Ohne zusätzliche Informationen können wir nur vermuten, worum es bei dem Streit ging. Die Tatsache allerdings, dass er überhaupt stattfand, scheint ein Hinweis darauf, dass die Daten verschieden interpretierbar waren.

### **Wer tötete Grace Jefferies? Und warum?**

Den Behauptungen der Anklage zum Trotz, dass Stamp die Schränke seiner Großmutter nach Geld durchwühlte oder vortäuschen wollte, jemand anders hätte es getan, gibt es keinen Beweis dafür, dass Grace überhaupt etwas besaß, was des Stehlens wert gewesen wäre. Wynne meinte, sie hätte »etwas Bargeld in einer Schuhschachtel verwahrt«, wusste aber sonst nichts zu nennen, was

<sup>5</sup> Nach dem Tod kühlt die Körpertemperatur auf den Stand der umgebenden Lufttemperatur ab. Das dauert auf der Haut zwischen acht und zwölf Stunden und im Körperinneren vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden. Wenn die Verwesung einsetzt (etwa zwei Tage nach dem Tod), steigt die Temperatur infolge bakterieller Stoffwechselvorgänge wieder an.

gestohlen worden sein könnte. Das Nächstliegende wäre es gewesen, Stamp zu befragen, der sich in Grace' Haus besser auskannte als jeder andere, aber er war ja der Hauptverdächtige, da war nicht daran zu denken, ihn danach zu fragen.

Das Haus, hieß es, sei »verwüstet« gewesen, und der Polizeibeamte, der es als Erster betrat, nachdem er die Haustür aufgebrochen hatte, lieferte eine kurze Beschreibung.

»Ich wusste sofort, dass etwas nicht in Ordnung war, als ich die Räume im Erdgeschoss sah. Es war ein einziges Chaos. Alles war kurz und klein geschlagen, Stühle, Spiegel, sogar die Pflanzen waren aus ihren Töpfen herausgerissen. Es sah aus wie nach dem Wutanfall eines Kindes. Ich bekam es mit der Angst zu tun, als ich das Blut auf der Treppe bemerkte« (*The Times*, Montag, 12. April 1971).

Die Anklage behauptete, Stamp sei wütend geworden und habe angefangen, das Mobiliar zu zertrümmern. Als seine Großmutter ihn deswegen ausschimpfte, habe er sie mit einem Tranchiermesser aus der Küche die Treppe hinauf verfolgt. Aber wenn Stamp unschuldig war, was sagen uns dann die Zerstörungen im Haus? Wurden sie zum Spaß angerichtet? Aus Frustration? Aus Wut? Was für ein Typ Mensch ist das, der anderer Leute Eigentum zerstört?

Der Forschung zufolge wäre es ein junger Mann,

der den Schulbesuch scheut und mit anderen straffälligen Jugendlichen verkehrt; der in schwierigen Familienverhältnissen lebt, in denen es an Disziplin und Beaufsichtigung mangelt. Zu seinen Charaktereigenschaften zählten Aggressivität, Unüberlegtheit, Ichbezogenheit, ein Unvermögen, sich in andere hineinzusetzen, und ein Mangel an Voraussicht – lauter Attribute, die es ihm schwer machen würden, die Folgen seines Handelns zu erkennen, und ihn dazu verleiten würden, nach Lust und Laune zu handeln.

Dazu passt die Bemerkung des Polizeibeamten: »Es sah aus wie nach dem Wutanfall eines Kindes.« Einer der oben genannten Punkte traf zweifelsfrei auf Stamp zu. Er war ein hartnäckiger Schulschwänzer; sonst aber hatte er nichts von einem jugendlichen Kriminellen. Er war zu ängstlich, um aus dem Haus zu gehen; die Meinung anderer war ihm so wichtig, dass er seinen körperlichen Makel keinen Moment vergessen konnte. Deshalb versuchte er gar nicht erst, ein Mädchen kennen zu lernen. Und schließlich – seine Zerstörungswut richtete sich gegen die eigene Person. Wenn er seine Großmutter wirklich getötet hätte, wäre es wahrscheinlicher gewesen, dass die Polizei beim Betreten des Hauses zwei Leichen vorgefunden hätte: Grace mit durchgeschnittener Kehle; Howard mit zahllosen Schnitten in den Armen und schließlich geöffneten Pulsadern.

Anklage und Verteidigung waren sich darin einig, dass eine Person mit krausem Haar nach dem Mord ein Bad genommen hat. Die Verteidigung wies Ähnlichkeiten zwischen Wynnes Haar und dem ihres Sohnes nach; aber nicht um zu unterstellen, dass Wynne ihre Mutter ermordete, sondern um zu zeigen, dass Haare ein unzuverlässiges Mittel der Identifizierung sind<sup>6</sup>.

Hätten Grace oder Wynne Geschwister gehabt, so wäre es interessant gewesen, diese näher unter die Lupe zu nehmen. Aber Wynne war ein Einzelkind, und es gibt keine Hinweise darauf, dass Grace Brüder oder Schwestern hatte. Das krause Haar kann auf Wynnes unbekannten Vater zurückgehen, aber zu diesem gab es offenbar seit langem keine Verbindung mehr, und es ist unwahrscheinlich, dass er oder seine späteren Kinder Grace ausfindig gemacht hätten, um sie zu töten.

Wahrscheinlich ist, dass im Falle Stamp eine Reihe unglückseliger Umstände zusammentrafen. Viele Briten haben rotblondes Haar, und es ist häufig naturkraus – das scheint zu ihren typischen Eigenschaften zu gehören. Zu den Menschen, die damit gesegnet waren, bzw. sind, gehören Heinrich VIII., Königin Elisabeth I., Vincent van

<sup>6</sup> So war es jedenfalls 1970. Mit der Einführung der DNA-Untersuchung 1987 ist es eines der zuverlässigsten Mittel geworden.



Gogh, Ginger Baker, Art Garfunkel, Bette Midler, Mick Hucknall. Um ein solches Zusammentreffen unglückseliger Umstände für möglich zu halten, brauchen wir uns nur die Worte Professor Simpsons ins Gedächtnis zu rufen: »Identische Haare sind kein zwingender Beweis wie etwa Fingerabdrücke, denn sie sind viel weniger aussagekräftig.«

Der überzeugendste Beweis für Stamps Unschuld an dieser Tat sind letztlich die blitzblanken Wasserhähne der Wanne und die blutigen Handschuhe in der Mülltonne. Diese beiden Details weisen eindeutig darauf hin, dass eine andere Person in Grace' Haus war. Die Handschuhe wurden zur Durchsuchung der Schubladen, zur Verwüstung des Hauses und zur Handhabung des Messers benutzt, mit dem sie erstochen wurde; die Wasserhähne mussten gereinigt werden, weil der Mörder die Handschuhe auszog, als er in die Wanne stieg.

Die Anklage zeichnete Howard Stamp als einen zornigen jungen Mann mit geringer Intelligenz, der eines Tages in einem Wutanfall gegen die Großmutter, die ihn liebte und beschützte, gewalttätig wurde. Um nicht »erwischt« zu werden, zog er Handschuhe über, nahm ein Vollbad, entfernte seine Fingerabdrücke von den Wasserhähnen, jedoch von keinem anderen Gegenstand im Haus. Warum? Seine Abdrücke wurden an anderen Stellen im Badezimmer gefunden, sogar auf dem

Toilettensitz. Wenn ihm nach dem Verbrechen aufgegangen ist, dass es ihm schaden würde, die Abdrücke auf den Wasserhähnen zu hinterlassen, warum behauptete er dann später hartnäckig, er habe die Badewanne nie benutzt? Diejenigen, die ihn als den Schuldigen sehen, werden vorbringen, dass er nicht intelligent genug war, um anders zu handeln. Nachdem er gleich zu Beginn alles gestanden hatte, begann er ebenso überstürzt, alles zu leugnen. Ja, die Anklage unterstellte sogar, sein Leugnen sei ein stillschweigendes Eingeständnis seiner Schuld.

»In seinem Schlussplädoyer wies Robert Tring die Geschworenen ausdrücklich auf das Beweismaterial aus der Badewanne hin. ›Der Angeklagte behauptet, die Wanne nie benützt zu haben‹, sagte er. ›Wir haben nachgewiesen, dass das nicht stimmt. Sie müssen sich fragen, warum er gelogen hat, da doch nur ein Schuldiger abstreiten würde, in Grace Jefferies' Haus ein Bad genommen zu haben« (Daily Telegraph, Freitag, 16. April 1971).

Zu Stamps Unglück schluckten die Geschworenen diese Argumente unbesehen, anstatt sich Gedanken darüber zu machen, warum der Mann, der ausgesagt hatte, er sei zu seinem Geständnis genötigt worden, sich an ein kürzlich genommenes Bad par-

tout nicht mehr »erinnern« konnte. Auch wenn es für einen Anwalt unmöglich gewesen wäre, auf seinen Mandanten direkt einzuwirken, wird Fanshaw Stamp die Widersprüche in der Beweislage auf eine Art und Weise vor Augen geführt haben, die an deren Tragweite keinen Zweifel ließ. »Es würde mir meine Arbeit wesentlich erleichtern, wenn Sie in der Wanne Ihrer Großmutter gebadet hätten, Howard. Sind Sie ganz sicher, dass Sie das nie getan haben?« Hätte nicht ein Schuldiger bei einem solchen Angebot mit beiden Händen zugegriffen?

Im Licht der Fehlurteile Evans, Bentley, Kiszko und Downing ist es unmöglich, Stamps Fall zu untersuchen, ohne dass sich entsprechende Bedenken einstellen. Er war ein unreifer junger Mann mit Lernschwierigkeiten, der aufgrund eines widerrufenen Geständnisses und strittiger Beweise verurteilt wurde. Es ist fraglich, ob er überhaupt begriff, was gegen ihn vorgebracht wurde, geschweige denn intelligent genug war, um sich adäquat zu verteidigen.

Weniger als drei Jahre nach seinem Prozess war Stamp tot, von Einsamkeit und Verzweiflung in den Selbstmord getrieben. In seinem relativ kurzen Leben war er wegen seiner Hasenscharte gehänselt und schikaniert, wegen seiner Dummheit verspottet worden, wegen Mordes an dem einzigen Menschen, der ihn beschützte, angeklagt und verurteilt und dann im brutalen Gefängnisalltag

allein gelassen worden. Die meisten würden sagen, das sei nur eine gerechte Strafe, wenn er seine Großmutter getötet hat. Alle würden entsetzt die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sich auf Grund von DNA-Untersuchungen morgen erweisen würde, dass er es nicht getan hat<sup>7</sup>.

## Anhang

Als ich Michael Williams konsultierte, der an der Universität Durham Professor für Verhaltensforschung ist, schlug dieser vor, ein Täterprofil des Mörders von Grace Jefferies zu erstellen. »Ich habe aus den zur Verfügung stehenden Fakten einige allgemeine Schlüsse gezogen. Normalerweise würde ich den Tatort besichtigen und alle vorhandenen Spuren und Beweise unter die Lupe nehmen. Aber das ist natürlich ausgeschlossen, wenn das Ereignis dreißig Jahre zurückliegt. Dieses Täterprofil beruht daher zum großen Teil auf Vermutungen, die von Erfahrung und Sachkenntnis gespeist sind. Die Opferanalyse hat im letzten Jahrzehnt an Bedeutung gewonnen, seit anerkannt wurde, dass auch die Verhaltensweise des Opfers Hinweise auf seinen Mörder geben kann. Ohne mehr Informationen

<sup>7</sup> Wer Informationen in Zusammenhang mit der Ermordung Grace Jefferies' und/oder der Verurteilung Howard Stamps hat, kann mit Dr. Jonathan Hughes unter der Adresse c/o Spicer & Hardy, Autorenagentur, 25 Blundell Street, London W4 9TP Verbindung aufnehmen.

über Grace Jefferies' Charakter und Lebensstil können meine Folgerungen wiederum nur auf Sachkenntnis gestützte Vermutungen sein.«

Dieser Mord war ein Einzelereignis und nicht Teil einer Serie. Da es keine Spuren eines gewaltsamen Eindringens gab und Grace als eine »zurückgezogen lebende« Person beschrieben wurde, kann man annehmen, dass sie ihren Mörder kannte und ihm deshalb selbst öffnete. Da sie, wie wir wissen, auf den Schutz ihres Enkels bedacht war, können wir annehmen, dass sie auch auf ihren eigenen Schutz bedacht war, und das wiederum bedeutet, dass der Besucher jemand gewesen sein muss, der regelmäßig zu ihr kam oder ihr aus der Nachbarschaft bekannt war.

Der Mörder hatte vielleicht nicht die Absicht zu töten, als er das Haus betrat, doch als er drinnen war, überwältigte ihn die Wut. Er verwüstete das Haus, möglicherweise aus Frustration, als er erkannte, dass es nichts zu holen gab. Grace' Sprechbehinderung könnte das die Folter auslösende Moment gewesen sein. Er stach mit dem Messer auf sie ein, um sie zum »Reden« zu bringen (entweder weil er sich einen Spaß daraus machte oder weil er von ihr erfahren wollte, wo sie ihr Geld versteckt hatte). Ohne einen Gedanken an die Zeit, die verstrich, und an die Folgen, die er zu erwarten hatte, wenn er im Haus ertappt

würde, nahm er ein Bad, um sich ihr Blut abzuwaschen.

Wenn wir Howard Stamp freisprechen<sup>8</sup>, dann wurde die Tat zu einem Zeitpunkt vor dem Mittag des 3. Juni 1970 verübt. Das würde den zeitlichen Rahmen, in dem der Täter handeln konnte, erweitern. Bedeutsam ist das Schließen der Vorhänge. Es lässt vermuten, dass er bei Dunkelheit im Haus war und fürchtete, gesehen zu werden. Es erklärt ferner, wie es ihm gelang, unbemerkt das Haus zu betreten und zu verlassen. Andererseits hätte Grace nach Einbruch der Dunkelheit wahrscheinlich keinem die Tür geöffnet, dem sie nicht rückhaltlos vertraute. Das lässt auf einen Komplizen schließen, beinahe mit Sicherheit ein Mädchen, die Grace bekannt war und einen guten Vorwand für den Besuch hatte. Wenn dieses Mädchen im Haus geblieben ist und das Verbrechen beobachtet hat, wird sie zweifellos so viel Angst gehabt haben wie Grace; wenn

<sup>8</sup> Professor Williams fügte allerdings einschränkend hinzu: »Es war nicht abwegig von der Polizei, in Stamp den Hauptverdächtigen zu sehen. Er war Grace' einziger regelmäßiger Besuch, sie glaubte, von ihm gehe keine Gefahr für sie aus, er war frustriert mit sich und seinem Leben und bekannt dafür, dass er leicht einmal die Beherrschung verlor. Zweifelsfrei ist seine Unschuld nicht festzustellen, auch wenn ich mit Jonathan Hughes darin übereinstimme, dass 1) der zeitliche Rahmen offenbar verschoben wurde, und 2) Stamp anders reagiert hätte, wenn er den Mord verübt hätte.«

sie gegangen ist, nachdem der Freund drinnen war, wird sie sich leicht von seiner Unschuld überzeugen lassen und/oder aus Angst und Entsetzen geschwiegen haben. So oder so hätte sie nicht mit der Polizei gesprochen.

Signifikante Merkmale der Tat sind: die Erwartung, dass es etwas zu stehlen geben würde; beschränktes Wissen über Methoden der Spurensicherung und -auswertung (er hinterließ Hinweise auf seine Person); plötzliche unbezähmbare Wut (er begann, das Mobiliar zu zerstören); Grausamkeit (er folterte das Opfer); mangelnde Voraussicht (er tötete Grace ohne Rücksicht auf die Folgen); Unerfahrenheit (er rechnete nicht damit, über und über voller Blut zu sein); keine Angst, auf frischer Tat ertappt zu werden (er nahm hinterher noch ein Bad).

Der Mörder war ein unreifer Mensch mit einem kranken Gehirn und emotionalen Problemen. Möglich, dass er sich in einem durch Drogen, Alkohol oder Klebstoff hervorgerufenen Rauschzustand befand. Er glaubte, er werde mit Grace ein leichtes Spiel haben, und war überzeugt, dass er ungeschoren davonkommen würde. Er war es gewohnt, andere zu bedrohen – »mach mir Schwierigkeiten, und du bist tot« –, und erwartete, dass man ihm gehorchte. Das lässt auf Menschenverachtung im Allgemeinen, auf Verachtung der Polizei im Besonderen und auf eine kriminelle Vorgeschichte schließen. Der Tat ging keine Planung voraus – er

hatte gerüchteweise gehört, dass Grace Bargeld im Haus hatte, machte sich aber nicht die Mühe herauszufinden, ob das den Tatsachen entsprach. Er war es gewöhnt, seinen Willen durchzusetzen, und wurde gewalttätig, wenn etwas nicht nach seinem Kopf ging.

Er wird heute Ende vierzig sein und vielleicht ein Alkohol- oder Drogenproblem haben. Er hat, oder hatte, rotblondes Haar und wird eine Gefängnis-karriere haben. Als Teenager wohnte er in oder in der Nähe der Mullin Street in Highdown in Bournemouth. Er gehörte einer kaputten Familie an, die bei den Nachbarn unbeliebt war. Er ging nur selten zur Schule und hatte regelmäßig Ärger mit der Polizei. Er besaß Charisma genug, um Mädchen anzuziehen (wahrscheinlich, weil er mit einer charismatischen Bande unterwegs war). Er war der dominante Partner in der Beziehung, auch wenn sie vermutlich die Intelligendere war. Da er des Schreibens und Lesens gar nicht oder kaum mächtig ist, wird er arbeitslos oder als ungelern-te Kraft beschäftigt sein. Er ist jähzornig. Wenn er mit einer Partnerin und Kindern zusammenlebt, werden diese alle in Angst und Schrecken vor ihm leben; wenn das nicht der Fall ist, gibt es irgend-wo Frauen und Kinder, die sich vor ihm versteckt halten.



Eine Auswahl von den mehr als 100 Briefen,  
die Jonathan Hughes erreicht haben:

*Tithe Cottage*  
*West Staington*  
*Dorset DT2 UY*  
Sonntag, 12. August 2001

Sehr geehrter Dr. Hughes,

soeben habe ich die Lektüre Ihres Buchs *Kranke Seelen* beendet. Besonders interessiert hat mich darin das Kapitel über den Mord an Grace Jefferies, da meine Frau und ich damals in Bournemouth lebten. Wie Sie wissen, war das ein berühmter Fall, der manche Spalte in den großen Zeitungen füllte. Etwas so Schreckliches war in der Stadt ja seit Neville Heaths grauenhaftem Mord an Doreen Marshall im Jahr 1946 nicht mehr geschehen.

Bei allem Respekt, ich kann Ihre Behauptung, dass Howard Stamp unschuldig war, nicht so stehen lassen. Meine Frau und ich waren mit einer seiner Lehrerinnen an der St.-David's-Grundschule persönlich bekannt, und sie sagte, er sei schon im Alter von sechs Jahren »nicht in Ordnung« gewesen. Ich will zugeben, dass das kein Beweis für seine Schuld ist, aber ich glaube doch, dass Lehrer ein Gefühl für solche Dinge besitzen.

Ich fürchte, Sie sind dieser modernen Neigung auf den Leim gegangen, Vergehen zu entschuldigen, indem man die Schuld entweder auf andere abwälzt oder den Übeltäter als ein Opfer der Umstände darstellt.

Mit freundlichen Grüßen

Brendan Meeconnelli

\*\*\*

Beantwortet am 15.9.01 mit der Bitte um Angabe des Namens der Lehrerin. Nochmals geschrieben am 3.10.01 und am 14.11.01.

*Keine Antwort.*

*Der Mann, den Sie suchen, ist Barry Morton.  
Er hat rote Haare und wohnt Springhill Close 3,  
in Christchurch bei Bournemouth. Er prügelt  
regelmäßig seine Frau und seine Kinder.*

\*\*\*

Erhalten am 15.9.01. Keine Adresse oder  
Unterschrift. Barry Morton überprüft – zu jung  
(1970: 2 Jahre alt).

Bournemouth

Lieber Dr. Hughes,  
ich war mit Howard Stamp in der Schule. Er ist die ganze Zeit von den anderen schikaniert worden. Nicht dass er oft gekommen wäre. Manchmal hat seine Mutter ihn praktisch an den Haaren reingeschleppt, wenn die Behörden ihr auf den Pelz gerückt sind. Sie war keine nette Frau, sie hat ihn immer geschlagen. Es hat mir Leid getan, wie alle ihn behandelt haben. Die Schimpfwörter, die sie ihm an den Kopf geschmissen haben. Sogar die Lehrer waren gemein zu ihm. Ich habe nie geglaubt, dass er seine Großmutter umgebracht hat, aber ich weiß nicht, wer es getan hat.  
Mit freundlichen Grüßen  
Jan

\*\*\*

Antwort nicht möglich, da Nachname und Anschrift fehlen.

# G. GARDENER

Mitglied des Stadtrats

*25 Mullin Street, Highdown, Bournemouth,  
Dorset BH15 6VX*

Dr. Jonathan Hughes  
c/o Agentur Spicer & Hardy  
25 Blundell Street  
London W4 9TP

17. Dezember 2002

Lieber Jonathan Hughes,  
ein Interview mit Ihnen, das vor einigen  
Wochen auf Radio 4 gesendet wurde, veran-  
lasste mich, mir Ihr Buch *Kranke Seelen* zu  
besorgen. Sie werden vielleicht bemerkt haben,  
dass ich in der Straße wohne, in der Grace  
Jefferies ermordet wurde. Allerdings wurden,  
wie Sie sicherlich wissen, ihr Haus und die  
Nachbarhäuser auf beiden Seiten 1972 abgeris-  
sen, weil sie einem großen Wohnhaus weichen  
mussten. Als ich 1985 aus London hierher  
kam, war Grace Jefferies' Geschichte bereits  
vergessen. Ich wurde erst nach einer Serie  
von Einbrüchen in unserer Straße auf sie auf-

merksam, als eine Nachbarin die Bemerkung machte, dass sie seit dem Auffinden von Grace' Leiche nicht mehr so viel Polizei hier gesehen habe. Da wurde ich natürlich neugierig, und sie erzählte mir von dem Fall.

Seit mehr als einem Jahrhundert genießt Bournemouth allgemein den Ruf einer friedlichen, konservativen Stadt mit hübschen Villen und schönen Badestränden, in der sich Leute aus der oberen Mittelschicht mit Vorliebe zur Ruhe setzen. In mancher Hinsicht entspricht die Stadt auch heute noch dieser Vorstellung, aber dank einem Zustrom von Dienstleistungsunternehmen – aus dem Finanz- und Versicherungswesen sowie dem Tourismus –, der Eröffnung der Universität im Jahr 1992 und dem erfolgreichen Betrieb des internationalen Flughafens sind in der Stadt viele neue Arbeitsplätze entstanden, so dass Bournemouth heute als eine der Städte an der Südküste gilt, die wirklich »brummen«.

Angesichts dieser Entwicklung fällt es schwer, sich das »Getto« vorzustellen, das Highdown in den Sechzigerjahren war. Zwischen den Grenzen der Städte Poole und Bournemouth

eingezwängt, war es ein Sammelpunkt für schwierige Familien, in denen zwei, manchmal drei Generationen von der Sozialhilfe abhängig waren. Die meisten dieser Familien lebten in Sozialwohnungen; die 35 % der Bewohner, die eigene Häuser hatten, waren Witwen oder Ehepaare im Ruhestand, die sich mit einer kleinen Rente oder Pension über Wasser hielten. Die Zahl der Verbrechen war im Vergleich mit wohlhabenderen Bezirken unverhältnismäßig hoch, wenngleich es sich bei den Vergehen meist um Gelegenheitsdiebstähle aus Häusern und mutwillige Zerstörung fremden Eigentums handelte und weit weniger um Raubüberfälle und Autodiebstähle, wie sie heute in anderen Städten an der Tagesordnung sind.

Das kann vielleicht wenigstens teilweise den Schock erklären, mit dem die Einheimischen auf die Ermordung von Grace Jefferies reagierten. Den Leuten rundherum waren die »Penner«-Familien vor ihrer Tür nie ganz geheuer gewesen, aber sie hatten gelernt, ihre Türen abzuschließen und ihr Eigentum zu schützen. Ein Mord »kalifornischer Machart« aber war etwas ganz anderes, zumal das Opfer eine menschenscheue Witwe war, die kaum



Freunde hatte. Sie gehen in Ihrem Buch darauf verschiedentlich kurz, aber keinesfalls hinreichend ein. Die Panik in der Stadt, die durch die Presseschlagzeilen am Samstag nach der Auffindung der Leiche erzeugt wurde, war ungeheuer.

In allen Stadtteilen wurde die Polizei von verängstigten Frauen belagert, die überzeugt waren, sie würden das nächste Opfer sein. In einem wahren Massenexodus übersiedelten ältere Witwen zu ihren Söhnen oder Töchtern, um nicht einem Wahnsinnigen zum Opfer zu fallen. Die meisten erinnerten sich noch an die Ermordung Doreen Marshalls durch Neville Heath, der ein »Serienmörder« war. Die Verurteilung Ian Bradys und Myra Hindleys wegen der »Moormorde« im April 1966 war den Leuten noch frisch im Gedächtnis. In Amerika sollte binnen kurzem der Prozess gegen Charles Manson und seine Familie eröffnet werden. Es war, als wäre die ganze Welt zu einem Mörderhaus geworden.

Sie sprechen vom Aufatmen der Öffentlichkeit, als Howard Stamp verhaftet und unter Anklage gestellt wurde; aber die Anspannung

der Leute im Bezirk ließ erst nach, als im Prozess die Beweisaufnahme begann. Meine Nachbarin erzählte, sie alle hätten geglaubt, die Polizei habe den Falschen verhaftet. Sie sagte, Stamp habe sogar vor seinem eigenen Schatten Angst gehabt, niemals hätte er einen Mord begangen. Tatsächlich glaubten viele, Stamp sei von der Polizei genötigt worden und habe nur aus Angst gestanden, zumal ja keiner der Zeugen, die ihn weglaufen sahen, sich an Blut an seiner Kleidung erinnerte. Es ging allgemein die Furcht um, dass der wahre Mörder noch auf freiem Fuß sei.

Wie Sie in Ihrem Buch klar herausarbeiten, war es das gerichtsmedizinische Beweismaterial, das nicht nur die Geschworenen, sondern auch die Leute im Bezirk von Stamps Schuld überzeugte. Ein Detail haben Sie dabei ausgelassen: Dr. James Studeley, der Sachverständige der Anklage, hatte in den Dreißigerjahren unter Sir Bernard Spilsbury – dem »Vater der forensischen Medizin« – erste Erfahrungen gesammelt. Die Anklage machte darum großes Aufhebens bei ihrem Kreuzverhör mit Dr. Foyle, dessen Qualifikationen »im Vergleich bescheiden« waren, da er seine Assistentenzeit in

Australien bei einem »Unbekannten« abgeleistet hatte. An einer Stelle forderte Robert Tring ihn auf, einen Pathologen, mit dem er zusammengearbeitet hatte, zu nennen, von dem vielleicht einer von den Geschworenen schon einmal gehört habe. Da Studeley auf eine ähnliche Aufforderung nicht nur Spilsbury genannt hatte, sondern auch Sir Sydney Smith, Professor Keith Simpson, Dr. Francis Camps und Dr. Donald Teare, die alle zusammen Ende der Vierzigerjahre die »Vereinigung der Gerichtsmediziner« gegründet hatten, stand Foyle als Leichtgewicht da.

Sein Verweis auf Keith Simpsons Kommentar zu »identischen Haaren« verlor stark an Überzeugungskraft, als Studeley mit einer Bemerkung kontern konnte, die Simpson bei einem anderen Prozess gemacht hatte. »Auf ›identische Haare‹ als Beweismittel zurückzugreifen, ist nützlich, wenn alles andere in dieselbe Richtung weist.« In Stamps Fall war dies »alles andere« natürlich sein Geständnis.

Ich begrüße Ihre Bemühungen, die Öffentlichkeit auf den Fall Stamp aufmerksam zu machen, Ihrem Interview bei Radio 4 habe ich

allerdings entnommen, dass Ihnen bisher wenig Erfolg beschieden war. Im Licht der Ergebnisse meiner eigenen Nachforschungen stimme ich mit Ihrer Auffassung überein, dass Stamp auf Grund eines erzwungenen Geständnisses und zweifelhafter Beweise verurteilt wurde. Das wird jedoch schwer zu beweisen sein, solange es keinen anderen Verdächtigen gibt. Leider ist meine einzige Nachbarin, die 1970 hier am Ort war, vor fünf Jahren gestorben, und Wynne Stamp, von der ich glaube, dass sie noch am Leben ist, konnte ich nie ausfindig machen. Es heißt, dass sie ihren Namen änderte, aber einen konkreten Beweis dafür habe ich nicht.

Bitte schreiben Sie mir, wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann.

Mit freundlichen Grüßen  
George Gardener

\*\*\*

Beantwortet am 5. 1. 03. Im Rahmen der folgenden Korrespondenz gemeinsames Treffen vereinbart am 13. 2. 03 in einem Pub namens *Crown and Feathers* in Highdown.

## 2

*Flughafen Heathrow, London*  
*Mittwoch, 12. Februar 2003, 23 Uhr*

Die Nachrichten an diesem Abend waren düster. Die Regierung hatte Anweisung gegeben, den Flughafen Heathrow abzuriegeln. Rund um das Gebäude standen bedrohlich wirkende leichte Scimitar-Spähpanzer, und die Terminals wurden von bewaffneten Polizeistreifen überwacht. London schien von Unheil überschattet. Und führerlos. Die drohende Gefahr eines Krieges mit dem Irak – eines Krieges, der nicht mehr aufzuhalten war, wenn man BBC und den Schlagzeilen an den Zeitungskiosken glauben durfte – bedrückte und ängstigte die Menschen. Viele sahen die Notwendigkeit eines Präventivschlags gegen ein darniederliegendes Land und einen Diktator, dem bereits das Rückgrat gebrochen war, nicht als erwiesen an, und kaum jemand verstand, warum man plötzlich Saddam Hussein mit Säbelrasseln zu Leibe rücken musste, wenn fünfzehn Monate lang Al Qaida der Feind gewesen war.

Es gab Gerüchte, dass das Kabinett gespalten sei, und das Ansehen des Premierministers im Land hatte den absoluten Tiefpunkt erreicht. Die Regierung machte einen schwachen Eindruck, seit nach fehlgeschlagenen Verhandlungen die Feuerwehrleute landesweit in Streik getreten waren und Soldaten ihre Aufgaben übernehmen mussten. Die Leute sprachen pessimistisch von einer Wiederkehr der »britischen Krankheit« der Siebziger, als Streiks zum Alltag gehört hatten. Schon aus Patriotismus, hielt man den Feuerwehrleuten vor, sollten sie an ihre Arbeit zurückkehren. Es hagelte Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen ...

Alle Reisenden, die an diesem Abend in Heathrow eintrafen, spürten die Stimmung. Man hatte sie auf die Anwesenheit von Panzern und Truppen vorbereitet, aber die Realität, der Anblick schwer bewaffneter Soldaten und Polizeibeamter in den Terminals und ihrer Umgebung, war dennoch erschreckend. Sie gemahnte an ebendie Militärdiktaturen, gegen die die Menschen im Land zum Kampf aufgerufen wurden, und die skeptischen unter ihnen fragten sich, ob nicht vielleicht gerade jetzt, da der Krieg so nahe war, eine nicht näher spezifizierte terroristische Bedrohung politisch opportun war; ob nicht vielleicht das Ganze geschickte Propaganda war, um eine widerwillige Bevölkerung so sehr in Angst zu versetzen, dass sie am Ende die Notwendigkeit eines Präventivkriegs akzeptierte.

So jedenfalls sah es Jonathan Hughes, als er an diesem Abend um elf Uhr müde und zornig aus der Ankunftshalle 4 trat und sich vor der Tür sofort eine dringend gebrauchte Zigarette anzündete. Er war ein großer, gut aussehender Mann mit kurz geschnittenem Haar und einer Brille mit Goldrand, aber an diesem Abend sah er müde und abgeschlagen aus. Er hatte an beiden Enden seines Flugs Ärger gehabt: vier Stunden Einchecken am New Yorker JFK-Flughafen und endlose Schlangen an der Passkontrolle in Heathrow. Niedergeschlagenheit überfiel ihn, als er die Panzer sah, und er dachte, wie leicht es für zungenfertige Demagogen war, Hass zu säen und zu schüren.

New York war schon schlimm gewesen, aber dies war schlimmer. Er beobachtete eine Frau mit Hidschab. Sie kam mit gesenktem Kopf und hochgezogenen Schultern, die ihre Furcht verrieten, über die Straße auf ihn zu. Seit dem 11. September fühlte sich auf Flughäfen keiner mehr wohl, und Menschen mit arabischem Aussehen oder islamischer Kleidung wurden nicht nur von Polizei und Beamten der Einwanderungsbehörde mit Argwohn gemustert.

Vielleicht spürte die Muslimin Jonathans Blick, denn sie sah auf, als sie näher kam. Das blassgrüne Kopftuch verhüllte Stirn, Wangen und Hals und nahm dem Gesicht wie beabsichtigt allen Reiz, und nicht zum ersten Mal fragte sich Jonathan, wie es

kam, dass so viele Frauen bereit waren, sich zu verstecken, anstatt die Männer dafür verantwortlich zu machen, dass sie sich anständig benahmen. In diesen Zeiten legte das Kopftuch so offenkundiges Zeugnis vom Glauben einer Frau ab, dass es eine Gefahr war. Die gewohnte Verachtung für muslimische Männer wallte in Jonathan auf. Nicht nur verlangten sie von ihren Ehefrauen, dass sie allein die Verantwortung für ihre Keuschheit trugen – »eine Frau sollte verborgen sein, denn wenn sie ausgeht, sieht der Teufel sie an« –, sie waren auch noch zu feige, um ihren Glauben öffentlich zu zeigen. Wo war das Äquivalent des Schleiers für die Männer?

Die Frau schlug die Augen nieder, sobald sie seinem zornigen Blick begegnete, und huschte vorüber. Wenn sie Anteilnahme erwartet hatte, so wurde sie enttäuscht. Jonathan beschäftigte sich zwar mit vergleichender Religionswissenschaft, aber aus rein akademischen Gründen. Bei ihm fand keine der Glaubensgemeinschaften Bewunderung oder Zustimmung. Er sah die Welt als eine gottlose Wüste, in der Glaubenssysteme aufeinander prallten, weil die Aggressivität des Menschen unbezähmbar war. Gott war nichts weiter als ein Vorwand für Konflikte, genau wie der Kapitalismus oder der Kommunismus, und er fand es absurd, wenn Führer von Staaten oder Gruppen sich zur Rechtfertigung ihres Handelns auf Sittlichkeit und



Moral beriefen. Es war nichts Moralisches daran, Menschen zu töten – die Gene eines Bauern waren so wertvoll für die Menschheit wie die eines Präsidenten –, es war nur zweckdienlich.

Er ließ seine Zigarette fallen und trat sie aus, während er der Frau mit einer Miene nachsah, die seinen Ärger zeigte. Er nahm zutiefst übel, was das Kopftuch aussagte: dass jeder Mann ein potenzieller Vergewaltiger sei. Angeschlagen vom Jetlag und zynisch nach einer Woche in New York, wo jede vernünftige Diskussion über einen Palästinenserstaat und die Probleme des islamischen Fundamentalismus unmöglich gewesen war, fand Jonathan seine Heimkehr tief entmutigend. Mochte Hiram Johnson gesagt haben, das erste Opfer des Krieges sei die Wahrheit. In Jonathans Augen war das erste Opfer die Toleranz. Für seine Begriffe war die Welt seit dem Angriff auf das World Trade Center und das Pentagon verrückt geworden.

*Highdown, Bournemouth*  
*Donnerstag, 13. Februar 2003*

Am nächsten Morgen war er nicht besser gestimmt. Nach einer weiteren schlaflosen Nacht hatte sich das Gefühl der Niedergeschlagenheit höchstens noch verschlimmert. Er sollte lieber ausspannen, anstatt sich zu dieser Verabredung mit George Gardener zu peitschen. Sein Interesse an Howard Stamp war intellektueller Natur – ein nachlässiges Gerichtswesen war Zeichen einer müden Demokratie –, keineswegs war er von dem Wunsch be-seelt, eine Kampagne zu starten, um den Namen einer Einzelperson reinzuwaschen. Er war ein Mann des Wortes, nicht ein Mann der Tat. Mit unbewegtem Gesicht schaute er zum Zugfenster hinaus und fragte sich, warum er nicht abgesagt hatte.

Von einem eisigen Ostwind getriebene Graupelschauer prasselten jedes Mal gegen die Scheiben, wenn der Zug langsamer fuhr. Die anderen Reisenden mieden Jonathans Blick und lasen demonstrativ ihre Zeitungen. Er war 34 Jahre alt, ein Mann,

der selten lächelte und durch die Brille älter aussah. Die Brille war Kosmetik, er hatte ausgezeichnete Augen, aber er trug sie, weil er es hasste, als Wissenschaftler nicht ernst genommen zu werden. Er verachtete schlechten Unterricht und Denkfaulheit und war bekannt dafür, dass er sich gern mit Kollegen anlegte. Damit machte er sich zwar keine Freunde, aber seine fachliche Autorität wurde anerkannt. Zweifellos fanden seine Mitreisenden den grüblerisch düsteren Blick abschreckend.

*Du meine Güte, Jon, sie nehmen dich doch alle ernst ... keiner würde es wagen, es nicht zu tun ...*

In den Gärten und Parks am Stadtrand waren Fischweiher und Seen zugefroren, aber als Jonathan nach langem kalten Aufenthalt am Hauptbahnhof Bournemouth endlich in Branksome aus dem Zug stieg, begann der Schneematsch auf den Straßen, sich in Wasser aufzulösen. Ladeninhaber, die schon die ersten Auswirkungen der Kriegsangst und des Börsentiefs zu spüren bekamen, starrten mit trostlosem Blick auf die vom bitterkalten Wind leer gefegte Straße hinaus. An diesem Abend würde das Wetter die Schlagzeilen für die Lokalnachrichten liefern, und die Seniorenorganisation *Age Concern* würde an die Bürger appellieren, sich mit einem Zuschuss an den Heizkosten mittelloser Rentner zu beteiligen. Temperaturen um den Nullpunkt waren in Dorset eine Seltenheit, darum ließen sich so viele alte Menschen hier nieder.

»Blair ordnet Panzereinsatz an«, hieß es auf einem Anschlag vor einem Zeitungsladen, der auf halbem Weg die Highdown Road hinauf einsam zwischen heruntergekommenen Reihenhäusern stand. Jonathan warf einen Blick auf die ersten Seiten der Blätter auf den Ständern hinter der Tür. Die Panzer in Heathrow waren nichts Neues. Der Krieg war immer noch Schwindel. Er ging auf die andere Straßenseite hinüber und stellte sich in den Windschatten eines Hauses, um auf den Stadtplan zu schauen. Hätte er den Termin doch sausen lassen! Ein vom Jetlag ausgepowerter Körper ist nicht fähig, Wärme zu produzieren, und sein dünner Regenmantel war ungefähr so wasserdicht wie ein Fetzen Gaze. Und zu allem Überflus hatte er auch noch Magenkrämpfe, weil er seit dem vergangenen Abend nichts gegessen hatte.

Er kniff die Augen gegen Wind und Schneeregen zusammen, um das Straßenschild zu entziffern, und wünschte, er wäre schlau genug gewesen, sich einen Wetterbericht anzusehen. Ärger auf George Gardener schoss flüchtig auf. In seinem letzten Brief hatte Gardener geschrieben, das *Crown and Feathers* sei vom Bahnhof Branksome nur einen Katzensprung entfernt, aber vermutlich gehörte der gute Mann einem Wanderverein an und marschierte jedes Wochenende vierzig Kilometer nur zum Vergnügen. Unter einem Katzensprung verstand Jonathan eine Entfernung von ein, zwei

Häuserblocks, aber doch nicht einen Marathonlauf durch einen Schneesturm. Seine Finger waren taub, durch seine Schuhe drang Wasser, und er glaubte nicht, dass dieses mühsame Unternehmen irgend etwas bringen würde. Die Depression, unter der er in letzter Zeit immer stärker litt, saß ihm im Nacken wie ein schwarzes Ungeheuer.

Er nahm eine Zigarette heraus und schloss seine Hand um die Flamme des Feuerzeugs. Sofort blies der Wind sie aus. Es war bezeichnend für den ganzen Tag. Dreißig Jahre nach Howard Stamps Tod auf den Spuren des armen Teufels zu wandeln, um mit jemandem zu reden, der ihn nicht einmal flüchtig gekannt hatte – das war doch sinnlos. Er knipste noch einmal sein Feuerzeug an, mit dem gleichen Ergebnis wie zuvor, und wünschte, er hätte Andrew Spicer nie erlaubt, in dem Buch eine Kontaktadresse anzugeben. »Wenn du glaubst, was du schreibst, dann unternimm etwas«, hatte Andrew gesagt. »Wenn nicht, dann hör auf, dem Rest der Welt Vorträge über Ungerechtigkeit zu halten.« Jonathan warf die Zigarette in den Rinnstein und zertrat sie vor Zorn.

Was wusste Andrew schon von Ungerechtigkeit? Jonathan hätte ihn nach New York mitnehmen und mit einigen seiner schwarzen und muslimischen Freunde bekannt machen sollen, die sich kaum noch aus dem Haus wagten. Die Zahl der Verbrechen aus Hass stieg mit der Entsendung von

Truppen in die Golfregion. Wenn die Weißen sich nicht wegen des Krieges sorgten, sorgten sie sich um ihre Kapitalanlagen. Es war eine Zeit, in der man besser kein amerikanischer Araber oder amerikanischer Muslim war. Selbst Juden wurden wegen Israels augenscheinlich unnachgiebiger Haltung in der Palästinenserfrage angegriffen. Und schlimm erging es auch nordafrikanischen Stipendiaten an amerikanischen Universitäten. Wie Jonathan nur zu gut wusste. Er war zur Beerdigung des dreiundzwanzigjährigen Jean-Baptiste Kamil nach New York geflogen, eines seiner Studenten, der den falschen Mann nach dem Weg gefragt hatte.

Andrew Spicer, geschieden, ehemaliger Eton-Schüler, mit einem silbernen Löffel im Mund zur Welt gekommen, würde diese Art der Diskriminierung niemals am eigenen Leib erfahren. Aber er verfolgte Jonathan mit seinen Sticheleien. »Es wird Zeit, dass du mal von deinem Elfenbeinturm herabsteigst und dir die Hände schmutzig machst«, hatte er nach der Lektüre von Gardeners Brief gesagt. »Das gibt einen guten Nachfolgebund, wenn du deine Theorie beweisen kannst, und ich werde ganz sicher ohne Schwierigkeiten einen Vorschuss herausholen.«

Jonathan zögerte. »Das wird eine Menge Zeit kosten.«

»Du brauchst das Geld.«

Das stimmte ... »So dringend auch wieder nicht.« Jedenfalls nicht dringend genug, um ein weiteres

Buch aus seiner Feder durch Andrews Bearbeitung »aufpeppen« zu lassen. Der hatte das letzte Mal aus einer nachdenklichen Studie über die Ungerechtigkeit einen schamlos kommerziellen Schmöcker gemacht. »Du hast schon mein letztes Buch ruiniert.«

»Es hätte sich nicht verkauft, wenn du es auf deine Art gemacht hättest. So hingegen hast du einen netten kleinen Gewinn kassiert. Und wirst einen größeren kassieren, wenn du eine Kampagne für Stamp ins Rollen bringst, verlass dich drauf. Denk nur mal an Ludovic Kennedys Buch *John Christie, der Frauenwürger von Rillington Place*. Das ist sogar verfilmt worden.« Andrew faltete seine drallen kleinen Hände auf dem Schreibtisch. »Du brauchst das Geld, Jon. Von einem Dozentengehalt kann man sich keine Paul-Smith-Anzüge kaufen und jeden Abend in die Oper rennen.«

Geld. Hatte man welches, konnte man seine Ressentiments in einen Karton packen und der Mensch sein, der man gern sein wollte. Hatte man keines, war man ein Niemand. Jonathan schaute in den Stadtplan, stellte erleichtert fest, dass die Friar Road die nächste links war, und kämpfte sich mit gesenktem Kopf weiter voran. Den BMW, der hinter ihm leise an den Bordstein rollte und hielt, bemerkte er nicht.

Das *Crown and Feathers* war an der Ecke, ein dunkler viktorianischer Bau mit Schildern in den

Fenstern, die »Jeden Samstag Live-Musik« und »montags, mittwochs und freitags Mahlzeiten zu herabgesetzten Preisen für Senioren« anboten. Er hasste billigen Bums. Das Pub war wahrscheinlich Boxenstopp für Busladungen von Rentnern, die mal einen Tag am Meer verbringen wollten. Oder, noch schlimmer, Treffpunkt für die Alten, die am Ort lebten. Er konnte es sich vorstellen: Während im Hintergrund *The White Cliffs of Dover* oder *We'll Meet Again* dudelte, wurde ungenießbares Essen serviert und Wein, wenn es überhaupt welchen gab, der wie Essig schmeckte. Er hätte hart bleiben und auf einem Restaurant in der Stadt bestehen sollen, aber dann hätte er womöglich die Rechnung übernehmen müssen. Seufzend drückte er mit der Schulter die Tür zur Bar auf und sah diese zu seiner Überraschung fast leer.

Auf einem Barhocker saß ein alter Mann, der mit ins Leere gerichtetem Blick sein Bier schlürfte. An einem Tisch in der Ecke steckten ein Mann und eine Frau mittleren Alters tuschelnd die Köpfe zusammen. Alle drei sahen zur Tür, als Jonathan eintrat, aber das Ausbleiben jeglicher Reaktion verriet ihm, dass keiner der beiden Männer George Gardener war. Eine Bedienung war nicht zu sehen. Er warf einen Blick in den Nebenraum, aber der war leer bis auf einen Billardtisch. Die ganze Speisekarte, an einem Holzpfeiler festgeheftet, schien aus einer Liste verschiedener Sandwiches



zu bestehen; das Weinsortiment aus zwei Flaschen neben der Kasse. Es war eine Kneipe mit billigem Bier und ohne Schnörkel, und er fragte sich, wer so einen Ort für ein Zusammentreffen wählte. Wahrscheinlich ein alter Sozialist, dachte er missmutig, der immer noch den Klassenkampf ausficht.

Nass und durchgefroren zog er seinen Regenmantel aus und stellte sich an den Tresen. Dann nahm er einer verspäteten Überlegung folgend seine Brille ab und steckte sie in die Brusttasche. Aber sein intellektuelles Aussehen hätte seine geringste Sorge sein können. Der Fehler war der Designeranzug mit dem Designerhemd. Er sah aus wie der Pfau im Hühnerstall, im *Crown and Feathers* so fehl am Platz wie der alte Biertrinker neben ihm es in Covent Garden gewesen wäre. Er nahm wahr, dass der Alte von seinem Hocker rutschte, um näher zu rücken, und mied geflissentlich seinen Blick. Er hatte für Smalltalk nichts übrig – ihm fehlte das Talent dazu –, schon gar nicht mit einem Fremden, der von Bier zu leben schien. Die mit Altersflecken gesprenkelten Hände zitterten so stark, dass der Alte beide brauchte, um sein Glas zu heben.

»Ihre Sorte kriegen wir hier selten zu sehen.«

Jonathan ignorierte ihn. Man musste kein Genie sein, um zu wissen, was er mit »Ihre Sorte« meinte, und er fragte sich, wieso es eigentlich immer die Alten waren, die solche Sprüche vom Stapel ließen.

Ein knochiger Finger stach ihn in den Arm. »Ich rede mit Ihnen.«

Jonathan stellte seine lederne Aktentasche auf den Boden und zog seine Zigaretten aus der Tasche seines Regenmantels. »Was für eine Sorte meinen Sie?«, fragte er, den Kopf zum Feuerzeug hinuntergeneigt. »Männer, die Anzüge tragen?« Er richtete seinen Blick demonstrativ auf den bohrenden Finger. »Oder Männer mit *sehr* kurzer Lunte?« Er ballte seine rechte Hand zur Faust und legte sie auf den Tresen.

Der Alte, der vielleicht den Siegelring für einen Schlagring hielt, wich zurück. »Der Wirt ist hinten«, sagte er. »Ich sag ihm immer wieder, dass ihm Gäste durch die Lappen gehen, aber der hört nicht auf mich. Vor Ihnen waren schon zwei da, die wieder gegangen sind.«

»Hm.«

»Bedienen Sie sich einfach selbst. Roy hat nichts dagegen – solange Sie bezahlen.«

»Hm.«

»Vielleicht mögen Sie kein Ale? Trinken lieber was andres.«

»Hm.«

»Ein Vielredner sind Sie nicht gerade. Hat's Ihnen die Sprache verschlagen?«

Jonathan nahm sich zusammen. Der Alte konnte ja nichts dafür, dass er für diesen Anlass viel zu elegant gekleidet war. Er hätte sich Spielraum las-

sen sollen, um vor der Oper nach Hause zu fahren und sich umzuziehen. »Ich habe es nicht eilig. Ich bin hier mit einem Mann namens George Gardener verabredet. Vielleicht kennen Sie ihn? Er sitzt im Stadtrat.«

In den wässrigen alten Augen blitzte Belustigung auf, vermutlich, weil er sich die beiden zusammen vorstellte, den Uraltsozi und den Pfau. Nicht eben eine glückliche Paarung. »Vielleicht.«

»Ist er hier Stammgast?«

»Kommt zweimal die Woche her. Sitzt da drüben und hört sich das Gejammer der Leute an.« Er wies mit dem Kopf zu einem Tisch am Fenster. »Sprechstunde nennt sich das dann. Eine gottverdammte Zeitverschwendung, wenn Sie mich fragen. Wie soll ein Stadtrat die Sozialleistungen erhöhen, hm? Das ist Sache der Regierung.«

Jonathan nickte unverbindlich.

»Die sollten lieber ihre Ärsche heben und sich Arbeit suchen«, schimpfte der Alte. »Jemandem, der nichts tun kann, die Ohren volljammern, bringt überhaupt nichts.«

»Nein.«

»Was wollen Sie denn von George? Suchen Sie eine Wohnung?«

»Nein.«

»Da können Sie froh sein. Die, die es sich leisten können, kaufen die Sozialwohnungen auf ... die anderen, so wie ich, die keinen Penny in der Tasche

haben, knien nieder und beten, dass sie nicht rausgeschmissen werden.« Er starrte in sein Bier. »Das ist nicht recht.«

»Nein.«

Streitlust flammte plötzlich auf, als reizte ihn Jonathans Einsilbigkeit. Vielleicht lag es aber auch an der Kälte im Lokal – es schien keine Heizung zu geben. »Was wissen Sie denn schon?«, knurrte er. »Wo kommen Sie überhaupt her?«

»Aus London.«

Der Alte prustete geringschätzig. »Könnte genauso gut Timbuktu sein.«

»Mit dem Zug sind es nur zwei Stunden«, sagte Jonathan ruhig. »Ich habe die Reise heute Morgen gemacht. So schwierig war es gar nicht.«

Das brachte ihm einen argwöhnischen Blick ein. »Machen Sie sich über mich lustig?«

»Nein.«

»Das würde ich Ihnen auch nicht raten. Ich hab im Krieg meinen Kopf hingehalten, damit Leute wie Sie was werden können. Ich hab Orden dafür gekriegt.«

Jonathan zog nachdenklich an seiner Zigarette. Das Vernünftigste wäre es gewesen, sich an einen der Tische zurückzuziehen, aber diese Genugtuung wollte er dem alten Raubein nicht geben. Er verabscheute das hohe Alter. Es zeichnete sich durch Ungezogenheit und Egozentrik aus und trug nichts zur Weiterentwicklung des Menschen bei. Im

Gegenteil. Mit den maßlosen Forderungen, die es an die nächste Generation stellte, wirkte es sowohl in der Familie als auch in der Gesellschaft zerstörerisch.

Der knochige Finger begann wieder zu stupsen. »Hören Sie mir überhaupt zu?«

Jonathan holte einmal tief Luft durch die Nase, bevor er den Alten am dünnen Handgelenk packte. »Das sollten Sie lieber lassen«, sagte er und senkte seine Hand zum Tresen hinunter. »Mir ist kalt, ich bin nass, ich bin müde und nicht besonders gut aufgelegt.« Er lockerte die Umklammerung. »Es tut mir Leid, dass Sie Wohnungsprobleme haben, aber ich kann daran nichts ändern. Ich schlage vor, Sie wenden sich an Ihren Abgeordneten. Ich vermute allerdings, er wird Ihnen sagen, dass Sie Steuerzahlern wie mir dankbar sein sollen, wenn Sie Ihr Leben lang von der Sozialhilfe gelebt haben.«

»Sparen Sie sich Ihre Belehrungen«, fuhr der Alte ihn an. »Ich habe meine Rechte. Mehr Rechte als Sie jemals haben werden. Ich bin Christ, o ja, und das hier ist ein christliches Land – oder wäre es, wenn wir nicht von überall die Heiden reinlassen würden.«

»Belästigt Sie der Mann?«, fragte der stämmige dunkelhaarige Mann, der aus dem Nebenraum trat.

Jonathan schüttelte den Kopf.

»Sie hab ich nicht gemeint, Meister. Ich hab mit meinem Stammgast geredet. Grobheit gegen Alte

gibt's bei mir nicht. Schon gar nicht von hochgestochenen Bimbos im feinen Anzug.«

Es traf Jon wie ein Schlag in die Magengrube. Seit Jahren hatte ihn niemand mehr Bimbo genannt.

»Das ist ein bisschen hart«, mischte sich der Alte ein. »Der verklagt Sie, wenn Sie nicht Obacht geben, Roy.«

»Warum hat er Sie am Arm gepackt? Hat er Ihnen wehgetan?«

»Nein«, sagte der Alte ehrlich. »Es hat ihm nicht gepasst, dass ich ihn gestupst hab.«

»Dann bitte ich um Entschuldigung. Nichts für ungut«, sagte Roy. Er hob eine Klappe im Tresen und trat hinter die Bar. »Ich hätte ›Schwarzer‹ sagen sollen.« Die Augen aggressiv zusammengekniffen, die Arme fest verschränkt, stand er da, als hätte er nicht die geringste Lust, dem fremden Gast ein Bier zu zapfen. »Was soll's sein?«

»Nichts.« Jonathan drückte mit zitternder Hand seine Zigarette im Aschenbecher aus und nahm seinen Regenmantel. »Ich versuche mein Glück lieber in der Stadt.« Er zog eine Karte aus seiner Tasche und warf sie auf den Tresen. »Wenn George Gardner kommt, dann sagen Sie ihm, dass er mich unter dieser Handynummer erreichen kann. Ich bleibe zum Mittagessen in der Stadt, dann fahre ich wieder.«

Die Miene des Wirts veränderte sich. »Ach, Mist!

Sind Sie Jonathan Hughes? Hören Sie, Mann, das tut mir echt Leid. Sie hätten was sagen sollen.«

»Was denn?«

»Na, wer Sie sind, Herrgott noch mal. Ich hab einen Weißen erwartet. Weiß George, dass Sie ein Schwarzer sind?«

Jonathan atmete noch einmal tief durch. »Denken Sie sich nichts.« Er schlüpfte in seinen durchnässen Mantel und nahm seine Aktentasche. »Ich werde es als Erfahrung abhaken.« Er nahm seine Karte an sich und schob sie in die Tasche. »Im Übrigen habe ich es mir überlegt. Sie können Ihrem Freund sagen, dass ich an dem Treffen kein Interesse mehr habe. Mir gefallen seine Bekannten nicht.« Er ging zur Tür.

Der Wirt rief ihm nach: »Warten Sie, Mann ...« Aber die Worte verloren sich im Wind, als Jonathan die Tür aufriss und hinausstürmte.

Nach zweihundert Metern wurde er ruhiger und ging langsamer. Das Gescheiteste war, er folgte seinem eigenen Rat und hakte die ganze Sache als ein Stück Erfahrung ab. So etwas war ihm nicht das erste Mal passiert, und es würde nicht das letzte Mal sein. Sein Pass wurde bei jeder Einreise ins Land von dienstefrigen Beamten der Einwanderungsbehörde geprüft. Er hatte gelernt, den Mund zu halten, besonders seit den Ereignissen des 11. September, aber es erboste ihn trotzdem.

Als Kind hatte er jedes Mal, wenn er beleidigt worden war, gekocht vor Hass – *rassistische Schweine ... dreckiger Abschaum ... widerliche Analphabeten ...* –, aber er hatte die Wörter nie laut ausgesprochen.

Wenn Andrew zu glauben war, hätte er es tun sollen. Die in der Pubertät unterdrückte Wut hatte zu Verdrängung geführt.

»Du hast dich nie gegen die Leute gewehrt, die dich fertig gemacht haben. In einem Artikel oder Brief verteidigst du deinen Standpunkt bis aufs Messer, aber du tust es nie von Angesicht zu Angesicht. Weiß der Himmel, warum. Du bist doch eigentlich ziemlich aggressiv – jedenfalls auf Papier.«

»Ich stelle mich jeden Tag meinen Studenten und Kollegen.«

»Ja, weil es ungefährlich ist. Du brauchst keine Angst zu haben, dass deine Studenten dich jemals prügeln werden. Du bist zwei verschiedene Personen, Jon. Ein Rottweiler in deiner Fakultät und ein folgsamer Whippet draußen.«

»Das sind Hunde.«

»Jetzt fang nicht an, Haare zu spalten. Du schreibst niederschmetternde Kritiken über deine Kollegen – und wirst dafür von deinen Studenten bewundert –, aber vor jeder Konfrontation auf der Straße schreckst du zurück. Du gibst ein Vermögen für elegante Anzüge aus, weil du wahrgenommen



werden willst, und dann ziehst du den Kopf ein und trägst eine Altmännerbrille. Du gehst in die Oper, aber du gehst immer allein, weil du Angst hast, wenn du jemanden einlädst, könnte dich das zu einer Beziehung verpflichten. Es ist jammerschade, dass du nicht mit fünfzehn mal einen Skinhead verdroschen hast. Du unterdrückst deine Gefühle schon so lange, dass du gar keine mehr hast.«

»Wie kommst du darauf, dass die Weißen das einzige Problem waren? Die Jamaikaner und die Chinesen waren genauso schlimm, und ihre Banden waren größer.« Jonathans Gesicht wurde hart bei der Erinnerung. »Lauter hirnlose Analphabeten, von denen keiner richtig Englisch konnte.« Mit einem zynischen Schulterzucken fügte er hinzu: »Versuch mal, in so einem Milieu zu leben, wenn du halb Iraner, halb Libyer bist ... mit dunkler Haut, den Gesichtszügen eines Weißen und einem englischen Namen, den dir keiner zutraut. Glaub mir, da kannst du nur den Kopf einziehen und schufteten wie ein Irrer, um schnellstens rauszukommen. Du denkst nicht mal im Traum daran, dich mit einem von denen anzulegen.«

»Für einen Anthropologen bist du ein ziemlicher Menschenfeind, Jon.«

»Das hat mit Anthropologie nichts zu tun. Theoretische Wissenschaft erzeugt keinen Hass.«

»Was erzeugt ihn dann?«

Krieg, dachte Jonathan. Seine Wut und seine

Aggression waren sprunghaft gestiegen, seit bei jeder Gelegenheit die Legitimität seines Passes angezweifelt wurde. Ständig begleitete ihn eine unterschwellige Angst, dass er, wenn er ihn verlöre, alles verlieren würde. Und wie immer klopfte er sich auch jetzt auf die Brusttasche, um sich zu vergewissern, dass er da war. Die Geste war ihm so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dass sie zum nervösen Tick geworden war.

Ein Auto fuhr neben ihn an den Gehweg heran, ein museumsreifer Mini Cooper mit Türmen von Büchern und Akten auf dem Rücksitz. Die Fahrerin kurbelte ihr Fenster herunter und rief mit aufgeregter Stimme: »Entschuldigen Sie – entschuldigen Sie! Sind Sie Jonathan Hughes?« Die Stimme schwoll zu ohrenbetäubender Schrillheit an. »Bitte entschuldigen Sie! Es tut mir Leid!«

Jonathan ignorierte sie.

Er hörte das Krachen der Gangschaltung, als sie anfuhr und auf der falschen Straßenseite die Verfolgung aufnahm. »Bitte bleiben Sie doch stehen!«, schrie sie, während sie um einen geparkten Wagen herumfuhr, um ihn zu überholen. »O Gott, Hilfe!« Ihr Schreckensschrei erreichte ihn in dem Moment, als aus dem dichten Schneeregen vor ihr ein Lieferwagen auftauchte und sie hart auf die Bremse trat.

Er kniff in kopfschüttelnder Ungläubigkeit die Augen zusammen und wartete auf das Unvermeid-

liche. Aber sie hatte Glück. Der Fahrer des Lieferwagens reagierte so prompt wie sie und brachte sein Fahrzeug einen knappen Meter vor ihrer Stoßstange zum Stehen. Was er hinter geschlossenen Scheiben mit drohend erhobenem Finger über Frauen am Steuer sagte, war nicht zu hören, aber dennoch unmissverständlich, und nichts davon war schmeichelhaft. Am allerwenigsten konnte er *dicke* Frauen am Steuer ausstehen. Er schüttelte einmal kurz die Faust, dann stieß er ein Stück zurück und fuhr vorbei.

Jonathan schaute durch das Fenster des Mini. »Sie sollten lieber auf die andere Seite hinüberfahren, bevor noch einer kommt«, sagte er. »Ich warte hier.«

Sie war hochrot im Gesicht und zitterte, aber sie tat, was er ihr geraten hatte. »Mein Gott, war das blöd von mir«, sagte sie, als sie die Tür öffnete und ausstieg. »Es tut mir wirklich Leid. Was müssen Sie von mir denken!« Sie war in einen gesteppten roten Daunenmantel eingepackt, dazu trug sie Gummistiefel und eine lindgrüne Wollmütze, die wie ein römischer Helm auf ihrem Kopf saß. Das Ensemble schmeichelte weder ihrer Figur noch ihrem Teint. Sie sah aus wie ein vierschrotiger Gartenzwerg, und Jonathan fragte sich, ob sie je in einen Spiegel sah. Er schätzte sie auf ungefähr sechzig Jahre.

»Was wollen Sie?«, fragte er.

»Ich bin George Gardener.« Sie bot ihm die Hand, und er ergriff sie widerstrebend. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie peinlich mir das alles ist. Wie Roy und Jim sich Ihnen gegenüber benommen haben – ich könnte die beiden umbringen. Ich werde Jim nicht in Schutz nehmen – er tritt allen Leuten auf die Zehen –, aber Roy dachte, Sie wären ein Crack- und Kokaindealer.« Sie zog ein bedauerndes Gesicht. »Die Polizei warnt uns dauernd vor Londoner Banden, die hier hereindrängen, und er dachte, Sie gehören zu so einer.«

»Soll mir das ein Trost sein?«

Sie wurde wieder rot. »Ich wollte Ihnen nur erklären, warum er so grob zu Ihnen war.«

»Ich dachte, Crack- und Kokaindealer wären Jamaikaner. Sehe ich aus wie ein Jamaikaner?«

»Nein, aber ... na ja, Sie haben einen sehr englischen Namen und sehen nicht wie ein Engländer aus«, sagte sie hastig.

Jonathan war unversöhnlich. »Und Sie haben einen Männernamen, Mrs. Gardener, aber ich habe keine Frauen beleidigt, weil ich einen Mann erwartete. Vermutet Ihr Freund auch hinter *jedem* Weißen, der sein Lokal betritt, einen Drogendealer?«, fragte er zynisch.

Sie zögerte, unsicher, ob es klug war, darauf zu antworten.

»Wenn Sie nichts dagegen haben, dass ich ihn zitiere – ja, wenn es ein geschniegelter Kerl in einem

teuren Anzug ist – und wenn die Polizei ihm gesagt hätte, dass es weiße Banden sind. Solche Leute kommen ihm nicht in sein Pub.« Sie rang die Hände. »Bitte, seien Sie doch jetzt nicht gekränkt. Das war kein Rassismus bei Roy, er wollte Ihnen nur erklären, warum er Sie nicht erkannt hatte. Er bemüht sich sehr, Drogen aus seinem Pub herauszuhalten. Darum kommen auch fast nur ältere Leute zu ihm, und er verdient schlecht. Das Pub ist nicht in. Die Jugend geht woanders hin.«

Das konnte Jonathan gut verstehen. Er selbst hätte sich nicht um viel Geld ins *Crown and Feathers* gesetzt. Aber er wunderte sich über ihre Naivität und war versucht, das Gespräch von seinem Standpunkt aus wiederzugeben. Für ihn gab es keinen Zweifel, dass Roy ein Rassist der übelsten Sorte war, aber es hatte wenig Sinn, darüber zu streiten. »Na gut«, sagte er mit einem kurzen Nicken, »ich bin nicht gekränkt.«

»Dann kommen Sie mit?«, fragte sie eifrig.

»Nein. Ich friere, Mrs. Gardener, und Bier und belegte Brote sind nicht meine Sache. Ich suche mir lieber ein anderes Lokal.«

Sie seufzte. »Miss Gardener, aber das kann ich nicht ausstehen. Mir wär's lieber, Sie nennen mich George.«

Es überraschte ihn nicht. Kein Mann hätte diese bierernste Provinztrine mit dem fürchterlichen Geschmack und der unmöglichen Figur gewollt.

»Roy hat extra einen Eintopf gemacht«, sagte sie. »Er ist ein guter Koch – wirklich! – und er gibt uns einen seiner Privaträume. Mit offenem Kamin und einem Feuer. Ich habe das *Crown and Feathers* nur ausgesucht, weil Roy Howard Stamp gekannt hat.« Sie legte ihm bittend die Hand auf den Arm. »Es ist alles nur schief gelaufen, weil mein Wagen nicht angesprungen ist. Wegen der Kälte. Ich hätte gestern Abend Zeitungspapier unter die Motorhaube legen sollen, aber ich habe ja nicht gedacht, dass es friert. Sie werden schon sehen: Der Statistik zufolge werden sich bis heute Abend mindestens zwei Leute aus meinem Wahlkreis die Hüfte gebrochen haben und fünfzig Prozent der restlichen hocken in Decken gewickelt zitternd zu Hause herum, weil sie eine Erhöhung ihrer Heizungsrechnung vermeiden wollen. Das sind Rentner wie Jim.«

Jonathan hätte sagen können, dass Bournemouth für ihn rapide an Attraktivität verliere, aber er zögerte, als sie Howard Stamp erwähnte, und sie bemerkte das Interesse in seinem Gesicht.

»Wunderbar!«, rief sie und klatschte in die Hände wie eine Wiedergeborene Christin. »Steigen Sie ein.«

Beinahe hätte er an dieser Stelle die ganze Sache gelassen. »Ich gehe lieber zu Fuß, danke.«

»Ach, kommen Sie«, sagte sie und schob ihn schon um den Wagen herum zur anderen Seite. »Ich kann den Wagen ja hier schlecht stehen lassen,

weil Roy mir die Batterie aufladen muss. Vergessen Sie, was der Fahrer vorhin gesagt hat. Ich habe Augen wie ein Luchs und fahre seit Ewigkeiten. Es kommt nur höchst selten vor, dass ich auf der falschen Straßenseite herumgondle.«

Sie schien das Wort »nein« nicht zu verstehen. Resigniert zwängte er sich in den kleinen Wagen. Es war eng vorn, aber sie erklärte, sie könne den Sitz leider nicht verschieben, da der Mini ihr als rollender Aktenschrank diene und nach hinten kein Platz mehr sei. Jonathan musste die Knie so weit anziehen, dass sie ihm beinahe ans Kinn stießen. Er lächelte säuerlich. Ein Glück nur, dass seine Studenten ihn nicht sehen konnten. So etwas Chaotisches war nicht Dr. Hughes' Stil. Auf der Fahrt zum Pub schnatterte George ohne Pause, parkte den Wagen in einem Hinterhof, half ihm dann fürsorglich beim etwas mühsamen Aussteigen und führte ihn sogleich nach oben, in den Privatraum, wo er die Entschuldigungen des Wirts über sich ergehen lassen musste.

Es lief nicht so gut, wie sie gehofft hatte. Roy Trent war keiner, der so schnell klein beigab, und Jonathan, der insgeheim eine Wut auf alle Weißen hatte, war prompt von neuem gekränkt, als man ihn einen Schwarzen hieß. Trotz seiner dunklen Haut sah er sich niemals als Schwarzen, sondern nur als Araber. Sein Ärger wuchs, als George ihn vorwärts schob und ihm dabei eine große Plastiktüte in den

Rücken ramnte, die sie vom Rücksitz des Wagens mitgenommen hatte. Sie sah aus wie eine Pennerin, der Wirt – der Koch! – sah aus, als hätte er sich seit Wochen die Hände nicht mehr gewaschen, und der pingelige Jonathan schreckte innerlich zurück bei der Vorstellung, sich mit diesen beiden an einen Tisch zu setzen.

»Den Rassismus könnte ich wahrscheinlich hinnehmen ... Ich billige ihn nicht, aber ich denke, ich verstehe die Geschichte dahinter. Was ich hasse, ist der Snobismus. Du hast so einen fürchterlichen intellektuellen Dünkel, Jon. Du bildest dir ein, was Besseres zu sein ... aber intelligente Menschen legen es gerade *nicht* darauf an, jeden, der ihnen über den Weg läuft, von oben herab zu behandeln ...«



Drinnen beäugten die Männer einander wie zwei Gorillamännchen, die sich zum Kampf um ein geschlechtsreifes Weibchen rüsten. Roy Trent, der im Nachteil war, weil er auf Knien vor dem offenen Kamin lag, um das Feuer in Gang zu bringen, oder aber weil er den dicken kleinen Gartenzwerg hinter Jonathan wirklich gern hatte, kapitulierte zuerst. »Hören Sie, Mann, es tut mir echt Leid«, sagte er, während er Kohle in den Kamin schaufelte. »Aber schauen Sie, da seh ich diesen großen schwarzen Typen, der den alten Jim am Arm gepackt hält und ihn anschaut, als würde er ihn gleich fressen, da hab ich natürlich gedacht, Scheiße, Mann, der kommt daher wie Graf Koks und redet wie Lawrence Olivier persönlich! Ich mein, das ist doch nicht normal, oder? Wir wissen alle, dass Jim ein alter Miesmacher ist, aber wir hören halt weg und lassen ihn quasseln. Eigentlich ist es Georges Schuld. Sie hat mir nur gesagt, dass ein Autor kommt – irgendeiner, der was über den armen alten Howard geschrieben hat –, und ich hab eben einen mickrigen kleinen Typen im Anorak

erwartet. Ich mein, Howard ist ja nicht gerade der Riesenknüller, oder?« Er warf einen taxierenden Blick auf Jonathan. »Der Haken ist einfach, dass Sie keinen ausländischen Namen haben. Ich mein, Jonathan Hughes – englischer könnt's ja wohl kaum sein. Wenn Sie jetzt Mohammed oder Ali heißen würden, hätt's nie ein Problem gegeben.« Er richtete sich auf und wischte sich die kohleschwarzen Hände an seiner Hose ab. »Also, Entschuldigung angenommen?«, fragte er und streckte Jonathan die rechte Hand hin.

Jonathan, dem klar war, dass der andere es bewusst darauf angelegt hatte, ihn von neuem zu beleidigen, packte die dargebotene Hand mit festem Griff und drückte die Mittelhandknochen mit aller Kraft zusammen. »Wenn Sie auch meine annehmen.«

Ärger flackerte kurz in den Augen des Mannes auf, aber er antwortete höflich: »Okay. Wofür wollen Sie sich denn entschuldigen?«

»Dafür, dass ich alle Weißen über einen Kamm schere«, entgegnete Jonathan. »Das ist eine schlechte Angewohnheit von mir. Aber für mich sehen Sie eben alle gleich aus.«

»Nur weiter, ich halt das schon aus. Wann kommt die Pointe?«

»Die Deutschen sind gebildet, die Franzosen gut angezogen, die Iren begabt und die Amerikaner höflich.« Er zuckte mit den Schultern. »Da die Briten

nichts von alldem sind, mache ich unweigerlich Fehler, wenn ich mit ihnen zu tun habe.« Er zog seinen Regenmantel aus und hängte ihn an einen Haken neben der Tür, bevor er sein Jackett glatt strich. Er hoffte, die glänzenden Stellen an den Ellbogen würden nicht auffallen. »Ich entschuldige mich für den Anzug. Ich habe mich für das Gespräch hier so in Schale geworfen« – er spürte, dass George hinter ihm unbehaglich von einem Fuß auf den anderen trat –, »aber mir hätte klar sein müssen, wie unangebracht das war. Würde Ihr Pub *Zur Tränke* heißen, wäre es natürlich überhaupt kein Problem gewesen, die passende Kleidung zu wählen – ich hätte gewusst, was ich zu erwarten habe –, aber der Namen *Crown and Feathers* ließ zumindest ein gewisses Niveau erwarten.«

Es folgte eine lange Pause, während der Roy Trent nachdenklich seine zur Faust geballte Hand knetete. »Nur zu Ihrer Information, damit Ihnen so ein Irrtum nicht noch mal passiert, Meister – bei Pubs kann man nicht nach dem Namen gehen. Die *Tränke* könnte die beste Wirtschaft sein, die Ihnen je untergekommen ist.«

Jonathan lächelte dünn. »Danke für die Aufklärung«, murmelte er. »Als Schwarzer und Ausländer hat man doch große Mühe, die Eigenheiten der englischen Namensgebung zu verstehen.«

Roy Trent schob aggressiv das Kinn vor. »Unsere guten Eigenschaften haben Sie unterschlagen. Wir

nehmen das Leben nicht so ernst wie die Deutschen ... wir beschweren uns nicht dauernd wie die Franzosen ... wir wandern nicht beim kleinsten Anlass aus wie die Iren ... und wir beten nicht das Geld an wie die Amerikaner.« Er zog seinen alten Pullover über seinen Bierbauch. »Dass wir uns schlecht kleiden, muss ich allerdings zugeben. Und welche Nationalität haben Sie?«

»Ich bin Brite wie Sie, Mr. Trent.«

»Nur dass ich Engländer bin.«

Das Zimmer war klein, mit einem Tisch, der für zwei gedeckt war, und zwei Ledersesseln zu beiden Seiten des Feuers. Jonathan forderte George mit einer Handbewegung auf, sich zu setzen. »Darf ich Ihnen den Mantel abnehmen?«

Sie kreuzte die Arme über der Brust. »Nein, danke. Ich lass ihn lieber an.«

Es hätte ihn interessiert, was sie darunter trug. Einen Schlafanzug? Gewundert hätte es ihn nicht. Nichts hätte ihn an diesem Tag gewundert. »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich setze?«

»Aber nein. Bitte!«

Er schlug ein elegant gekleidetes Bein über das andere und setzte seine Brille auf. »Wenn es Sie interessiert, woher ich ursprünglich komme, sage ich es Ihnen gern, Mr. Trent. Mein Vater ist Iraner, und die Familie meiner Mutter stammt aus Nordafrika. Den englischen Namen habe ich meinem Großvater väterlicherseits zu verdanken,

der Robert Hughes hieß, und Brite bin ich, weil ich hier geboren bin und einen britischen Pass habe. Ich habe eine Londoner Gesamtschule besucht, ein Stipendium für Oxford erhalten und beschäftige mich jetzt an der Universität London mit europäischer Anthropologie. Ich spreche fließend Englisch, Französisch und Farsi und kann mich in Deutsch und Spanisch verständigen.« Er legte die Fingerspitzen beider Hände unter seinem Kinn aneinander. »Und woher stammen Sie? Ich würde sagen, in Ihren Adern fließt eine ganze Menge walisisches Blut.«

»Überhaupt keines«, widersprach Trent argwöhnisch. »Meine Eltern kommen beide aus Dorset.«

»Interessant. Trotzdem schlägt Ihr keltisches Erbe so stark durch.«

»Woran sehen Sie denn das?«

»Körperbau, Statur, Augenfarbe, Gesichtstyp. Ein echter Engländer hätte angelsächsische Merkmale. Er wäre größer, mit hellerer Haut und hellerem Haar, blauen oder grauen Augen und einem zierlicheren Knochenbau. Sie haben kräftige keltische Züge – drahtiges dunkles Haar und braune Augen – und sind von der Konstitution her eher endomorph. Deshalb bezeichneten die Nordmänner die Waliser als Trolle, weil sie klein und dunkel waren, mit behaarten Körpern und dicken Bäuchen.« Er sah kurz zu George hinüber, als die tadelnd leise mit der Zunge schnalzte. »Ich würde sagen, dass Sie

mindestens zu fünfundsiebzig Prozent Waliser sind, Mr. Trent.«

»Blödsinn«, sagte Roy Trent verärgert. »Man kann einen Engländer nicht nur am Aussehen erkennen. Ich bin dick, weil ich zu viel esse. Deswegen bin ich noch lange kein verdammter Waliser.«

Jonathan hob wie entschuldigend die Hände. »Tut mir Leid. Ich wusste nicht, dass eine walisische Abstammung so ein Problem für Sie ist. Das ist ein weiteres Gebiet der englischen Psyche, das mir bisher verschlossen geblieben ist. Ich dachte, Sie mögen die Schotten und die Iren nicht.«

»Ich bin *kein* Waliser.«

George wedelte nervös mit der Hand. »Er neckt Sie doch nur, Roy. Die Angeln und die Sachsen waren germanische Stämme, die im vierten Jahrhundert in England einfielen – zur gleichen Zeit wie die Juten und die Wikinger. Die Juten waren Dänen, die Wikinger Norweger. Davor wurden wir von den Römern erobert – die Italiener waren –, und sieben Jahrhunderte später kamen wir unter die Herrschaft der Normannen, die Franzosen waren.« Sie sah Jonathan mit flehendem Blick an. »Das mit dem endomorphen Typ war doch nur Spaß – ich bin einer, Sie sind einer –, ein Iraner könnte auch einer sein. Es hat mit der Staatsangehörigkeit so wenig zu tun wie mit der Hautfarbe. Und Staatsangehörigkeit lässt sich ändern, Roy – sie ist doch keine Frage der Geburt.«

»Für mich schon«, entgegnete er starrköpfig. »Ich bin hier geboren. Ich bin kein Asylbewerber, der nach was Besserem sucht.«

George zuckte resigniert mit den Schultern, dieser Fremdenhass schien ihr nicht neu zu sein. »Dann geben Sie wenigstens zu, dass die Migration aus wirtschaftlichen Gründen von den Weißen erfunden wurde, Roy. Jeder, der nach Amerika gegangen ist, war auf der Suche nach einem besseren Leben.«

Der Mund des Mannes wurde noch verkniffener. Jonathan hätte ihm am liebsten gesagt, dass sie beide derselben Menschenrasse angehörten, der weißen – den nichtnegroiden Völkern Europas, des Nahen Ostens, Nordafrikas und Westasiens, einschließlich der Waliser –, aber das hätte der Mann nur als Beleidigung aufgefasst. Also erbarmte er sich lieber Georges, die offensichtlich Blut und Wasser schwitzte, und bot dem Mann die Hand. »Schwamm drüber, ja? Ich weiß, dass ich seit gestern Abend ziemlich schlecht gelaunt bin. Ich kam aus New York zurück und wurde von einem Beamten der Einwanderungsbehörde durch die Mangel gedreht. Er fragte mich nach meiner Meinung über Osama bin Laden. Als ich ihm die Antwort verweigerte, ließ er mich eine Stunde warten, während er meinen Pass auf seine Echtheit prüfte.«

Roy Trent nahm den Ölzweig an. »Warum haben Sie ihm keine Antwort gegeben?«

»Weil es nur eine Antwort gibt. Vor einem Mann von der Einwanderungsbehörde würden doch nicht mal bin Ladens fanatischste Anhänger zugeben, auf wessen Seite sie stehen.«

Das fand Roy Trent einleuchtend. »Hat er die Weißen das auch gefragt?«

»Was meinen Sie wohl?«

»Nein.«

Jonathan nickte. »Man lernt, damit zu leben, Mr. Trent. In Zeiten wie den heutigen, wo die Leute Angst haben, gerät man immer in Verdacht, wenn man nicht ins Bild passt. Es ist deprimierend. Den Iren in England ist es jedes Mal so ergangen, wenn eine IRA-Bombe explodierte. Es ist Howard Stamp so ergangen, als die Leute glaubten, in Highdown triebe sich ein Mörder vom Schlage Mansons herum.«

Doch auf die Erwähnung Howard Stamps trat sofort eine Abkühlung ein. Roy Trent sah auf seine Uhr. »Ich schau mal lieber wieder nach unten. Kann ich Ihnen was zu trinken bringen? Dürfen Sie Alkohol trinken? George hat einen Gevrey-Chambertin zum Eintopf vorgeschlagen, aber vielleicht hätten Sie lieber was anderes? Ich möchte auf keinen Fall Ihren Glauben verletzen oder so was.«

»Ich bin Atheist«, sagte Jonathan. »Der Gevrey-Chambertin klingt gut. Danke.«

»Bin gleich wieder da.« Im Vorübergehen tätschelte er George den Arm. »Wenn Sie nicht bald den



Mantel da ausziehen, junge Frau«, brummte er so laut, dass es nicht zu überhören war, »kriegen Sie mir noch 'nen Hitzschlag ... und die Mütze sieht auch nicht toll aus, glauben Sie mir. Wenn der hier nach Ihrem Aussehen geht, sollten Sie's am besten so schnell wie möglich hinter sich bringen.«

Trent schloss die Tür hinter sich, lauschte aber noch ein, zwei Minuten, ehe er davonging. Er hatte schon Recht gehabt mit seiner ersten Bemerkung zu diesem Hughes. »Ein hochgestochener Bimbo im teuren Anzug.« Bei George kam der bestimmt nicht an. Abgesehen von allem anderen nannte er sie auch noch hartnäckig Miss Gardener. Mit einem belustigten Lächeln ging er die Treppe hinunter und trat in die Küche, wo seine Belustigung augenblicklich in Wut umschlug, als er seine Exfrau vor dem Überwachungsmonitor in der Ecke sah.

»Was zum Teufel hast du hier zu suchen?«, fuhr er sie aufgebracht an. »Ich hab dir gesagt, du sollst wegbleiben.«

Sie wandte sich ihm zu. »Ich wollte gern mal den berühmten Autor sehen.«

»Warum?«

»Damit ich ihn wiedererkenne. Ich traue dir nicht über den Weg, Roy. Ich hab dir noch nie getraut. Wann wolltest du mir sagen, dass er ein Schwarzer ist?«

»Ich hab's doch selbst nicht gewusst.« Er starrte

sie einen Moment an, bevor er zwei Weingläser aus einem Schrank nahm und auf ein Tablett stellte. Die Zeit war beinahe spurlos an ihr vorübergegangen, während George jedes einzelne Jahr ihres Alters anzusehen war. Der Unterschied lag im Charakter. George war hässlich, bescheiden und gutherzig; seine Ex war ein gut aussehendes Miststück.

Sie spielte mit den Fransen ihres Kaschmirschals. »Ein armseliger Wicht, hast du gesagt, der einen Scheißdreck weiß außer dem, was er sich aus alten Zeitungen zusammengeklaut hat. Stattdessen kreuzt Denzel Washington auf.«

»Er hat gesagt, dass er Iraner ist.«

»Wen interessiert das? Er ist so schwarz wie ein Neger.« Die Frau zog aggressiv die hellen Augen zusammen. »Deine Freundin wird sich auf jeden Fall eifrigst bemühen, ihm zu helfen, ganz gleich, was er ist. So nach dem Motto ›Seid gut zu Niggern‹.«

»Na ja, der hier ist ein echt arrogantes Schwein. Ich glaub nicht, dass George ihn besonders mag.« Er grinste plötzlich. »Jedenfalls kannst du mir schon mal dafür danken, dass ich ihn so richtig hochgebracht hab, bevor sie kam, und jetzt muss sie gut Wetter machen.«

Die Frau sprang darauf an. »Hast du's mit Absicht getan?«

Er wies mit dem Kopf zum Monitor. »Ich fand, es wäre einen Versuch wert. Zehn Minuten lang

hab ich zugeschaut, wie Jim Longhurst, dieser alte Penner, ihn genervt hat, dann bin ich raus und hab ihn ein bisschen dumm angemacht. Der ist schnell beleidigt ... aber trotzdem ein hochmütiges Arschloch. Die arme George behandelt er wie den letzten Dreck.«

»Ich hab gesehen, wie sie ihm nachgelaufen ist. Die hätte ihm den schwarzen Arsch geleckt, wenn er sie gelassen hätte.«

Roy lachte mit Verachtung. »Das würdest vielleicht du tun – sie nicht.«

»Er sieht nicht übel aus.«

»Ja, wie eine Schwuchtel, wenn du mich fragst«, sagte Roy und wischte sich die Hände an der Hose, als seien sie beschmutzt worden. »Bei George zieht das nicht. Die interessiert nur, was er für Howard tun kann.«

»Bist du sicher, dass sie nichts weiß?«

Roy griff nach dem Gevrey-Chambertin und zuckte mit den Schultern. »Was gibt's da groß zu wissen? Wenn nicht Howard Grace umgebracht hat, war's ein anderer Typ mit roten Haaren. Mehr als seinen Namen reinwaschen können die zwei nicht.« Er stellte die Flasche auf das Tablett und legte einen Korkenzieher dazu. »Aber dass die jemand andren da reinziehen, das passiert bestimmt nicht ...« – er warf ihr einen nachdenklichen Blick zu –, »außer du weißt was, was ich nicht weiß, Cill.«

»Nenn mich nicht so«, zischte sie ihn an. »Was ist mit einer DNA-Untersuchung? Er spricht davon in seinem Buch.«

Er spürte ihre brennende Ungeduld. »Es gibt keine Vergleichsproben«, sagte er ruhig. »Das gesamte Beweismaterial wurde nach Howards Tod vernichtet. George hat die Polizei jahrelang gelöchert, bis sie ihr gesagt haben, dass es verbrannt wurde.« Er nahm das Tablett und drängte sich an ihr vorbei. »Und jetzt verpiss dich, bevor dich jemand sieht.«

»Sie haben das mit dem Aussehen ja wohl gehört«, sagte George und seufzte, als die Tür sich hinter Roy schloss.

Jonathan nickte.

»Na gut.« Sie zog sich die Mütze vom Kopf, und ihr stoppeliges graues Haar stellte sich vor Elektrizität knisternd auf. »Ich hatte einen Streit mit der Friseurin«, erklärte sie verlegen, bevor sie ihren Mantel ablegte. Darunter kamen ein abgetragener gelber Pullover mit Autoschmiere auf der Brust und schmuddelige graue Leggings zum Vorschein, die in ihre Stiefel hineingestopft waren. »Und ich habe zurzeit Nachtdienst, darum bin ich erst gegen elf aufgewacht. Ich wollte nach dem Auto sehen, bevor ich mich stadtfrein mache, und als es dann nicht ansprang ...« Sie zuckte mit den Schultern. »Ich finde ja auch, dass man sich aus Höflichkeit dem anderen gegenüber anständig

anziehen sollte, Dr. Hughes, aber mir fehlte die Zeit zum Umziehen. Ich hatte gehofft, Sie wären ein kurzsichtiger, alter Professor – und es würde Ihnen nicht auffallen.«

Ihr Haar sah eher aus, als litte es unter den Nachwirkungen einer Chemotherapie, und es hätte ihn interessiert, ob zur »stadtfeinen« Aufmachung eine Perücke gehörte.

Er stand auf und zog den anderen Sessel weiter vor. »Ich habe nur deshalb einen Anzug an, weil ich heute Abend in den *Falstaff* von Verdi gehe, Miss Gardener.« Mit einem Lächeln setzte er sich wieder, aber es war ein Höflichkeitslächeln und kein Ausdruck der Freundschaft. »Sagen wir einfach, dass der erste Eindruck manchmal trügt, und lassen Sie uns loslegen.«

Ihr Enthusiasmus kehrte augenblicklich zurück. »Ach, Gott sei Dank«, sagte sie aus tiefstem Herzen und ließ sich in den anderen Sessel sinken. »Ich hatte schon angefangen, mich zu fragen, wie wir diese Mahlzeit hinter uns bringen sollen, wenn ich ständig jedes Wort auf die Goldwaage legen muss.« Sie sprach ohne den Anklang eines Dialekts, doch wenn sie laut wurde, verriet die Aussprache der Vokale ihre Londoner Herkunft. »Ich habe meine arme Mutter zur Verzweiflung gebracht. Sie wollte eine wohlerzogene, graziöse Tochter und bekam einen Elefanten im Porzellanladen.«

»Lebt sie noch?«

»Nein. Sie ist an Brustkrebs gestorben, als ich vierzehn war.« Sie schnitt schon wieder eine Grimasse, es schien beinahe, als wäre es eine nervöse Angewohnheit von ihr, Mund und Augen in groteske Falten zu legen, und Jonathan dachte bei sich, wie unglaublich hässlich sie doch war. »Sie war vorher lange krank. Ich wurde praktisch von meinem Vater großgezogen. Der hatte auch keine Manieren, darum habe ich sie nie gelernt.«

»Was war Ihr Vater von Beruf?«

Sie lächelte liebevoll und rutschte auf ihrem Sessel nach vorn, so dass sie auf dem Rand zu sitzen kam.

»Er war Briefträger.«

Jonathan streckte seine Beine zum Feuer aus und ging ein wenig auf Distanz zu ihr, indem er sich zurücklehnte. »Lebt er noch?«

Sie schüttelte den Kopf. »Er ist vor fünfzehn Jahren an einem Herzinfarkt gestorben. Damals habe ich meine Zelte in London abgebrochen und bin nach Bournemouth gekommen. Ich fürchte, ich habe von beiden Seiten keine gesunden Gene mitbekommen. Sollte mich wundern, wenn ich mal alt werde. Aber es wird mich nicht weiter aufregen, wenn ich's nicht werde«, sagte sie sachlich. »Es gibt viel Elend im Alter.«

»Wofür Jim das beste Beispiel ist«, stellte Jonathan trocken fest.

Ihre Augen blitzten erheitert. »Für Elend dieser Art kann man das Alter nicht verantwortlich ma-

chen. Jim hat sein Leben lang gemeckert, sagt jedenfalls Roy. Hat er Ihnen von seinen Orden erzählt?«

Jonathan nickte.

»Eigentlich kann er einem Leid tun. Er hat Plattfüße und durfte im Krieg nur die Mülltonnen leeren. Er hat die Geschichte von seinen Orden so oft erzählt, dass er sie mittlerweile wahrscheinlich selbst glaubt. Aber es ist schon traurig, wenn einer sich eine Geschichte erfinden muss, weil sein Leben so enttäuschend war.« Sie sah ihn mit ihren blitzblauen Augen prüfend an. »Mein Vater hat immer gesagt, das schlimmste Kreuz sei es, wenn man sich ständig angegriffen fühlt. Je mehr man hadert, desto schwerer trägt man daran.«

Er fragte sich, ob das eine Spitze gegen ihn sei. »Wieso haben Sie Nachtschichten? Was arbeiten Sie?«

»Nichts Großartiges. Ich bin in einem Pflegeheim.«

»Als Krankenschwester?«

»Als Hilfskraft. Ich war beim Finanzamt, als ich noch in London lebte.« Sie lächelte über seine Miene. »Wir sind nicht alle so schlimm wie unser Ruf. Manche von uns sind ganz manierlich.«

»Und warum haben Sie das aufgegeben? Hätten Sie sich nicht einfach an ein Finanzamt hier unten versetzen lassen können?«

»Ich hatte das Gefühl, es sei an der Zeit, mal Bilanz zu ziehen und die Prioritäten neu zu be-

stimmen. Und ich arbeite gern mit den geistig Verwirrten. Alle meine Patienten haben eine blühende Fantasie, die mit Logik oder der Realität nichts zu tun hat. Ich habe eine alte Frau, die überzeugt ist, dass ihr Ehemann ermordet wurde. Sie erzählt jedem, er wäre von bösen Nachbarn totgeschlagen worden.«

Jonathan sah sie zweifelnd an. »Regt sich die alte Dame dabei nicht auf?«

»Nur, wenn man ihr erklären will, dass es nicht wahr ist. Es ist ja ihr großer Auftritt, mit dem sie alle zum Schweigen bringt, während eine naive junge Schwester sie zu füttern versucht. Sie wird unwirsch, wenn man ihr sagt, dass ihr Gedächtnis sie trügt. Es ist, als sagte man Michael Jackson, dass er schwarz ist.« Sie drückte die Augen zu. »Ach, du lieber Gott! Mitten ins Fettnäpfchen. Ich wollte das Sch-Wort eigentlich nicht in den Mund nehmen. Tut mir Leid.«

»Hauptsache, Sie nehmen das W-Wort nicht in den Mund«, versetzte Jonathan, seine Gereiztheit verbergend.

»Welches Wort ist das?«

»Waliser.«

Sie lachte quiekend. »Ach, Gott, ja. Das war ziemlich komisch, nicht? Was, um Himmels willen, gibt's denn an den Walisern auszusetzen?«

»König Offa baute im achten Jahrhundert eine Mauer, um die Leute in Wales festzuhalten«,



sagte er ironisch. »Ich vermute, es hat damit zu tun.«

Sie quiekte wieder. »Woher wussten Sie, dass Roy so sauer reagieren würde?«

»Weil er unbedingt als Engländer gelten möchte. Hätte ich ihn einen Iren oder Schotten genannt, so wäre er genauso sauer gewesen. Von Lancaster oder Yorkshire hält er wahrscheinlich ebenso wenig, für ihn zählt nur Westengland.« Er zog eine Augenbraue hoch. »Am liebsten hätte er vermutlich einen Pass, in dem Dorset steht. Das ist der einzige Stamm, dem er angehören möchte.«

Sie sah ihn einen Moment forschend an. »Und Sie, Dr. Hughes? Welchem Stamm möchten Sie angehören?«

Diese Frage konnte er nicht beantworten. Es war einfacher, die Gruppen aufzuzählen, mit denen er nichts zu tun haben wollte – Schwarze, Weiße, Gelbe, Braune, Mulatten –, als die eine zu nennen, der er gern zugehören wollte. Sein Vater wollte, dass er seine Wurzeln väterlicherseits, seine Mutter, dass er die mütterlicherseits anerkannte. Und er selbst konnte nur versuchen, das Beste daraus zu machen, dass er Brite war. Und das war nicht einfach. Einfach wäre es für seine streitenden Eltern gewesen, in ihren Heimatländern zu bleiben, anstatt nach England auszuwandern, ein Einzelkind in die Welt zu setzen und dann achtzehn Jahre zu warten, bevor sie sich ihren gegenseitigen Hass

erklärten. Wäre Jonathan im Heimatland eines seiner Eltern geboren, so hätte er vielleicht ein Gefühl der Zugehörigkeit entwickeln können. Sie aber hatten ihn ausgesetzt und ihm zum Beweis dafür, wer und was er war, nur einen fadenscheinigen Pass hinterlassen.

Er griff nach seiner Aktentasche. »Wollen wir über Howard Stamp sprechen? Ich habe einige der Briefe mitgebracht, die ich bekommen habe. Ich dachte, sie würden Sie vielleicht interessieren.«

»Wenn Sie möchten«, stimmte George zu.

»Er ist doch der Grund unseres Zusammentreffens«, erinnerte Jonathan sie.

»Oh, das bezweifle ich«, entgegnete sie. »Ich kann mich nicht erinnern, jemals etwas getan zu haben, für das ich nur *einen* Grund hatte. Sie?«

Er drückte die Schnappschlösser der Aktentasche auf. Er hatte nicht die Absicht, sich auf philosophische Erörterungen mit ihr einzulassen. »Ein Brief ist von einer Frau, die mit ihm zur Schule gegangen ist – Jan –, aber sie hat weder Nachnamen noch Adresse angegeben. Vielleicht weiß Roy Trent, wer sie ist. Ein Mann, der mir schrieb, erwähnte eine Lehrerin. Es wäre gut, wenn wir sie finden könnten, vorausgesetzt, sie lebt noch.« Er nahm die Briefe heraus und reichte sie ihr.

George begann nicht gleich zu lesen. »Haben Sie sich mal überlegt, dass Howards einziger Lebens-

sinn darin bestand, als Sündenbock zu dienen? Das ist ziemlich traurig, finden Sie nicht?«

Jonathan sah die restlichen Briefe durch. Gleich würde sie ihm eröffnen, dass Gottes Wege unerforschlich waren. »Ich interessiere mich mehr für die Mängel des Polizei- und Gerichtswesens«, sagte er von oben herab, »besonders im Umgang mit Menschen, die geistig oder seelisch krank sind, oder mit Beschuldigten aus anderen Kulturen, die der Sprache nicht mächtig sind.«

»Ich verstehe.« Mehr sagte sie nicht, bevor sie den Kopf über das erste Blatt Papier beugte.

Beim Wein rötete sich Georges Gesicht noch mehr, und Roy Trent machte eine entsprechende Bemerkung, als er mit dem Mittagessen kam. »Sie sollten lieber vorsichtig sein«, warnte er sie. »Sonst erwischt es Sie noch wegen Trunkenheit am Steuer.«

Er war mit einer tollpatschigen Fürsorglichkeit um sie bemüht, und Jonathan fragte sich, welcher Art genau ihre Beziehung war. Sie nahm Trents Bemerkungen jedenfalls freundlicher auf, als er das getan hätte, aber für ihn hieß Freundschaft natürlich auch gegenseitige Achtung. Alles andere war keine Freundschaft. »Du wirst als einsamer alter Mann sterben«, hatte Andrew ihn einmal gewarnt. »Loyalität ist mehr wert als Achtung.«

»Das ist doch das Gleiche.«

»Sicher nicht. Deine schmeichlerischen Freunde würden es sich nicht einfallen lassen, dich auf deine Fehler aufmerksam zu machen.«

»Wie kommst du darauf, dass sie Schmeichler sind?«

»Weil du sie sehr sorgfältig auswählst. Du

brauchst Bewunderung, Jon. Das ist eine große Charakterschwäche von dir.«

»Und was bist du dann?«

»Ein treuer Freund aus Oxforder Zeiten – dein *einzigster* Freund aus Oxforder Zeiten. Darüber solltest du mal nachdenken. Es liegt vielleicht daran, dass ich ein verträglicher Mensch bin, aber ich habe den Verdacht, es hat mehr damit zu tun, dass ich zwanzig Zentimeter kleiner bin als du, das Familienunternehmen übernommen und meine Frau betrogen habe.«

»Was soll das heißen?«

»Dass du auf mich herabschauen kannst, sowohl im wörtlichen als auch im übertragenen Sinn, und dich daher nicht in deinem Selbstwertgefühl bedroht fühlen musst. Mein geschäftlicher Erfolg, so weit vorhanden, ist offensichtlich geerbt, und die Tatsache, dass meine Ehe gescheitert ist, zeigt, dass ich Frauen so wenig an mich binden kann wie du. Das ist ein interessantes Paradox in deinem Charakter. Du verlangst Achtung von anderen, aber du kannst sie keinem anderen zollen. Sobald du das Gefühl hast, in den Schatten gestellt zu werden, gehst du. Ich nehme an, dahinter steckt die Furcht, als Versager wahrgenommen zu werden, und nicht Neid auf das Glück eines anderen, aber es ist eine verdammt merkwürdige Art, sich durchs Leben zu schlagen.«

Jonathan sah, wie George einen der Briefe dazu

benutzte, sich das Gesicht zu fächeln, und unterdrückte die Verachtung, die diese Geste plötzlich in ihm hervorrief. Er schaute weg, um seine Gefühle zu verbergen, und fragte sich ernstlich, ob ihm etwas fehlte. Er fühlte sich abgeschnitten von dem Raum, der ihn umgab, und den Menschen in ihm, sogar von sich selber – so viel Distanz war kein normales Jetlag-Symptom. Vielleicht, überlegte er, war der Wein daran schuld. Seltsame Zuckungen, wie Stromstöße, jagten jedes Mal, wenn er das Glas an die Lippen hob, durch seinen Arm. Allerdings schien nur er sie wahrzunehmen.

*Du kannst so nicht weitermachen ... du solltest einen Arzt aufsuchen ...*

Es war zu warm in diesem Zimmer. Er zog ein Taschentuch heraus und tupfte sich den Schweiß von der Oberlippe. »Wie ich höre, kannten Sie Howard Stamp«, sagte er zu Roy Trent, während dieser den Tisch deckte.

»Kommt drauf an, was man unter ›kennen‹ versteht, Meister. Er kam hin und wieder mal zu meinem Vater in den Laden und hat für seine Großmutter was gekauft. Aber da er nie viel geredet hat, waren wir nicht gerade dicke Freunde.«

»Wo war der Laden?«

»Sie sind auf dem Weg hierher dran vorbeigekommen. Der Zeitungsladen in der Highdown Road.«

Jonathan erinnerte sich. »War er älter als Sie? Er wäre jetzt Mitte fünfzig.«

»Richtig«, sagte Trent wenig hilfreich und nahm Salz und Pfeffer aus einem Schrank. »Aber angesehen hat man's ihm damals nicht. Er hat sich zwar einen Schnauzer stehen lassen und so einen zerupften kleinen Bart, aber er hat immer viel jünger ausgesehen, als er war. Er war 'n echter kleiner Versager – nicht mal seine Stimme hat sich entwickelt. Mein Vater hat ihn immer ›Hühnerbrust‹ genannt und gesagt, er soll sich einen Expander besorgen – hat er aber nie getan.« Er hielt rückblickend inne. »Er hätt's tun sollen. Mit ein paar Muckis hätte er mehr Selbstbewusstsein gehabt.«

»Sie haben vorhin vom ›armen alten Howard‹ gesprochen. Ich hatte den Eindruck, er täte Ihnen Leid.«

»Im Nachhinein, ja – es war gemein, wie er von allen fertig gemacht worden ist –, aber damals ...« Er brach mit einem Kopfschütteln ab. »Damals konnte man sich Mitleid mit ihm nicht leisten. Straßenbanden gab's auch damals schon, die haben nicht die Kids von heute erfunden. Nur ein Loser hätte zugegeben, dass ihm Howard Leid tue.«

»Klassische Foltertaktik«, murmelte Jonathan. »Die Scylla der Isolation und die Charybdis der Angst.«

Roy hielt in seiner Arbeit inne. Das Wort »Scylla« – *Cill?* – hatte immerhin eine Saite bei ihm angeschlagen. »Wenn Sie Englisch reden würden«, sagte er mühsam beherrscht, »würde ich vielleicht wissen, worum es geht.«

»Scylla und Charybdis waren sechsköpfige Ungeheuer, die auf Klippen im Mittelmeer hausten«, erklärte George. »In Homers Odyssee muss Odysseus sein Schiff zwischen ihnen hindurchlenken, ohne vom einen oder vom anderen vernichtet zu werden.«

Roy war sichtlich erleichtert. »Ich glaub's Ihnen«, brummte er, »aber das ist immer noch kein Englisch.«

»Howard war in einer Zwickmühle«, erklärte Jonathan. »Er wurde herumgestoßen, weil er keine Freunde hatte, und er hatte keine Freunde, weil er immer herumgestoßen wurde. Er konnte sich eigentlich nur in sich selbst verkriechen. Das äußere Zeichen seiner seelischen Not waren die Schnitte in den Armen.«

Roy zuckte mit den Schultern. »Ich kann da nichts dafür. Sie können nicht allen anderen die Schuld geben, nur weil Howard nicht den Mumm hatte, sich zu verteidigen. Wir sind alle gepiesackt worden, aber die meisten von uns lernen, damit fertig zu werden.« Er nahm die Schüssel mit dem Eintopf von einer Wärmeplatte auf der Kredenz und stellte sie auf einen Untersetzer in der Mitte des Tisches. »Guten Appetit«, sagte er und verschwand wieder.

»Hat er auch zu denen gehört, die Howard gepiesackt haben?«, fragte Jonathan, die Hand auf der Armlehne seines Sessels unwillkürlich zur Faust ballend.



George bemerkte es und hörte auch die Schärfe in seinem Ton. »Wahrscheinlich«, antwortete sie aufrichtig. »Aber da gehörten alle Kinder dazu. Ich glaube, es wäre nicht gerecht, Roy allein herauszugreifen. Er war fünf oder sechs Jahre jünger als Howard, ist also nicht mit ihm zusammen zur Schule gegangen, und die Schulkameraden haben es am schlimmsten getrieben.« Sie hievte mit einiger Mühe ihr breites Gesäß aus dem Sessel und trat an den Tisch. »Vielleicht war Sündenbock das falsche Wort. Prügelknabe wäre wahrscheinlich passender. Dem ersten wurden die Sünden der Juden auferlegt, bevor er in die Wüste geschickt wurde; der zweite bekam die Prügel für die Vergehen anderer. In beiden Fällen entkamen die Schuldigen der Strafe. Ein sehr verdrehtes Konzept.«

»Aber ein altes.« Jonathan zog den anderen Stuhl heraus. »Jesus ist für die Sünden der Welt am Kreuz gestorben. Oder erinnere ich mich da falsch?«

Sie lächelte fein. »Nein, und das wissen Sie auch ganz genau.« Sie schüttelte ihre Serviette aus. »Aber zwischen Gottes Sohn, der die Welt erlöst, und irgendeinem armen Kerl, von dem das Gleiche erwartet wird, besteht doch ein gewaltiger Unterschied.« Sie ergriff seinen Teller und gab von dem Lammeintopf darauf. »Noch ein Tieropfer«, bemerkte sie scherzend, als sie ihm den Teller zurückreichte. »Nehmen Sie vom Gemüse. Soviel ich weiß, mussten die Pflanzen nie für die Sünden

der Menschen herhalten. Oder irre ich mich, Dr. Hughes?«

So ging es beim Essen weiter. Ernsthafte Bemerkungen wechselten sich mit scherzhaften kleinen Spitzen ab. Sie schien ganz versessen darauf, ihm zu beweisen, dass sie rundum gebildet war, und er überließ ihr das Reden, während er sich mit dem Eintopf herumschlug. Er hatte, wie meistens, kaum Appetit, und nach fünf Minuten schob er den Teller mit der kaum zur Hälfte gegessenen Mahlzeit weg und zündete sich eine Zigarette an, ohne um Erlaubnis zu fragen, damit sie gar nicht erst Nein sagen konnte. Er hätte gern seine Jacke ausgezogen, aber er fürchtete, sie würde die abgewetzten Manschetten seines Hemdes bemerken.

Hin und wieder versuchte er, den Redefluss zu unterbrechen. Seine Fragen waren sachlicher Natur. Gab es Howards ehemalige Grundschule noch? Konnte man hoffen, dass es dort noch Unterlagen gab? Welche höhere Schule hatte er besucht? Gab es *die* noch? Gab es dort Unterlagen? Sie antwortete durchaus bereitwillig, schweifte dann aber sofort wieder ab, und er wurde immer frustrierter. Er wollte sie daran erinnern, dass sie auf ihren Vorschlag hierher gekommen waren, um Informationen auszutauschen, aber er wusste nicht, wie er es anfangen sollte, weil er den Umgang mit redseligen älteren Frauen, die Grimassen schnitten

und nach einem halben Glas Wein zu kichern anfangen, nicht gewöhnt war.

Nach einer halben Stunde schob sie ihren Teller zur Seite und stützte die runden Ellbogen auf den Tisch. »Haben Sie etwas dagegen, wenn *ich* jetzt ein paar Fragen stelle?«

»Worüber?«

»Über Sie.« Augenblicklich verschloss sich sein Gesicht, und sie schüttelte den Kopf. »Keine persönlichen Fragen, Dr. Hughes, ich würde nur gern wissen, wie Sie auf Howards Geschichte aufmerksam geworden sind. Zum Beispiel: Wo sind Sie darauf gestoßen, und wo haben Sie geforscht? Die Fälle Downing und Kiszko waren ja auch schon ziemlich bekannt, bevor die Verurteilungen aufgehoben wurden, in Howards Fall hingegen ist das Interesse mit seinem Tod erloschen. Er wird weder in Büchern noch im Internet erwähnt, die Sache war längst vergessen, als ich in die Mullin Street gezogen bin. Daher meine Frage: Wie sind Sie auf ihn aufmerksam geworden?«

»Durch ein *Buch*«, antwortete Jonathan mit unnötigem Nachdruck. »Es ist allerdings nur in Universitätsbibliotheken verfügbar – *Clinical Studies* von Dr. Andrew Lawson. Es ist 1975 herausgekommen und seit Jahren vergriffen. Es handelt sich um eine Sammlung psychiatrischer Begutachtungen, und eine davon befasst sich mit Stamp. Ich zitiere sie in *Kranke Seelen* – der Verweis auf den Autor

befindet sich in einer Fußnote.« Er lächelte wieder das mechanische Höflichkeitslächeln. »Ich setze stets voraus, dass meine Leser mein Interesse an bibliographischen Hinweisen teilen, aber offensichtlich liege ich da falsch.«

Georges Gesicht glühte in noch leuchtenderem Rot. »Ich wusste nicht, dass Ihr Interesse durch diesen Aufsatz geweckt wurde. Darf ich fragen, wieso?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich dachte, das hätte ich in meinem Buch deutlich zum Ausdruck gebracht. Es gab Parallelen zwischen Stamps Fall und den anderen Fällen, die ich beschrieben habe. Meiner Ansicht nach wäre das Urteil gegen ihn ebenfalls aufgehoben worden, wenn er lange genug gelebt hätte.«

Sie nickte. »Die meisten Ihrer Informationen haben Sie aus Presseberichten. Haben Sie sonst keine Recherchen angestellt?«

Er spürte sofort die Kritik. »Zeitungsberichte sind als Quellen durchaus geläufig, Miss Gardener – aber ich habe mich natürlich nicht auf sie allein verlassen. Ich war in brieflichem Kontakt mit Adam Fanshaw, und er brachte mich mit dem Anwalt in Verbindung, der Stamp vertreten hat, bevor es zum Schwurgerichtsprozess kam. Beide Anwälte sind inzwischen im Ruhestand, aber sie konnten einige noch offene Fragen beantworten, vor allem zu Grace' Geschichte. Der erste Anwalt schickte mir die Kopie eines Schreibens, aus dem beim Prozess

zitiert wurde, und das zusätzlich einige interessante Einzelheiten enthielt, auf die ich mich in meinem Buch bezogen habe. Außerdem habe ich mit einem Fallanalytiker gesprochen.«

Sie sah ihn an und fragte unvermittelt: »Haben Sie schon einmal über die Vorteile nachgedacht, die Ihnen Ihre dunkle Hautfarbe bringt?«

»Wie bitte?« Er runzelte die Stirn.

»Die meisten Leute würden sich niemals nachsagen lassen wollen, sie seien rassistisch. Und davon profitieren Sie doch sicher ab und zu?«

Er verstand nicht, wohin sie mit dieser Abschweifung wollte. »Ich kann Ihnen nicht folgen.«

Sie begegnete ruhig seinem Blick. »Vermutlich sind doch die gebildeten Weißen, wenn sie Ihnen zum ersten Mal begegnen, besonders bemüht, ihr Interesse an dem kundzutun, was Sie sagen – auch wenn es sie langweilt. Ist das nicht ein Vorteil, den man als dunkelhäutiger Mensch genießt? Einer übergewichtigen Weißen gegenüber, die die besten Jahre schon hinter sich hat, wären sie nicht so beflissen.« Sie lächelte ein wenig. »Aber sein Gewicht kann man sich natürlich aussuchen, seine Hautfarbe nicht.«

»Ich kann das nicht beurteilen, Miss Gardener. Sie sind die Erste, die mich beschuldigt, ein Langweiler zu sein. Ich weiß nicht, was das mit Howard Stamp zu tun hat.«

»Ich frage mich, wie weit er selbst dazu beigetra-

gen hat, dass er gepiesackt wurde«, meinte sie nachdenklich. »Wie weit trägt überhaupt jemand, der das Opfer von Schikane wird, selbst dazu bei?«

»Gar nicht. Howard wurde wegen seiner Hasenscharte zur Zielscheibe von Spott und Gewalt. Er konnte so wenig dafür wie Schwarze und Asiaten für ihre Hautfarbe können. Schikane ist eine Form des Terrors – und Terroristen suchen sich immer die als Opfer aus, die am leichtesten angreifbar sind.«

Sie kam auf ihre ursprüngliche Frage zurück. »Waren schriftliche Unterlagen Ihre einzige Quelle? Haben Sie nie daran gedacht, in Bournemouth Leute ausfindig zu machen, die Howard noch gekannt haben?«

Noch mehr Kritik. »Bis heute nicht, nein. Aber ich bin auch im Zuge meiner Recherchen über Kiszko und Downing nicht nach Rochdale und Bakewell gereist.«

»Hielten Sie das nicht für wichtig?«

»Meine fachliche Stärke liegt in der Prüfung und Analyse verfügbarer Unterlagen, nicht darin, von Haus zu Haus zu gehen und nach verschwundenen Zeugen zu suchen. Der Fall Stamp war nur *ein* Kapitel in einem umfangreichen Buch, das zu schreiben ich länger als ein Jahr gebraucht habe. Meiner Meinung nach war hinreichend Material vorhanden, um die Möglichkeit eines Justizirrtums zu postulieren, und Sie stimmen mir offensichtlich

zu, sonst hätten Sie mir wohl nicht geschrieben. Jetzt geht es darum, die Sache weiterzuverfolgen.«

»Ich möchte Ihnen auf keinen Fall zu nahe treten«, sagte sie. »Mich interessiert lediglich, wie ein Akademiker so ein Thema angeht. Ich hätte selbst gern an einer anerkannten Universität studiert, aber das war Ende der Sechzigerjahre für die Tochter eines Briefträgers nicht so einfach.«

Bitte nicht! Glaubte sie denn, Ende der Achtzigerjahre wäre es für einen Mischling aus der Sozialsiedlung leichter gewesen, ein Stipendium in Oxford zu bekommen? »Eben weil ich es für wichtig halte, Leute ausfindig zu machen, die Howard kannten, habe ich in dem Buch eine Kontaktadresse angegeben«, erwiderte er geduldig. »Nur darum bin ich heute hier ...« – er nahm sich eine neue Zigarette –, »auch wenn ich nicht das Gefühl habe, vorwärts zu kommen.«

»Weil Sie der Meinung sind, Ihr Programm sei wichtiger als meines.«

Er hielt die Flamme seines Feuerzeugs an die Zigarette. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Körpersprache.«

*Herrgott noch mal, sei doch nicht so verdammt steif. Du siehst aus, als hättest du einen Besenstiel verschluckt.*

Er zwang sich zu einem Lächeln. »Stört es Sie, wenn ich meine Jacke ausziehe?«

Sie bemerkte, dass er schwitzte. »Überhaupt nicht.«

Sie wartete, während er aufstand und gewissenhaft seine Taschen leerte, bevor er das Jackett aus feiner Wolle über den Stuhlrücken hängte. Er verstaute Brieftasche, Pass und zwei Stifte in seiner Aktentasche, dann knöpfte er die Hemdsärmel auf und schlug sie um. Eine interessante Nummer, dachte sie – wie einstudiert.

»Ich frage das alles nur«, erklärte sie, nachdem er sich wieder an den Tisch gesetzt hatte, »weil ich im Gegensatz zu Ihnen eine Menge herumgelaufen bin, seit ich das erste Mal von Howard hörte.« Sie nahm einen Hefter aus der Tragtüte, die sie mitgebracht hatte. »Das sind meine Notizen.«

Die Akte war gut fünf Zentimeter dick.

»Darf ich sie sehen?«

»Noch nicht«, sagte sie mit überraschender Bestimmtheit.

»Zuerst würde ich gern hören, was Sie damit vorhaben.«

»Vorausgesetzt, sie enthalten neue Erkenntnisse – und natürlich nur mit Ihrer Genehmigung –, werde ich sie in einem neuen Buch verwenden.«

»Worüber? Über Howard – oder über die Ungerechtigkeit unseres Gerichtswesens?«

»Über beides, aber in erster Linie über Howard.«

»Darf ich fragen, warum?«

Jonathan sah keinen Grund, nicht ehrlich zu sein. »Mein Agent ist beeindruckt von den vielen Briefen, die ich bekommen habe. Nicht alle sind



natürlich positiv, aber es scheint doch ein beträchtliches Interesse an Howard Stamps Geschichte vorhanden zu sein.«

»Und Ihr Agent meint, dass das Buch sich gut verkaufen wird?«

Er nickte.

»Das ist gut.« Sie stützte das Kinn in die Hände. »Jetzt sage ich Ihnen, warum mich der Fall interessiert. Wie ich Ihnen in meinem ersten Brief geschrieben habe, hörte ich das erste Mal von einer Nachbarin, die Grace vom Sehen kannte, von der Geschichte. Sie grüßten einander auf der Straße, aber sie waren nicht befreundet und verkehrten nicht miteinander. Immer wenn diese Nachbarin über den Mord sprach, betonte sie die Grausigkeit der Tat und das allgemeine Entsetzen darüber. Sie sagte, dass sie sich erst nach Monaten wieder aus dem Haus wagte und erst nach Jahren ihre Haustür wieder ohne Furcht vor einem Mörder öffnete – obgleich Howard da längst verurteilt war.« Sie schwieg einen Moment, um ihre Gedanken zu ordnen.

»Ich fragte sie, ob sie glaube, man habe den Richtigen gefasst«, fuhr sie dann fort, »und sie sagte, nein. Andere hätten sich von seinem Geständnis und den Beweisen überzeugen lassen, aber sie nicht.« Sie legte eine Hand auf den Hefter. »Sie gehörte zu den Zeugen, die bei der Polizei aussagten, sie hätten Howard am Tag des Mordes gesehen, aber beim Prozess wurde sie nicht aufgerufen. Sie

war damals erleichtert, weil sie noch nie vorher bei Gericht gewesen war und sich bei der Vernehmung durch die Polizei eingeschüchtert gefühlt hatte. Erst hinterher fragte sie sich, warum man auf ihre Aussage keinen Wert gelegt hatte. Sie schrieb deswegen sogar ihrem Abgeordneten, erhielt aber nie eine Antwort.« Sie zog ein Gesicht. »Das ist nichts Ungewöhnliches, aber in Anbetracht dessen, was sie zu sagen hatte, hätte man doch nachhaken müssen.« Wieder schwieg sie.

»Was war das denn?«

»Dass sie Howards *Ankunft* beobachtet hatte, nicht seine Flucht. Sie putzte gerade ihr Wohnzimmerfenster, als er kam und mit seinem Schlüssel die Tür zum Haus seiner Großmutter öffnete. Sie hatte das Radio an und hörte die Nachrichten auf dem Home-Service-Sender. Kurz nachdem Howard ins Haus gegangen war und die Tür geschlossen hatte, war die Sendung zu Ende.« Sie lächelte ungeduldig, als sie sah, dass er nicht verstand. »1970 hieß Radio 4 der Home-Service-Sender, und die Mittagsnachrichten waren immer Punkt zwei zu Ende. Danach kam *The Archers*, das hat mein Vater jeden Tag eingeschaltet.« Sie klopfte auf die Tischkante. »*Unmöglich* kann Howard alles, was ihm zur Last gelegt wurde, in einer halben Stunde erledigt haben.«

Jonathan verspürte einen Anflug von Erregung. »Hat diese Frau eine Aussage gemacht?«

»Ja. Ich habe über meine Kontakte zum Polizeiausschuss versucht, das Originalprotokoll zu bekommen, aber ohne Erfolg. Wenn die Akte noch existiert, weiß kein Mensch, wo sie ist – aber vermutlich wurde sie nach Howards Tod vernichtet. Ich habe jedoch eine Kopie, die meine Nachbarin mir 1997 aus dem Gedächtnis diktierete. Sie wird natürlich nicht wortwörtlich mit dem Original übereinstimmen, aber sie hat sie unterschrieben, und wir haben sie amtlich beglaubigen lassen.« Sie seufzte. »Die Arme, sie ist wenig später gestorben, von Schuld gequält, dass sie nicht energischer versucht hatte, Howard vor dem Gefängnis zu bewahren ...«

Er schnippte Asche auf seinen Teller. »Und warum hat sie es nicht getan?«

»Weil sie ein bescheidenes Persönchen war und rückhaltloses Vertrauen zur Polizei hatte. Vor dem Prozess glaubte sie, man habe sie nicht als Zeugin gerufen, weil ihre Aussage nicht wichtig genug war. Hinterher begann sie sich Gedanken zu machen. Sie erzählte mir, sie habe mit dem zuständigen Polizeibeamten gesprochen und der habe gesagt, der Fall sei erledigt. Sie versuchte, mit Wynne Verbindung aufzunehmen, aber Wynne war damals wegen des großen Wirbels schon untergetaucht ... dann brachte Howard sich um.«

»Und sie hat aufgegeben?«

»Ja.«

»Wann hat sie dem Abgeordneten geschrieben?«

»Drei Tage vor Howards Tod. Sie nahm an, sie hätte deshalb nie eine Antwort bekommen. Dann kam ich und wühlte alles wieder auf.« Sie hielt inne. »Ich weiß heute noch nicht, ob das richtig war von mir. Sie hatte es geschafft, sich einzureden, dass Howard wohl aus gutem Grund ein Geständnis abgelegt hatte, und ihr Gewissen wäre ruhiger gewesen, wenn sie das weiterhin hätte glauben können.«

»Sie dürfen sich das nicht vorwerfen.«

Sie lachte dünn. »Sie würden sich wundern, was ich mir alles vorwerfen kann, Dr. Hughes. Im Augenblick könnte ich mich dafür ohrfeigen, dass der Wagen nicht angesprungen ist. Wie heißt es so schön: Ende gut, alles gut. Aber auch andersherum trifft der Spruch wohl zu ... nach einem verhunzten Start ist eigentlich nichts mehr zu retten.«

Jonathan übergang die Bemerkung. Aus seiner Sicht hatte das Gespräch eine positive Wendung genommen, seit sie zur Sache gekommen war. Er nahm Block und Stift aus seiner Aktentasche. »Wie hieß denn Ihre Nachbarin?«

Sie sah ihn einen Moment lang forschend an, ehe sie mit offenkundigem Bedauern und nicht ohne eine gewisse Verlegenheit in entschuldigendem Ton sagte: »Oh, das war's wohl. Es tut mir Leid, aber ich werde Ihnen den Namen nicht sagen, Dr. Hughes, und ich werde Sie auch meine

Aufzeichnungen nicht lesen lassen. Ich habe Ihnen ein Detail mitgeteilt, das auf Howards Unschuld hinweist, weil es mir unangenehm wäre, Sie mit völlig leeren Händen nach Hause zu schicken, nachdem ich Sie hier heruntergelockt habe. Aber wenn Sie dieses Buch schreiben wollen, dann müssen Sie schon selbst etwas Zeit investieren – so wie ich es getan habe.«

Er starrte sie mit Verachtung an, ohne etwas zu sagen, und sie zuckte unbehaglich mit den Schultern. »Sie werden das natürlich für eine rassistische Geschichte halten, aber das ist es nicht. Ich habe fünfzehn Jahre lang über Howards Fall recherchiert und die letzten zehn Jahre versucht, ihn an die Öffentlichkeit zu bringen. Ich war so optimistisch, als ich in Radio 4 das Interview mit Ihnen hörte und dann Ihr Buch las, aber jetzt ...« Mit einem Kopfschütteln brach sie ab.

Er lachte zynisch. »Aber jetzt, da Sie wissen, dass *Kranke Seelen* ein kommerzieller Erfolg war, werden Sie versuchen, das Buch selbst zu schreiben«, vollendete er an ihrer Stelle. »Haben Sie schon einmal etwas geschrieben, Miss Gardener? Es ist nicht so einfach, wissen Sie.«

Sie schob den Hefter wieder in die Tragtüte und stand auf. »Sie haben mich missverstanden. Ich bin nicht bereit, meine Informationen mit Ihnen zu teilen, Dr. Hughes, weil ich Sie nicht mag.« Sie zuckte mit den Schultern. »Ihnen kommt Ihre Hautfarbe

doch ganz zupass, um andere einzuschüchtern, und das finde ich nicht rechtens. Sie hätten mich vielleicht nicht so herablassend behandelt, wenn ich besser gekleidet gewesen oder nicht zu spät gekommen wäre, aber ich bezweifle es. Mein Vater sagte in so einem Fall nur: Was kann man von einem Schwein anderes erwarten als Grunzen!«

George war nirgends zu sehen, als Jonathan fünf Minuten nach ihr hinunterging, doch im Hof stand noch ihr Mini, von dem das Kabel eines Batterieladegeräts unter der Motorhaube hervorschaute. Der Graupel war inzwischen in Regen übergegangen. Jonathan blieb unschlüssig an der Hintertür stehen und überlegte, was er tun sollte. Verschwinden? Sie suchen, um sich bei ihr zu entschuldigen? Aber wofür? Er verstand die Beschuldigung nicht. Er hatte Roy Trents Beleidigungen hingenommen, sogar seine Entschuldigung mit allem Anstand akzeptiert, den er hatte aufbringen können. Was hätte er denn noch tun sollen? Keinen Moment hatte er George Gardener gegenüber seine Hautfarbe ausgespielt.

Dennoch hatte er offensichtlich etwas gesagt, was sie verärgert hatte, auch wenn er keine Ahnung hatte, was. Seine Bemerkung über ihre Absicht, das Buch selbst zu schreiben, war es eindeutig nicht gewesen, denn da hatte sie sich schon entschieden gehabt. Er hatte auch keine ihrer Theorien in Frage gestellt – etwas, womit er bei seinen Kollegen häufig aneckte. Vielleicht hatte sie es als Affront

empfunden, dass er wegen seiner aufflammenden Magenschmerzen kaum etwas von Trents fetttriefendem Eintopf gegessen hatte. Normalerweise hätte er sie gestellt und mit ihr über die Logik ihrer Haltung debattiert. Wenn sie öffentliches Interesse für Howard Stamp wünschte, musste es gleichgültig sein, ob sie Jonathan mochte oder nicht, Hauptsache, er konnte dieses Interesse erzeugen. Aber ihre Reaktion war rein emotional gewesen, da würde sie eine Lektion in Logik wohl kaum zu schätzen wissen.

Aus der Küche vernahm er anschwellende Stimmen. »... noch mal, nicht so laut«, sagte Roy Trent scharf. »Wenn Sie nicht aufpassen, erzählt Jim überall rum, was Sie gesagt haben.«

»Na und?«

»Sie kriegen eine Klage wegen übler Nachrede an den Hals.«

»Ist mir doch egal. Er ist nicht mal besonders intelligent, Roy. Er ist nichts weiter als ein widerlicher kleiner Schwindler, der hochgestochen daherredet. Ich glaube ihm kein Wort. Ich fress einen Besen, wenn der je in Oxford war – eher auf einer Fachschule. Weiß der Himmel, wie er zu seinem Dokortitel gekommen ist.«

»Mensch, George! Jetzt beruhigen Sie sich doch!«

»Warum sollte ich? Er hat nicht ein Mal nach meiner beruflichen Qualifikation gefragt! Für ihn war ich die Tochter eines Briefträgers, und damit



basta. Sie hätten sehen sollen, wie er reagierte, als ich ihm erzählte, was mein Vater gemacht hat. Er konnte gar nicht genug auf Abstand gehen.«

»Wie kommen Sie drauf, dass er ein Schwindler ist? Ich finde, er hört sich eher an wie ein echter Schwuler.«

»Nur weil Sie nie in London gelebt haben. Man kann die Stadt verlassen, aber die Stadt verlässt einen nie, Roy. Ich muss es wissen, ich bin dort geboren und aufgewachsen. Sein Akzent quillt ihm doch aus sämtlichen Poren. Er ist ein Betrüger, ein schmutziger kleiner Hochstapler, der versucht, andere auszubeuten, anstatt selber Hand anzulegen. Den interessiert die Gerechtigkeit überhaupt nicht, den interessiert nur Geld. Ich bin so *wütend*, Roy.«

»Eher enttäuscht, denk ich mal.« Es folgte ein Geräusch, als kratzten Stuhlbeine über den Boden. »Kopf hoch, George. Es werden andere kommen. Sie haben es doch selbst gesagt – es hat fünfzig Jahre gedauert, bevor Derek Bentley begnadigt wurde.«

»Aber ich habe keine fünfzig Jahre mehr Zeit, Roy.«

»Dann müssen Sie eben den Ärzten beweisen, dass sie sich irren. Bleiben Sie hier. Ich seh zu, dass ich ihn loswerde, dann schau ich mir Ihre Batterie an. Sie hängt jetzt seit über einer Stunde am Gerät, da müsste sie eigentlich wieder Saft haben.«

Ein Schloss knackte, als eine Tür aufgestoßen wurde. Jonathan drehte sich nach ihr um, das Gesicht ungewöhnlich furchtsam. Der Schmerz in seinem Leib brannte wie eine Verätzung, die sich durch seine Magenwand fraß, und er wünschte verzweifelt, er hätte auf seine Reise Magentabletten mitgenommen. Er schluckte Galle hinunter und gab dem Eintopf die Schuld an seinem Zustand. Roy Trent, dem Georges Schelte ein wenig zu weit ging, grinste.

»Keine Sorge, Meister«, sagte er und schloss die Küchentür hinter sich, »ich beiße nicht. Ich wollte nur sehen, ob Sie zum Bahnhof ein Taxi wollen, weil es so schüttet. Wenn ich jetzt anrufe, dauert's ungefähr zehn Minuten oder so. Sie können in der Bar warten oder wieder raufgehen.« Das Grinsen wurde breiter.

»Sie haben nichts zu befürchten, solange ich George in der Küche festhalte.«

Jonathan unternahm einen schwachen Versuch, sich zu erklären. »Ich weiß nicht, womit ich sie verstimmt habe.«

»Dann haben Sie ja auf der Zugfahrt Stoff zum Nachdenken. Also – soll ich ein Taxi holen, oder gehen Sie lieber zu Fuß?«

»Warum hat sie mir geschrieben, wenn sie nicht bereit war, mit mir zusammenzuarbeiten?«

»Weil sie seit Jahren versucht, jemanden für die Sache zu interessieren. Sie war ganz begeistert, als

sie Sie im Radio gehört hat. Sie dachte, Sie wären der Mann, der endlich was bewegen würde.«

»Der bin ich auch.«

»George ist da anderer Meinung. Sie glaubt, dass es Ihnen nur um den Profit geht. Howard kann der Teufel holen, Hauptsache, Sie machen Geld damit. Aber das läuft bei George nicht.«

»Ich werde ihren Beitrag natürlich anerkennen. Ich beteilige sie an den Tantiemen, wenn ihre Erkenntnisse uns weiterbringen.«

Roy schüttelte den Kopf. »Sie haben wirklich nichts verstanden. Sie entschuldigt sich bei Ihnen eine halbe Stunde lang für mein Mundwerk und dann muss sie feststellen, dass Sie tausendmal intoleranter sind als ich. Nur zu Ihrer Information: Sie hat zwei abgeschlossene Studien – Psychologie und Kriminologie – an der Fernuniversität und einen Doktor in Verhaltensforschung von der Universität Sussex, extern gemacht.« Die Erheiterung kehrte in seinen Ton zurück. »Man sollte in seinem Urteil nicht zu schnell sein, Meister. George ist viel zu bescheiden, um sich Doktor zu nennen – ganz im Gegensatz zu Ihnen –, aber sie ist dazu genauso berechtigt. Der Unterschied ist, dass sie den harten Weg gegangen ist; sie hat voll gearbeitet und abends studiert. Sie haben Ihr Studium billig bekommen – kostenlos, von Leuten wie George finanziert. Da lohnt sich's doch, der Alibi-Schwarze zu sein.«

»Sie irren sich«, entgegnete Jonathan scharf.

»George zufolge nicht. Sie sollten nicht auf andere runterschauen, Meister, jedenfalls nicht, wenn Sie ihre Mitarbeit wollen. Sie ist eine echt gute Seele, die für jeden ihr Bestes tut, aber sie hat was gegen Leute, die andere einschüchtern, sie hat was gegen Leute, die andere ausbeuten, und sie hat was gegen Snobs.« Er kippte den Daumen abwärts. »Sie haben von allen etwas. Also – wollen Sie ein Taxi, oder gehen Sie zu Fuß?«

Die Beschuldigung, er schüchtere andere ein, beschäftigte Jonathan, als er die Highdown Road hinunterging. Hinter seiner Unsicherheit hatte immer Wut geschwelt, die sich manchmal in unkontrollierbaren Anfällen gegen seine Mutter und seinen senilen Großvater Luft gemacht hatte, aber er hatte sich nie als einen brutalen Menschen gesehen, der andere einschüchterte. Brutal war sein Vater gewesen, dessen Frustrationen häufig mit erschreckender Plötzlichkeit in Gewalt umschlugen. Es hatte in Clarence Hughes' Leben keine Freude gegeben, nur den täglichen Trott stumpfsinniger Subalternenarbeit beim Bezirksrat, die seinen Intellekt gelähmt und ihn dazu getrieben hatte, seine Wut an den einzigen Menschen auszulassen, von denen er nichts zu fürchten hatte – seiner Familie. Von Kindheit an hatte Jonathan verstanden, was den Groll seines Vaters speiste, trotzdem hatte er

ihn für sein Verhalten immer verachtet. Clarence hatte es in seinem Leben zu etwas bringen wollen, aber die Emigration nach England hatte – von seinen beruflichen Wunschvorstellungen weit entfernt – seine Seele zerstört. Er war nicht dumm, aber sein Englisch war durch einen starken Akzent belastet, und seine Abschlüsse wurden in der neuen Heimat nicht anerkannt, die Türen zu einer Karriere, die ihm Ansehen verschafft hätte, blieben ihm verschlossen. Er musste sich mit untergeordneten Arbeiten bescheiden und die Verachtung für die Menschen, mit denen er zusammenarbeitete, verbergen. Die Opfer so viel unterdrückter Emotion waren seine Familienangehörigen, vor allem sein einziges Kind, auf das sich alle Hoffnungen auf eine bessere Zukunft richteten.

Derart drückende Erwartungen hatten Jonathan schon früh im Leben gelehrt, nur bestimmte Facetten von sich preiszugeben und seine Geheimnisse so furchtsam wie ein Dieb für sich zu behalten. Für seine Mutter war er der allgemein beliebte Junge, der häufig etwas später von der Schule nach Hause kam, weil er mit Freunden unterwegs war. Für seinen Vater war er der intelligente, fleißige Schüler, der häufig nach dem Unterricht noch in der Schule blieb, um in der Bibliothek zu arbeiten. Für seine Lehrer war er der Sohn eines indischen Anwalts und einer ugandischen Ärztin, die in den Siebzigern unter Idi Amins Herrschaft vertrieben

worden waren und ihr gesamtes Vermögen durch Beschlagnahmung verloren hatten. Für die Schläger in der Schule war er unsichtbar.

Die Wahrheit – dass er sich in der Schultoilette versteckte, weil er Angst vor dem Heimweg hatte, und eine Geschichte für seine Eltern erfunden hatte, weil er sich ihrer schämte – verwischte sich selbst in seinem eigenen Bewusstsein. Es war leichter, Märchen von Popularität und erzwungenem Exil zu spinnen, als sich mit der eigenen Ängstlichkeit und dem Wunsch, respektiert zu werden, auseinander zu setzen. Er hatte sich sogar in der Rolle des Opfers ganz behaglich eingerichtet und zog Kraft aus ihr, indem er jede neue Beleidigung auf seiner Strichliste der Rache eintrug.

Wann genau er beschlossen hatte, aus Fantasien Fakten zu machen, wusste er nicht. Als er den Studienplatz in Oxford bekam? Als er die lang gezogenen Vokale und die klare Diktion der oberen Mittelklasse nachzuahmen begann? Als ihm klar wurde, dass scheinbarer Wohlstand beinahe ebenso nützlich ist wie tatsächlicher Wohlstand? Oder dass der Mythos von der guten Familie ganz leicht einzuführen war, indem er seine Familie aus seinem Leben verbannte? Vielleicht hatte es einen bestimmten Moment nicht gegeben, vielleicht war sein Abstieg in Betrug und Täuschung so allmählich vor sich gegangen, dass keine Lüge je schlimm genug schien, um dem Ganzen ein Ende zu machen.

*Warum stößt du Menschen zurück? Hast du Angst, sie könnten deine Fehler sehen? Was wäre daran so schlimm? Kein Mensch ist vollkommen ...*

Er las im Vorbeigehen das neue Plakat draußen vor dem Zeitungsladen: »USA der Brutalodiplomatie beschuldigt«. Der Pedant in ihm stellte sogleich das Nebeneinander von »Brutalo« und »Diplomatie« in Frage. Die beiden waren unvereinbar – oder sollten es sein. Das eine implizierte Rohheit und Ignoranz, das andere Intelligenz und Geschicklichkeit. In einem Krieg, der herbeigeredet werden musste, war allerdings das Säbelrasseln auf beiden Seiten ein schlagkräftiges Propagandawerkzeug.

Jonathan konnte nicht sagen, wie oft sein Vater sein Schicksal beklagt hatte, aber an seinem Verhalten hatte es nichts geändert. Die Furcht vor seiner Strenge – eine wirksamere Waffe als Schläge selbst – war sowohl in seiner Ehe als auch bei der Erziehung seines einzigen Kindes das vornehmliche Züchtigungsmittel gewesen. Ungerechterweise hatte Jonathans seniler Großvater regelmäßig seinen heranwachsenden Enkel für seinen verhassten Schwiegersohn gehalten. Mit einem Mut, den er selbst auf der Höhe seiner Manneskraft nicht besessen hatte, hatte der alte Mann den Jungen gestellt und ihn für die Sünden seines Vaters büßen lassen, während Jonathans Mutter die Finger auf die Lippen drückte und ihren Sohn mit Blicken

anflehte, den Großvater einfach sich abreagieren zu lassen. »Das hilft ihm«, pflegte sie zu sagen. »Jetzt kann er bestimmt schlafen.«

Die grenzenlose Verachtung für seine Mutter begleitete ihn, während er seinen Weg zum Bahnhof fortsetzte. Sie war eine dumme und ungebildete Person, die ständig nur um ihren schwachsinnigen Vater herumgetanzt war und sich einen Dreck um ihren Sohn geschert hatte. Was soll ich denn tun? Ich bin nur eine Frau. Das wird Clarence nicht erlauben ... Clarence wird böse werden ... Clarence hat Probleme ... Clarence wird mich schlagen ... Clarence ... Clarence ... Clarence ...

*Du hast so eine furchtbare Wut auf Frauen, Jon ... eines Tages wirst du noch zu weit gehen und erst merken, was du getan hast, wenn es zu spät ist ...*

Züge liefen ein und fuhren wieder ab am Bahnhof Branksome, aber Jonathan fühlte sich zu elend, um darauf zu achten. Er stand vom Regen geschützt an eine Mauer gelehnt, zitternd und leicht schwankend, die Aktentasche an die Brust gedrückt, und starrte ins Leere. Mehrere Passagiere meldeten beim Verlassen des Bahnhofs einen arabisch aussehenden Mann, der stark schwitzte und sich merkwürdig benahm. Der Stationsvorsteher beobachtete ihn aufmerksam durch ein Fenster und überlegte, was er tun sollte. Er konnte sich nicht vorstellen,



dass ein Selbstmordattentäter den Bahnhof von Branksome zum Ziel eines Anschlags wählen würde, andererseits jagten sich die palästinensischen Selbstmordattentäter in Bussen in die Luft. Züge waren lediglich ein Verkehrsmittel anderer Art. Gerade wollte er die Bahnpolizei alarmieren, als eine Reisende, eine Frau, sich dem Mann näherte und ihm die Hand schüttelte.

»Alles in Ordnung?«, fragte die dunkelhaarige Frau fürsorglich, als sie Jonathans rechte Hand ergriff und warm umschloss. Sie trug einen teuren Mantel mit hochgeschlagenem Kragen und einen Kaschmirschal, der lose um ihren Hals geschlungen war und die untere Hälfte ihres Gesichts verhüllte. »Sie sehen aus, als würden Sie gleich umfallen. Brauchen Sie Hilfe?«

Er warf ihr einen kurzen Blick zu, dann starrte er wieder über die Gleise hinweg in die Ferne. Jedes Mal, wenn er sich rührte, drohte ihm übel zu werden. Er hatte sich eingeredet, es käme von den vielen schlaflosen Nächten und dem Jetlag. Seit beinahe einer Stunde sagte er sich unablässig, es werde vorübergehen. Alles ging früher oder später vorbei. Aber der nagende Schmerz in seinem Magen ließ fürchten, dass es etwas Schlimmeres war.

Die Frau trat vor ihn hin. »Sie müssen mit mir reden«, ermunterte sie ihn. »Sie werden von zwei Polizisten beobachtet.« Sie war hübsch, auf eine künstliche Art – das meiste war Schminke –, aber

sie schien ehrlich besorgt. Jonathan, dem nicht entgangen war, dass alle Vorüberkommenden einen großen Bogen um ihn gemacht hatten, fragte sich, warum sie sich die Mühe machte.

Polizisten ...? Er drückte den Rücken fester an die Mauer. »Es geht mir gut«, sagte er mühsam.

Sie lachte und gab ihm mit behandschuhter Hand einen leichten Klaps auf den Arm, als begrüße sie einen alten Freund. »Sie müssen lächeln und ein bisschen schauspielern«, sagte sie. »Die beiden sind sehr argwöhnisch.« Sie wies mit dem Kopf zum Bahnsteigzugang. »Sie sind da drüben hinter der Mauer, und sie haben Angst, dass Sie eine Bombe in der Aktentasche haben.«

Eine Bombe ...? Die Absurdität dieser Vorstellung erschütterte Jonathan, während er im selben Moment spürte, wie in ihm etwas nachgab – die erste der Mauern, die seine Gefühle eindämmten. In seiner Aktentasche war nichts als seine Brieftasche, Briefe über Howard Stamp, seine Opernkarte und sein Pass. *Wenn eine einzige Lüge ans Licht kam ...* »Wie sollten sie auf so eine Idee kommen?«

»Sie sind schwarz«, sagte sie unumwunden, »Sie schwitzen wie ein Schwein, und Sie machen ein Gesicht, als hätten Sie Todesangst. Heutzutage braucht es nicht viel, um die Polizei auf den Plan zu rufen.«

Die nächste Mauer brach ein. Wieso nannten

ihn alle einen Schwarzen? Wieso verglich ihn jeder mit einem Schwein? Hysterie kam in ihm auf und suchte Auslass, bevor sie sich in brennenden Tränen hinter seinen Augen niederschlug. Er hatte Angst, und er schwitzte, weil er nicht wusste, was mit ihm vorging. Er versuchte von neuem, alles auf den Jetlag zu schieben. Kein Mensch, der so ausgepowert war, konnte so viel auf einmal – das Begräbnis eines ermordeten jungen Mannes, anti-arabische Selbstgerechtigkeit, feindselige Einwanderungsbeamte, Panzer, Soldaten, kritische alte Jungfern, primitive Gastwirte, *Krieg* – ohne eine heftige emotionale Reaktion ertragen. Aber er wusste, dass das nur eine Ausrede war. In Wahrheit stürzten die Mauern in seinem Inneren ein, weil endlich jemand ihm mit ein wenig Menschlichkeit entgegenkam.

Die Frau trat näher, und er fing einen Hauch ihres Parfüms auf. »Ich nehme an, Sie haben zu viel getrunken, aber wenn Sie nicht wollen, dass die Bullen sich einmischen, dann reden Sie mit mir, tun Sie so, als würden wir uns kennen – oder noch besser, geben Sie mir Ihre Aktentasche.« Sie streckte ihm die Hand entgegen. »Wegen der sind die doch so misstrauisch. Wenn Sie mir erlauben, sie aufzumachen, hauen sie bestimmt ab.«

Er reichte ihr die Tasche, von plötzlichem Schwindelgefühl befallen. »Ich bin nicht betrunken.«

»Es sieht aber verdammt danach aus.« Sie legte die Aktentasche auf ihr abgewinkeltes Knie, öffnete die Schnappschlösser und die Klappe, so dass jeder Beobachter es sehen konnte. Mit flinken Fingern durchwühlte sie die Briefe, bevor sie sie alle herausnahm und ihm reichte. »Sehen Sie mich an«, befahl sie. »Tun Sie so, als hätten wir uns hier verabredet. Suchen Sie irgendwas aus und geben Sie es mir.«

Er wappnete sich, zu ihr hinunterzublicken, und drängte die aufsteigende Übelkeit gewaltsam zurück. »Wer sind Sie überhaupt?«

»Das spielt keine Rolle. Geben Sie mir einfach ein Blatt Papier. Gut.« Sie nahm den Zettel und überflog ihn. »Reden Sie mit mir. Sagen Sie Rhabarber, Rhabarber, wenn Sie wollen, aber tun Sie so, als würden wir miteinander sprechen.«

Woher wusste sie, dass die Polizei ihn verdächtigte, eine Bombe in seiner Aktentasche zu haben? »Rhabarber.«

»Noch mal.«

»Rhabarber ... Rhabarber ... Rhabarber.«

Sie wies auf eine Stelle in dem Brief und warf ihm einen lächelnden Blick zu. »Lachen Sie. Leute, die lachen, sprengen keine Züge in die Luft.«

»Ich will keinen Zug in die Luft sprengen. Ich bin ein braver englischer Universitätsdozent. Mein Pass ist in der Tasche. Ich brauche ihn nur zu zeigen.«

»Die werden Sie trotzdem in die Zange nehmen.

Mehrere Leute haben einen Araber mit irrem Blick auf dem Bahnsteig gemeldet. Ich bin hintenrum gegangen. Sonst hätten sie mich nicht durchgelassen.«

»Und warum haben Sie keine Angst?«

»Ich weiß, wer Sie sind. Ich habe Sie im *Crown and Feathers* gesehen.«

Jonathan versuchte, sich zu erinnern. In der Bar hatte ein Pärchen gesessen, ja, aber er glaubte nicht, dass die Frau diese hier gewesen war. »Ich kann mich nicht an Sie erinnern.«

Sie stopfte die Briefe wieder in die Aktentasche und klemmte sich diese unter den Arm. »So was soll vorkommen«, erwiderte sie wenig aufschlussreich mit einem Blick zum Bahnsteigzugang. »Ich glaube, Sie haben jetzt nichts mehr zu befürchten. Sie scheinen gegangen zu sein. Kommen Sie, da vorn ist eine Bank.« Sie schob ihm die freie Hand unter den Ellbogen und lotste ihn den Bahnsteig hinunter. »Es wird Ihnen gleich besser gehen, wenn Sie sich setzen. So nass, wie Sie sind, macht ein bisschen mehr Wasser am Hosenboden auch nichts mehr aus.« Sie wartete, bis er sich auf der eisernen Bank niedergelassen hatte, und setzte sich dann neben ihn. »Hat Roy was gesagt, was Sie so fertig gemacht hat? Er kann manchmal ein ziemlicher Idiot sein.«

Jonathan lehnte sich zurück und schaute zum Himmel hinauf. Die Übelkeit begann nachzulas-

sen. Es hatte aufgehört zu regnen, und wässriges Sonnenlicht brach durch die Wolken, aber es war immer noch sehr kalt. Er roch ihr Parfum, es war ein angenehmer Duft, und zum ersten Mal seit Monaten empfand er die Nähe einer Frau als tröstlich. Er konnte es sich nicht erklären und versuchte es auch gar nicht, er war einfach dankbar für den menschlichen Kontakt. »Ist er ein Freund von Ihnen?«

»Eigentlich nicht. Ich kenne seine Exfrau, da bekomme ich natürlich einiges zu hören. Er ist berüchtigt dafür, dass er erst redet und dann denkt. Hat er Sie beleidigt?«

*Da lohnt sich's doch, der Alibi-Schwarze zu sein ...* War die Wahrheit jemals beleidigend? Es war pervers, aber er fühlte sich getrieben, den Mann zu verteidigen. »Wenn ja, dann wahrscheinlich nicht absichtlich.«

»Also, darauf würde ich mich nicht verlassen«, sagte sie mit einem unbefangenen Lachen. »Er ist vielleicht nicht der hellste Kopf, der rumläuft, aber das Sticheln hat er echt drauf. Vergessen Sie's einfach. Der freut sich nur, wenn er glaubt, er hat einen wunden Punkt getroffen.«

Trotz ihrer teuren Kleidung schien sie ihm nicht aus wohlhabender Familie zu stammen. Sie sprach ähnlich wie Roy Trent den rauen, gutturalen Dialekt der Einheimischen. »Macht er das auch mit Ihnen?«

»Er macht es mit jedem. Darum ist sein Pub so schlecht besucht.«

Es war eine andere Erklärung als die von George, aber sie erschien ihm einleuchtender. »Kennen Sie George Gardener, die Stadträtin?«

»Roys Freundin? Nur vom Sehen.« Sie drehte den Kopf, um ihn anzusehen. »Jetzt sagen Sie bloß nicht, *die* hat Sie so fertig gemacht? Sie ist nach dem Krebs fromm geworden und möchte jetzt die ganze Welt bekehren ...« Sie brach ab. »Nein, das ist fies von mir. Vergessen Sie, dass ich das gesagt habe. Sie meint es wirklich gut ... setzt sich für die Armen ein. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie was Unfreundliches sagen würde.«

Jonathan wunderte sich, warum sie so versessen darauf schien, jemand anderem die Schuld an seinen Schwierigkeiten zu geben. »Es ist die reine Erschöpfung«, sagte er. »Ich bin gestern Abend aus den Staaten gekommen und habe nicht geschlafen. Es wäre gescheiter gewesen, ich wäre zu Hause geblieben.«

»Hat sich die Reise wenigstens gelohnt?«

»Die in die Staaten?«

»Nein, die heutige, hier runter.«

Er schüttelte den Kopf.

»Kommen Sie noch mal her?«

Er sah sie an. Die Frage war nicht übermäßig aufdringlich, aber ihre Beharrlichkeit machte ihn argwöhnisch. »Hat Roy Trent Sie mir nachgeschickt?«

»Wohl kaum«, entgegnete sie mit einem kleinen Lachen. »Der hat Sie längst vergessen.« Sie schob ihr Kinn tiefer in den Schal. »Ich war, ehrlich gesagt, überrascht, als ich Sie hier fand. Sie sind lange vor mir aus dem Pub weg. Also – fühlen Sie sich wieder besser?«

»Ja, danke.« Er war erstaunt. Die Übelkeit war verschwunden, sogar das Zittern in seinen Armen hatte aufgehört. »Sie waren sehr freundlich.«

»Ich wollte Ihnen einfach nur helfen.« Sie schaute die Gleise entlang. »Ihr Zug kommt. Ich warte noch, bis Sie drin sind. Sie brauchen dann nur noch am Hauptbahnhof in Bournemouth umzusteigen. Das schaffen Sie doch, oder?«

Er rutschte nach vorn, bis zur Kante der Bank. »Und Sie?«

»Ich muss in die andere Richtung«, sagte sie. Als der Zug einlief, stand sie auf und reichte ihm seine Aktentasche, die sie irgendwann wieder geschlossen hatte. Er nahm sie ihr dankbar ab.

»Wieso sind Sie dann auf diesem Bahnsteig?«

»Ich habe gesehen, dass es Ihnen nicht gut ging.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht einmal, wer Sie sind.«

»Eine gute Samariterin«, sagte sie nur, zog eine Waggontür auf und drängte ihn einzusteigen.

Zuletzt sah er sie in ihren Schal ver mummt, eine Hand zum Gruß erhoben, aber als er selbst den Arm hob, um zu winken, schoss ihm der Gedanke



durch den Kopf, dass er sie nicht wiedererkennen würde. Er hatte nicht mehr von ihr gesehen als ein Paar geschminkte Augen unter einem dunklen Pony. Es war ohne Bedeutung bis zu dem Moment, als er am Hauptbahnhof in Bournemouth seine Aktentasche öffnete und entdeckte, dass sie alles gestohlen hatte, was ihm wichtig war. Sie hatte seine Brieftasche genommen, sein Zugbillet, seine Opernkarte und, das Schlimmste, sie hatte ihm nichts gelassen, womit er hätte beweisen können, wer er war. Sein Pass war weg.

Danach drehte er völlig durch. Er rannte auf dem ganzen Bahnhof herum, rempelte die Leute an und beschimpfte sie lauthals. Einige hielten ihn für einen armen Irren. Andere hielten ihn für gefährlich. Als zwei Beamte der Bahnpolizei ihn packten und zu Boden warfen, nannte er sie faschistische Schweine und schlug mit der Aktentasche nach ihnen, bis einer der beiden ihm die Tasche entwand und das Knie in den Bauch rammte.

*Polizeidienststelle Bournemouth*  
*Donnerstag, 13. Februar 2003, 20 Uhr 30*

Andrew Spicer fand es gar nicht komisch, als er abends um fünf aus seinem Londoner Büro nach Bournemouth zitiert wurde, um dort für seinen Freund zu bürgen. Eine einfache Überprüfung von Jonathans Angaben hatte ergeben, dass ein Mann seines Namens am Abend zuvor bei der Einreise aus den Vereinigten Staaten kontrolliert worden war, und die Polizei, der sein Verhalten nicht gefiel, nachdem man ihn verhaftet hatte, weil er auf dem Hauptbahnhof von Bournemouth Amok gelaufen war, dachte nicht daran, ihn auf freien Fuß zu setzen, solange er keinen Nachweis seiner Identität erbracht hatte.

Nach Meinung des Arztes, den man geholt hatte, um Jonathan Hughes auf Drogen und Alkohol zu untersuchen – beides mit negativem Resultat –, waren weitere Untersuchungen notwendig. Der Mann war eindeutig krank. Man belehrte Jonathan über sein Recht, ein Krankenhaus aufzusuchen, aber

da er sich hartnäckig in Schweigen hüllte und sowohl medizinische Hilfe als auch die Zuziehung eines Anwalts ablehnte, blieb nichts anderes übrig, als mit Andrew Spicer Kontakt aufzunehmen, dem Literaturagenten, dessen Name und Adresse sich auf mehreren Briefen in Jonathan Hughes' Aktentasche befanden. Man versuchte zunächst, die Stadträtin Gardener zu erreichen, aus deren an Hughes gerichtetem Schreiben hervorging, dass sie zum Mittagessen im *Crown and Feathers* mit ihm verabredet gewesen war, aber die Anrufe landeten alle bei einem automatischen Anrufbeantworter. Ebenso erfolglos waren Anrufe beim Pub, das erst um halb sechs Uhr abends wieder öffnen würde.

Ob der Mann denn ernstlich krank sei? Vielleicht kurz vor dem Tod? Es sei eher eine psychische als eine körperliche Sache, erklärte der Arzt, also kaum ein Notfall. Sobald Andrew sich bereiterklärt hatte, aus London zu kommen, verlor die Polizei das Interesse. Sie hatte Wichtigeres zu tun. Von einem tränenseligen Araber, der in sicherem Gewahrsam saß, ging weit weniger Gefahr aus als von ungedulden Autofahrern auf eisglatten Straßen.

Als Andrew schließlich um halb neun eintraf, müde und hungrig, nachdem er auf dem M3 im Stau gesessen hatte, zeigte man ihm Jonathan durch einen Zweiwegespiegel. »Kennen Sie diesen Mann?«, fragte ihn ein Sergeant in Uniform, der sich als Fred Lovatt vorstellte.

»Ja.«

»Wer ist er?«

»Jonathan Hughes.«

»In was für einer Beziehung stehen Sie zu ihm?«

»Ich bin sein Literaturagent.«

»Wie lange sind Sie mit ihm bekannt?«

Andrew knöpfte sein Jackett auf und deutete auf einen Stuhl. »Darf ich mich setzen? Ich habe seit dem Frühstück nichts mehr gegessen, und ich bin hundemüde.« Als der Sergeant nickte, ließ er sich ohne weitere Umschweife auf den Stuhl plumpsen.

»Was hat er angestellt?«

»Bitte beantworten Sie die Frage, Mr. Spicer.«

»Wir kennen uns seit zwölf – nein, dreizehn Jahren. Wir waren zusammen in Oxford, aber wir kamen uns erst näher, als er mir zweiundneunzig sein erstes Manuskript brachte. Seitdem sind wir befreundet.«

»Was ist er von Beruf?«

»Er ist Dozent für europäische Anthropologie an der Universität London. Und er ist ein guter Lehrer, der von seinen Studenten sehr geschätzt wird, weil er sich die Mühe macht, seinen Unterricht interessant zu gestalten.«

Der Sergeant holte einen zweiten Stuhl. »Und warum hat er uns das nicht gesagt? Bekäme er denn Probleme, wenn wir uns zur Bestätigung seiner Angaben an die Universität wenden würden?«

Andrew betrachtete durch das Glas das Gesicht seines Freundes. »Was werfen Sie ihm denn vor?«

»Gar nichts bis jetzt.«

»Warum halten Sie ihn dann fest?«

»Weil er eine Straftat begangen hat und sich weigert, Fragen dazu zu beantworten. Er wird erst auf freien Fuß gesetzt, wenn wir das mit gutem Gewissen tun können.«

»Was für eine Straftat?«

Sergeant Lovatt warf einen Blick auf ein Blatt Papier. »Er ist auf dem Hauptbahnhof Amok gelaufen, hat Passagiere angerempelt und herumgeschrien, er wäre Fall Staff oder so ähnlich – kann das sein?« Er zog die Augenbrauen hoch. »Er will uns nicht erklären, was das heißen soll. Haben Sie vielleicht eine Ahnung, Sir?«

Andrew runzelte die Stirn. »Das ist eine Oper von Verdi. Sie wird heute Abend in Covent Garden gegeben. *Falstaff* ... Sir John Falstaff – er ist eine komische Figur aus Shakespeares *Die lustigen Weiber von Windsor* und kommt auch im ersten und zweiten Teil von *Heinrich IV.* und in *Heinrich V.* vor. Er ist ein Dickwanst und Prahlhans voller Begierden.«

Der Sergeant sah mit zweifelndem Blick zu Jonathan hinüber, dem das Hemd von den mageren Schultern hing. »Warum sollte Mr. Hughes behaupten, dieser Dickwanst zu sein?«

»Ich glaube nicht, dass er behauptet hat, Falstaff zu *sein*. Vermutlich hat er gesagt, er wolle in Falstaff *gehen*. Er ist ein Opernfan. Er hat mir

erzählt, dass er eine Karte für die Vorstellung hat – deswegen ist er schon gestern Abend nach Hause geflogen.«

Lovatt schaute wieder auf das Blatt Papier hinunter. »Den Zeugen zufolge hat er gesagt, ›Ich bin Falstaff‹. Einer von ihnen behauptet, er hätte außerdem gesagt: ›Der Teufel ist eine Frau.‹ Ist er verheiratet? Hat er Eheprobleme?«

Andrew schüttelte den Kopf. »Er hatte eine feste Freundin, aber die beiden haben sich nach Weihnachten getrennt. Ich glaube nicht, dass es ihm sehr zu schaffen gemacht hat. Das war nichts Ernstes.«

»Ist er Moslem?«

»Nein.« Der dicke kleine Mann lächelte. »Und diese Frage ergibt sich auch nicht automatisch aus der Bemerkung ›Der Teufel ist eine Frau‹, Sergeant. Soweit ich weiß, besagt die islamische Lehre nicht, dass der Satan einen Rock trägt. Die Moslems glauben das Gegenteil: Das Problem ist der Teufel im Mann. Darum verhüllen sich ihre Frauen.«

Der Sergeant war nicht beeindruckt. »Hat dieser Falstaff Probleme mit Frauen?«

Andrew zeigte sich plötzlich interessiert. »In der Oper auf jeden Fall. Verdis Vorlage war wie gesagt Shakespeares *Die lustigen Weiber von Windsor*. In dem Stück wird Falstaff als komische Figur gezeichnet. Er verliert sein ganzes Geld, und um seine Finanzen aufzubessern, plant er, die reichen Weiber von Windsor zu verführen. Als die Frauen

dahinter kommen, wird er von ihnen auf demütigende Weise bestraft.«

»Wie denn?«

»Klamaukgeschichten. Ich habe das Stück schon länger nicht mehr gesehen, aber soweit ich mich erinnere, werfen sie ihn in einen Fluss und lassen ihn dann in Verkleidung Spießruten laufen. Es ist das alte Thema. Die Frauen machen ihm schöne Augen – mit anderen Worten, sie versetzen ihn in Erregung –, und wenn er glaubt, er könnte landen, geben sie ihm eins auf die Finger. Es ist eine Geschichte von eingebildeten Männern und resoluten Frauen, die sich über die Männer lustig machen. Die Moral lautet, dass Frauen den Männern intellektuell und moralisch überlegen sind.«

Der Sergeant knurrte abfällig, als gefiele ihm diese Ansicht nicht. »Ziemlich aktuell also. Das ist doch das Einzige, worum es heutzutage geht.«

Andrew widersprach nicht. »Es war immer aktuell. Es ist der Kampf der Geschlechter ... die Männer kommen vom Mars und die Frauen von der Venus. Die menschliche Natur ändert sich nicht. Wir können unsere DNA analysieren, E-Mails um die ganze Welt schicken, Herzen verpflanzen – aber das Grundlegende bleibt unverändert. Männer jagen, und Frauen kümmern sich um die Familie. So einfach ist das. Shakespeares Beobachtungen sind heute noch so zutreffend wie vor vierhundert Jahren, als er sie aufgezeichnet

hat. Er war Verhaltenswissenschaftler, noch ehe die Verhaltenswissenschaft erfunden wurde ...«, er hielt einen Finger in die Luft und dann einen zweiten, »und er war ein genialer Psychologe, der die Beziehungsdynamik wirklich durchschaute – das gilt besonders für die Mann-Frau-Beziehung.«

»Hm.«

»Tut mir Leid«, sagte Andrew. »Wenn's um Shakespeare geht, geht manchmal die Begeisterung mit mir durch.«

»Ich hab nur *Hamlet* gesehen. Irgendjemand hat mir erzählt, das ganze Stück könnte auf die Rede über den Selbstmord eingedampft werden. ›Sein oder Nichtsein.‹ Stimmt das?«

»Nun ja, er ist zweifellos ein Mann, der seine eigene gequälte Persönlichkeit mit aller Gründlichkeit erforscht. In dieser Hinsicht ist das Stück ein Vorläufer modernen Theaters.«

Sergeant Lovatt beobachtete Jonathan durch das Fenster. »Leidet Mr. Hughes an einer gequälten Persönlichkeit?«

Andrews Blick folgte dem seinen. »Leiden wir daran nicht alle?«

»Na ja, manche mehr und manche weniger, nehme ich an«, meinte der andere. »Hat er schon mal psychische Probleme gehabt, wissen Sie das?«

Unzählige, dachte Andrew. Neid ... Groll ... Unsicherheit ... Selbstekel ... genau wie sein Agent und jede andere arme Seele auf diesem Planeten,



die die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllen konnte. »Nein«, antwortete er. »Warum fragen Sie?«

»Ihr Freund hat sich der Festnahme widersetzt und lehnt jede Erklärung ab. Es würde uns interessieren, warum.«

»Vermutlich, weil er der Überzeugung ist, nichts Unrechtes getan zu haben. Er schreibt Bücher über die Tücken sozialer Klischeevorstellungen und das Versagen des Strafrechtswesens – wenn alle in einen Topf geworfen werden und der Einzelne gar nicht mehr berücksichtigt wird. Ich vermute, er ist der Auffassung, da Sie ihm nichts zur Last legen, hätte er gar nicht erst festgenommen werden dürfen.«

Der Sergeant schüttelte den Kopf. »An der Festnahme gibt es nichts auszusetzen, Sir. Mr. Hughes wurde ordnungsgemäß festgenommen, nachdem er in aller Öffentlichkeit randaliert hatte. Als er in Gewahrsam genommen wurde, versuchte er, einen Beamten mit seiner Aktentasche zu schlagen.«

»Hat er ihn getroffen?«

»Nur gestreift. Wenn er nicht so ein Abziehbild wäre, müsste er jetzt mit einer Anklage wegen tätlichen Angriffs rechnen, und das ist eine ernste Sache.« Sein Mundwinkel zuckte ein wenig. »Ein großer Kämpfer ist Ihr Freund nicht gerade. Der Kollege von der Bahnpolizei, der ihn festgenommen hat, sagte, es wär wie ein Kampf mit einer Heuschrecke gewesen.«

»Was ist mit den Leuten, die er gerempelt hat?«

»Die wollten keine Anzeige erstatten.«

»Was bleibt dann, außer der Weigerung, sich zu äußern? Ich dachte, das wäre kein Verbrechen, sondern das Recht eines jeden Menschen.«

»Es sei denn, man macht eine Gewohnheit draus. Er ist gestern Abend aus Amerika gekommen und wurde aus dem gleichen Grund eine Stunde festgehalten.«

»Ach, verdammt noch mal!«, rief Andrew ungeduldig. »Das passiert ihm doch jedes Mal. Wenn sie ihn nicht nach seiner Meinung über bin Laden fragen, dann nach dem Kricketteam, das er unterstützt. Ich werde nie so etwas gefragt, und wenn, würde ich sagen, dass Osama ein toller Typ ist, nur um die Reaktion zu sehen.« Er beugte sich vor. »Wenn niemand Anzeige erstattet hat, haben Sie keinen Grund, ihn festzuhalten.«

»Wir warten immer noch auf eine Erklärung, Mr. Spicer. Heathrow ist in Alarmbereitschaft wegen terroristischer Drohungen, das Gleiche gilt für alle anderen größeren Ballungsräume. Ungewöhnliches Verhalten wird sehr ernst genommen.«

»Umso mehr, wenn der Verdächtige wie ein Araber aussieht, vermute ich.«

Der Sergeant sagte nichts.

»Wenn Sie seinen Pass haben, dann wissen Sie, dass er britischer Staatsangehöriger ist. Das hat *früher* mal was gezählt.«

»Er hat keinerlei Ausweispapiere bei sich, Sir. Darum haben wir Sie ja gebeten, hierher zu kommen.«

Andrew war verblüfft. »Er muss doch seinen Pass dabei haben. Er ist ja richtig besessen von dem verdammten Ding ... hat solche Angst, ihn zu verlieren, dass er sich ständig auf die Brusttasche klopft.«

Der Sergeant schüttelte den Kopf. »Er hat keinen Pass bei sich.«

»Und was ist mit seiner Brieftasche?«

»Auch keine Brieftasche. Kein Geld. Keine Kreditkarten. Kein Zugbillett. Keine Eintrittskarte für Verdis *Falstaff*. Ihr Freund ist ein ziemliches Rätsel. Er hatte nichts in seiner Aktentasche als ein Kartenhandy – mit leerer Batterie – und einige Briefe, die unter der Anschrift Ihrer Agentur an ihn gerichtet waren. Unter diesen Umständen ist seine Weigerung zu kooperieren doch reichlich seltsam. Man sollte eigentlich meinen, er hätte nichts Eiligeres zu tun, als nachzuweisen, wer er ist.«

»Oder erklärlich«, konterte Andrew. »Wann ist es Ihnen zuletzt passiert, dass innerhalb von vierundzwanzig Stunden zweimal Ihre Identität überprüft wurde? Meine haben Sie nicht geprüft. Wieso bin ich ohne Pass total vertrauenswürdig und mein Freund nicht? Hat er vielleicht Recht? Ist man in diesem Land eine Unperson, wenn man keine Papiere hat und eine dunkle Haut?«

»Sie sind aus freien Stücken gekommen, Sir, Mr. Hughes nicht. Er wurde rechtmäßig angehalten und aufgefordert, sich auszuweisen. Als er sich weigerte, wurde er festgenommen und hierher gebracht. Hätte er unsere Fragen beantwortet, so wäre er freigelassen worden, sobald wir die Bestätigung erhalten hätten, dass seine Auskünfte richtig waren.«

»Was waren das für Fragen?«

»Anschrift, Beruf, nächste Angehörige, Grund der Reise nach Amerika. Nichts Ungewöhnliches ... und nichts, was wir unter den gleichen Umständen nicht auch einen Weißen fragen würden.«

»Ich habe Ihnen gesagt, was er beruflich macht, genau genommen ist er also *Dr.* Hughes und nicht Mr. Hughes. Er hat eine Wohnung in West Kensington – Columbia Street oder Road 2b, wenn ich es richtig im Kopf habe –, und seine nächsten Angehörigen sind seine Eltern, die er allerdings seit Jahren nicht mehr gesehen hat. Sie haben sich scheiden lassen, kurz bevor er nach Oxford ging, und ich glaube, seine Mutter ist in ihr Geburtsland zurückgekehrt. Was aus seinem Vater geworden ist, weiß er nicht – und es interessiert ihn auch nicht. Nach Amerika ist er geflogen, um am Begräbnis eines seiner Studenten teilzunehmen, der bei einem rassistischen Angriff auf einer New Yorker Straße ums Leben kam.« Er sah wieder durch das Fenster.

»Jon – Dr. Hughes – hatte seine Beziehungen spielen

lassen, um dem Jungen ein Universitätsstipendium zu verschaffen, ich kann mir gut vorstellen, dass sein Tod ihn ziemlich hart getroffen hat.«

»Wie kann er sich das vom Gehalt eines Universitätsdozenten leisten?«

»Was?«

»Reisen nach Amerika, Paul-Smith-Anzüge, Versace-Hemden, Opernkarten, Armani-Brillen. Was für Bücher schreibt er? Bestseller?«

Andrew zögerte einen Moment. »Das nicht gerade. Er ist alleinstehend und braucht für niemanden zu sorgen.«

»Er lebt auf großem Fuß, Mr. Spicer. Gehört ihm die Wohnung?«

»Keine Ahnung.«

»Hat er Ihres Wissens noch andere Einkünfte?«

»Nein.« Er sah dem Sergeant forschend ins ausdruckslose Gesicht. »Was wollen Sie andeuten?«

»Wir leben in unsicheren Zeiten, Mr. Spicer.«

Andrew lachte. »Wenn Sie glauben, dass er so was wie ein Terrorist ist, sind Sie völlig auf dem Holzweg. Er hasst Gewalt.«

Der Sergeant gestattete sich ein dünnes Lächeln. »Lebt er allein, Sir?«

»Ich glaube, ja.«

»Miete und Hypotheken sind in Kensington nicht billig, Mr. Spicer.«

Dieser Polizeibeamte besaß eine ausgeprägte Fähigkeit, sich neues Wissen einzuverleiben, dachte

Andrew, während er beobachtete, wie Jonathan seine Designerbrille abnahm, so dass man sehen konnte, wie rot seine Augen waren, und mit dem Ende seiner Krawatte die Gläser putzte. Sein unbewegtes Gesicht wirkte hager im grellen Licht, und die Schultern waren so knochig und steif, dass sie an einen Kleiderbügel erinnerten. Andrew hatte Jon immer ambivalent gegenübergestanden. Ihre Freundschaft gründete auf beiderseitiger Sympathie und einem gemeinsamen Interesse an Literatur und gutem Wein. Aber Andrew verachtete Jonathans angenommenen Akzent, seinen Snobismus und vor allem seine Lügen. Bis zu diesem Tag hatte er nie Anlass gehabt zu glauben, sie seien mehr als Verhüllung für seine Unsicherheit, aber jetzt fragte er sich, ob es wirklich so war. Jedenfalls war die Verhüllung in den letzten Monaten immer fadenscheiniger geworden.

Er wandte sich wieder dem Polizisten zu. »Der Anzug ist so abgetragen, dass man sich in den Ellbogen spiegeln kann, und die Brille ist reines Theater. Ich bin nicht sein Banker und weiß daher nicht, wie er mit seinem Geld umgeht, aber es würde mich nicht wundern, wenn er völlig verschuldet ist. Für jemanden wie Jon sind eine Wohnung in Kensington und Opernkarten wahrscheinlich die Zinsen auf einen Kredit wert.«

»Wieso?«

»Es gibt Menschen, die müssen ein falsches Bild von sich verbreiten. Mit einem Besuch von Verdis

*Falstaff* kann man sich sehen lassen, mit einem leeren Kühlschranks nicht.« Er bemerkte die Skepsis im Blick des Sergeant, aber er hätte nicht sagen können, ob sie Jonathans Dummheit galt, Geld für die Oper zu verschwenden, oder Andrews Analyse. »Ich weiß nicht, wie Terroristen operieren, aber ich nehme an, die erste Regel lautet, nicht auffallen. Würden Sie Amoklaufen als unauffälliges Verhalten beschreiben?«

Der Sergeant zuckte mit den Schultern. »Wir haben ihn vom Arzt auf Alkohol und Drogen untersuchen lassen. Er meint, dass Mr. Hughes einem Nervenzusammenbruch nahe ist. Ich bin auch kein Experte, was Terroristen angeht, Mr. Spicer, aber ich stelle mir vor, so etwas stürzt einen in ein seelisches Chaos – vor allem, wenn der eigene Tod zum Verfahren gehört.«

Dagegen konnte Andrew nichts einwenden. »Ich halte es für wahrscheinlicher, dass der Einsturz seines Lügengebäudes bevorsteht. Vielleicht ist die Trennung von seiner Freundin die Ursache – vielleicht war die Beziehung ernster, als ich dachte.« Er hielt inne, als ihm eine Bemerkung einfiel, die Jon nach der Trennung von Emma gemacht hatte. *Ich konnte sie nicht so lieben, wie sie es sich wünschte ...* »Er ist kein Mensch, der leicht zu verstehen ist. Was er denkt und fühlt, verschließt er größtenteils in seinem Inneren.«

»Weiter.«

»Ich vermute, es begann in Oxford. Ich kannte ihn damals noch nicht so gut, er gehörte zu einer schickeren Clique als ich. Es ist alles so affektiert dort – oder kann es jedenfalls sein«, verbesserte er sich. »Dieser ganze Mythos von verträumter Idylle und *jeunesse dorée* ... Für einen Zyniker wie mich ist das nichts als präventiöser Quatsch – es korrumpiert –, aber für jemanden, der aus den falschen Kreisen kommt, ist es verführerisch.«

»Er hört sich aber nicht an wie einer aus den falschen Kreisen.«

»Das ist ja ein Teil der Fiktion. Er glaubt, Image wäre alles – wenn es einem gelingt, allen vorzuspiegeln, man gehörte zur Elite, dann hat man es geschafft. Der Haken ist nur, dass man dann das entsprechende Leben führen muss – und wenn man sich das nicht leisten kann, verliert man seine Freunde.« Andrew zuckte mit den Schultern. »Ich denke, er hat Angst, dass sein Betrug jeden Moment auffliegen wird. Wahrscheinlich hat er deshalb keinen seiner Kollegen an der Universität gebeten, für ihn zu bürgen.«

Der Sergeant machte ein nachdenkliches Gesicht. »Es ist strafbar, bei einer Stellenbewerbung falsche Angaben zu machen.«

Andrew schüttelte den Kopf. »Sein Studienabschluss ist in Ordnung«, sagte er mit einem wehmütigen Lächeln. »Was ihm Sorge bereitet, ist seine Herkunft. Der Mann ist Anthropologe. Es



wird ihm nicht leicht fallen einzugestehen, dass er das Produkt aus der Verbindung eines jamaikanischen Straßenkehrers mit einem Dienstmädchen aus Hongkong ist, da er sich jahrelang als dunkelhäutiger Weißer ausgegeben hat.«

Nachdem man Andrew eine halbe Stunde zugestanden hatte, den Freund zur Erteilung der verlangten Auskünfte zu bewegen, versuchte der sein Glück statt mit Anteilnahme mit schonungsloser Aufrichtigkeit. Er zählte die Optionen auf. Vorausgesetzt, Jonathan habe keine Straftat zu verbergen, könne er entweder eine Erklärung geben und mit Andrew noch an diesem Abend nach Hause fahren, oder er könne sich weiterhin in Schweigen hüllen und die Nacht in einer Zelle verbringen, während die Polizei seine Freunde und Kollegen in London befragte. Sollte er sich für das Letztere entscheiden, so würde sich bald herum-sprechen, dass er festgenommen worden war, und er würde selbst sehen müssen, wie er nach Hause kam, falls und wenn er auf freien Fuß gesetzt würde. Da die Polizei weder Kreditkarten noch Bargeld oder eine Rückfahrkarte bei ihm gefunden hatte, könnte sich das als schwierig erweisen.

Sollte Jonathan sich keinen Anwalt leisten können, so sitze im Wartezimmer ein amtlich bestellter Rechtsbeistand in Gestalt einer jungen Dame, an die er sich wenden könne.

Aber wolle er wirklich seine Qualen noch verlängern, indem er einer wildfremden Person, einer gelangweilten Praktikantin, die noch nicht einmal ihr Examen abgelegt habe, sein Verhalten erkläre, obwohl klar sei, dass die ganze Sache eine Bagatelle sei? Der Amtsarzt, der ihn untersucht hatte, habe von einer Depression gesprochen, und wenn Jon auf seinem Schweigen beharre, sei es gut möglich, dass er als Nächstes in der Psychiatrie landen würde. Das würde, wenn eine Erklärung für seine Abwesenheit die Universität erreichte, schwerwiegendere Nachwirkungen haben als ein diskreter Besuch bei einem Allgemeinarzt in London.

Und schließlich habe sein Agent, der seinen Autor besser kenne als dieser ahne, bereits reinen Tisch gemacht, was Jonathans finanzielle Lage, seine Selbstwertprobleme und seine Beziehungsunfähigkeit angehe ... es sei also sinnlos, die krampfhaften Versuche, das Gesicht zu wahren, fortzusetzen.

»Du könntest mir Geld leihen, damit ich nach Hause komme«, murmelte Jonathan, den Blick zu Boden gerichtet.

»Ich könnte, ja, aber das werde ich nicht tun. Was ist aus deinem Geld geworden?«

»Es wurde gestohlen.«

»Warum hast du das nicht der Polizei gesagt?«

»Weil das lauter Faschisten sind, und sie mich nur festgenommen haben, weil ich schwarz bin.«

Ganz von der Hand zu weisen war das sicher

nicht, dachte Andrew, aber jetzt war nicht der Moment, das zu sagen. »Werd erwachsen, Jon«, sagte er kurz. »Fußballhooligans werden regelmäßig festgenommen, weil sie randalieren, und neunundneunzig Prozent von ihnen sind Weiße. Deine Hautfarbe hatte nichts damit zu tun. Aber ganz gleich, du bist jetzt da, wo du bist. Du kannst entweder weiterhin deine Wunden lecken oder du kannst Vernunft annehmen. Ob zu Recht oder Unrecht, du sitzt in einem Provinzknast, weil du aus der Rolle gefallen bist. Weiß der Himmel, was los war, aber du kannst es entweder mir erzählen – oder dem Sergeant. Aber erzählen musst du es.«

Jonathan senkte den Kopf in die Hände, ohne zu antworten.

»Was ist mit diesem Gardener los? Wie ist das Treffen gelaufen?«

»Sie hat mich als Schwein bezeichnet.«

»Sie? Ich dachte, Gardener wäre ein Mann.«

»Klein, dick und herrschsüchtig. Ein bisschen wie du, nur ist sie eine hässliche alte Jungfer.«

Andrew zog sich einen Stuhl heran und setzte sich. »Warum hat sie dich als Schwein bezeichnet?«

Jonathan drückte sich die Fäuste in die Augen. »Sie hatte was gegen mich. Sie behauptete, ich würde sie einschüchtern und sagte dann, ›Was kann man von einem Schwein anderes erwarten als Grunzen‹.«

»Was hast du getan?«

»Ich bin gegangen.«

»Ich meine, wie hast du sie eingeschüchtert?«

»Ich habe sie nicht nach ihren verdammten Abschlüssen gefragt.«

Eine sehr aufschlussreiche Erklärung war das nicht, aber Andrew konnte sich denken, was geschehen war. »Dem entnehme ich, dass du sie von oben herab behandelt hast – und ihr das nicht passte.«

Jonathan antwortete mit einem gleichgültigen Schulterzucken, das Andrew als Zustimmung nahm.

»Wer hat dir die Brieftasche gestohlen?«

»Ich glaube, es war die Frau am Bahnhof, aber es kann jeder gewesen sein.«

»Welche Frau?«

»Die mir geholfen hat.«

»Wie heißt sie?«

»Keine Ahnung. Sie hat es mir nicht gesagt.«

»War das vor oder nach deinem Amoklauf?«

»Vorher.«

»Warum brauchtest du überhaupt Hilfe?«

»Die Polizisten dachten, ich hätte eine Bombe in meiner Aktentasche, und sie hat sie aufgemacht, zum Beweis, dass ich harmlos war.« Jonathan lachte erstickt. »Sie sagte, sie wolle mir einfach nur helfen ... und ich habe ihr geglaubt! Wie kann man so dumm sein! Seit wann gibt's bei Frauen irgendwas umsonst?«

Andrew fragte sich flüchtig, ob das eine verdeckte Anspielung auf Emma war, dann legte er die Bemerkung ad acta. Er hatte jetzt keine Zeit, sich

auf Nebenkriegsschauplätze locken zu lassen. »Der Sergeant hat nichts von einer Bombe erwähnt. Er sagte, du hättest Leute angerempelt und herumgeschrien, du wärst Falstaff.«

»Das war an einem anderen Bahnhof. Sie haben mich vom Eingang aus beobachtet, weil ich schwitzte.«

»An welchem Bahnhof?«

»Branksome.«

»Es war den ganzen Tag eiskalt. Wieso hast du geschwitzt?«

»Mir war nicht gut. Aber in diesem Land darf es einem nicht schlecht gehen, wenn man eine dunkle Haut hat. Das macht den Eingeborenen Angst.«

»Red kein Blech, Jon. Wir haben unsere guten und unsere schlechten Seiten, aber insgesamt sind wir ein ziemlich friedfertiges Volk.«

»Warum führen wir dann Krieg?«

Andrew drehte den Kopf, um ihm ins Gesicht zu sehen. »Geht es darum? Haben sie dir in den Staaten die Hölle heiß gemacht?«

Jonathan lachte dumpf. »Wie allen Arabern. Wir sind ja alle potenzielle Terroristen.«

Andrew schüttelte den Kopf. »Aber du bist kein Araber. Du bist halb Jamaikaner und halb Chinese, und dank irgendeiner genetischen Laune siehst du aus wie ein Beduine.«

Jonathans Gesicht wurde starr. »Woher weißt du von meiner Herkunft?«

»Du hattest nach der Trennung von Emma einen Abend einen Bombenrausch. Ich konnte nicht allem folgen, was du vor dich hin gelallt hast, aber den karibisch-asiatischen Konflikt habe ich voll mitbekommen.« Tiefe Verachtung für seine Eltern gepaart mit einem Hass auf alles Afro-karibische oder Chinesische wegen der Banden, die ihn als Kind terrorisiert hatten.

»Warum hast du nicht früher etwas gesagt? Warum hast du mich weitermachen lassen?«

»Ich fand, dass es mich nichts angeht. Wenn du gern Araber oder Iraner sein möchtest, bitte. Es ist nicht weiter von Bedeutung, es sei denn, es bereitet dir Unbehagen. Ist es so?«

*Staatsangehörigkeit lässt sich ändern, sie ist keine Frage der Geburt ...* »Nein.«

»Warum bist du dann hier? Warum ging es dir am Bahnhof nicht gut?«

»Es war der Jetlag. Ich brauchte einfach eine Verschnaufpause, da habe ich mich an eine Mauer gelehnt.«

»Wie lange?«

»Ich weiß nicht mehr.«

»Und dann kam diese Frau und wühlte deine Aktentasche durch?«

»Ja.«

»Und du fandest das nicht etwas merkwürdig?«

Jonathan sah ihn an, seine Augen waren blutunterlaufen vor Erschöpfung. »Jetzt finde ich das

schon«, murmelte er. »Aber da auf dem Bahnhof habe ich ihr geglaubt. Ich habe ihr sogar noch für ihre Freundlichkeit gedankt. Dämmer geht's kaum ... sich von einer Frau für dumm verkaufen lassen und sich dafür auch noch zu bedanken.«

Es erklärte den Bezug zu Falstaff, dachte Andrew. »Ach, komm, Jon, du bist reingelegt worden. Mir klingt das nach einer Profimasche – man sucht sich jemanden, der irgendwelche Probleme hat, und beklaut ihn, während man so tut, als würde man ihm helfen. Du hättest das der Polizei erzählen sollen. Diese Frau ist denen wahrscheinlich schon bekannt.«

Jonathan sagte nichts.

»Na schön, dann erzähle ich es ihnen eben. Wie hat sie ausgesehen? Welches Alter?«

»Ich weiß nicht.«

»Du musst doch wenigstens eine Ahnung haben.«

Er starrte wieder zum Boden hinunter. »Mir ist bei der kleinsten Bewegung schlecht geworden, darum habe ich sie gar nicht richtig angesehen.«

Wieder schüttelte Andrew den Kopf. Die Geschichte wurde immer bizarrer, er begann allmählich, den Sergeant und dessen Verdacht, dass Jon geistig nicht ganz auf der Höhe sei, zu verstehen. »Das sind keine Hirngespinnste von dir?«, fragte er direkt. »Diese Frau gibt es wirklich?«

»Weshalb sollte ich sie erfinden?«

»Weil du ganz schön in der Scheiße sitzt, mein

Junge. Du hast deinen Pass verloren, dein Geld und deine Rückfahrkarte. Du hast dir den einzigen nützlichen Kontakt für ein Buch über Howard Stamp versaut und bist von den Bullen aufgegeben worden, weil du dich wie ein Irrer benommen hast. Was zur Hölle geht da eigentlich ab?«

Keine Antwort.

Andrew stand auf. »Das ist ja verrückt. Ich werde die hier jetzt bitten, George Gardener anzurufen. Die kann uns wenigstens sagen, was im Pub passiert ist.«

»Sie sagte, sie kenne Roy Trent und habe mich im *Crown and Feathers* gesehen.«

»Wer? George Gardener?«

»Nein, die Frau. Sie hatte dunkle Ponyfransen und sprach den Dialekt der Leute hier in Dorset.«

»Wer ist Roy Trent?«

»Der Wirt.« Es folgte eine lange Pause. »Wenn jemand andere einschüchtert, dann er, Andrew. Er tut so, als wollte er ihr helfen, aber er ist richtig grausam dabei. Mich hat er als Bimbo bezeichnet und behauptet, ich wäre in Oxford nur angekommen, weil ich der Alibi-Schwarze war.«

»Ah ja.« Andrew sah ihn einen Moment lang scharf an, bevor er zur Tür ging. »Wann hast du das letzte Mal richtig ausgeschlafen, Jon?«

Sein Freund lachte gedämpft. »Ich denke, verschlafen habe ich eine ganze Menge«, antwortete er vielsagend.



Der Sergeant war bereit, im *Crown and Feathers* anzurufen, aber mehr Licht brachte das auch nicht in Jonathans rätselhafte Geschichte. Roy Trent erklärte lediglich, das Pub sei zur Mittagszeit praktisch leer gewesen, und an eine dunkelhaarige Frau erinnere er sich nicht. Er kenne eine ganze Reihe Brünetter und Rothaariger, aber ohne einen Namen könne er nichts sagen. Wie dem auch sei, er habe oben im Zimmer auf dem Boden Mr. Hughes' Brieftasche und Pass gefunden. Er habe angenommen, Mr. Hughes würde anrufen, sobald er den Verlust bemerkte, aber da das nicht geschehen war, habe er vorgehabt, George Gardener zu bitten, die Sachen zurückzugeben, sie wisse ja die Adresse. »Was soll denn sein mit dieser dunkelhaarigen Frau?«, schloss er neugierig.

»Eine Frau dieser Beschreibung hat Dr. Hughes am Bahnhof Branksome geholfen. Sie hat behauptet, mit Ihnen bekannt zu sein.«

»Und?«

»Dr. Hughes sagte, sie habe seine Aktentasche durchstöbert.«

»Und er dachte, sie hätte seine Brieftasche gestohlen?«

»Richtig.«

»Und wieso rufen Sie erst jetzt an? Er ist doch schon vor Stunden weg.«

»Er hat uns erst vor wenigen Minuten den Verlust mitgeteilt, Sir.«

Roy Trent lachte verwundert. »Der hat echt Probleme, der Typ. Warum hat er nicht hier angerufen? Ich mein, als Erstes sucht man doch da, wo man seine Jacke ausgezogen hat. Ich hätte ihn sofort beruhigen können.«

Der Sergeant fing Andrews Blick auf und sah weg. »Was für Probleme?«

»Na, so nach dem Motto, die ganze Welt hat's auf mich abgesehen. Typisch, dass er sofort an Diebstahl denkt und überhaupt nicht auf die Idee kommt, dass er selbst schuld sein könnte. Er hätte viel früher gemerkt, dass er die Sachen verloren hat, wenn er sich von mir ein Taxi hätte rufen lassen. Aber nein, davon wollte er nichts wissen. Er musste unbedingt zu Fuß gehen, obwohl es in Strömen geregnet hat. Warum hat er eigentlich Hilfe gebraucht?«

»Das wissen wir nicht genau. War er betrunken, als er bei Ihnen wegging?«

»Von dem bisschen, was er hier getrunken hat – zwei Gläser Wein höchstens –, bestimmt nicht. Er kann natürlich schon was getrunken haben, bevor er hier ankam, aber ausgesehen hat er

nicht so. Er hat ziemlich stark geschwitzt, als er ging, aber das kam daher, weil er sich bei George gründlich in die Nesseln gesetzt hatte, und sie danach mit voller Lautstärke über ihn hergezogen ist. Der konnte gar nicht schnell genug wegkommen. Das ist wahrscheinlich der Grund, warum er nicht nachgesehen hat, ob er seine Siebensachen bei sich hatte.«

»Haben Sie George Gardeners Telefonnummer?«

»Klar. Sie hat zurzeit Nachtdienst, da müssen Sie im Heim anrufen. Warten Sie, ich such die Nummer raus.« Einen Augenblick später meldete er sich mit der Telefonnummer eines Pflegeheims wieder. »Sie ist im *The Birches*«, sagte er, als der Sergeant fragte, welches es sei.

»*The Birches*«, wiederholte der Sergeant und schrieb die Nummer auf seinen Block. »Ist das dieser große Komplex in der Hathaway Avenue?«

»Genau.«

»Und wie schwierig ist es, Miss Gardener dort zu erreichen?«

»Gar nicht schwierig. Sie hat einen Piepser.«

»Gut. Vielen Dank, Mr. Trent.«

»Moment mal. Was ist mit der verdammten Brieftasche und dem Pass? Will er sich die Sachen hier abholen, oder soll ich sie per Post schicken?«

»Ich schicke einen Wagen bei Ihnen vorbei.«

Roy Trents Stimme bekam einen argwöhnischen Unterton.

»Das ist doch hoffentlich nicht irgendein Versicherungsschwindel? In der Brieftasche ist nicht viel drin – nur zwei Zwanziger und irgendwelche Tickets. Als er sich nicht gemeldet hat, hab ich mir gedacht, dass er seine Kreditkarten woanders aufbewahrt. Ich sag's Ihnen, wenn der behaupten will, ich hätte ihm was gestohlen, werd ich stocksauer.«

»Im Moment behauptet er gar nichts, Sir.«

»Ja, was soll das Ganze dann eigentlich? Mir kommt das alles ziemlich spanisch vor.«

Meinst du, mir nicht, dachte der Sergeant und drückte sich vor einer Antwort, indem er Trent noch einmal dankte und dann auflegte. Er klopfte einen Moment mit seinem Kugelschreiber auf den Schreibtisch, dann bat er Andrew, seinen Freund zu fragen, was die Brieftasche enthalten habe. »Es ist wichtig, Mr. Spicer. Wenn Sie das Gefühl haben, dass er Sie belügt, dann sagen Sie es mir bitte.«

Als Andrew aus dem Zimmer war, fragte er bei der Bahnpolizei nach und überprüfte dann, ob an diesem Nachmittag eine Streife von der regulären Dienststelle an den Bahnhof Branksome gerufen worden war. Auf beide Anfragen war die Antwort negativ. Am Bahnhof Branksome, der für die Nacht geschlossen war, meldete sich niemand, aber ein Beamter am Hauptbahnhof Bournemouth sagte, die einzige Meldung auf dieser Linie über einen Araber mit auffälligem Verhalten beziehe sich

auf den »Amoklauf«, dessentwegen man Jonathan Hughes festgenommen hatte.

Andrew bekam das Ende des Gesprächs noch mit, als er wieder ins Zimmer kam. »Glauben Sie, er hat die Frau erfunden?«

Der Sergeant zuckte mit den Schultern. »Nicht unbedingt, aber vielleicht hat er die Begegnung ein bisschen ausgeschmückt, als er feststellte, dass seine Brieftasche weg war. Er scheint sich gern als Opfer von Ungerechtigkeiten hinzustellen.«

»Hat das der Wirt gesagt?«

Der Sergeant ging auf die Frage nicht ein. »Mich lässt diese Sache nicht kalt, Mr. Spicer. Menschen mit dunkler Haut haben es bei der gegenwärtigen anti-muslimischen Haltung überall auf der Welt sicher nicht leicht. Was sagt er denn, was er in seiner Brieftasche hatte?«

»Nichts von Wert – außer für ihn: eine Rückfahrkarte nach London, die Opernkarte und um die vierzig Pfund. Er musste in Branksome seine Fahrkarte nicht zeigen, darum bemerkte er den Verlust erst nach seiner Ankunft am Hauptbahnhof in Bournemouth. Er meint, er hätte einfach in den nächsten Zug nach London steigen und schwarzfahren sollen, aber er war so fertig, dass er gar nicht auf die Idee gekommen ist.«

»Was ist mit den Kreditkarten?«

»Er wollte mir nicht sagen, wo sie sind, aber offensichtlich waren sie nicht in der Brieftasche.«

George Gardener war so erstaunt wie Roy Trent, als die Polizei sich bei ihr meldete und sie nach Jonathan Hughes fragte, den sie längst wieder in London geglaubt hatte. Über den Verlust von Brieftasche und Pass wusste sie nichts. Sie hatte das Pub kurz nach Jonathan Hughes verlassen. Wie Roy hatte sie keine Erinnerung an eine dunkelhaarige Frau. »Es war kaum ein Mensch da«, sagte sie. »Ich erinnere mich nur an Jim Longhurst. Kann sein, dass Gäste gekommen sind, während Dr. Hughes und ich oben waren, aber er hat die Hintertür benützt, als er ging, und die ist von der Bar aus nicht zu sehen.«

»Mr. Trent sagte, Sie hätten Streit mit Mr. Hughes gehabt. Darf ich fragen, worum es ging?«

»Wir haben uns nicht gestritten«, erklärte sie. »Mr. Trent meinte wahrscheinlich die Szene in seiner Küche. Da habe ich ziemlich lautstark meine Meinung über Dr. Hughes geäußert, und ich glaube, er hat es gehört und wollte deshalb nicht auf ein Taxi warten.«

»War er denn mit dem Taxi gekommen?«

Sie zögerte. »Das weiß ich nicht – nein, ich glaube nicht. Sein Regenmantel war klatschnass, als er zu mir in den Wagen stieg, zu nass für die paar Minuten, die es dauerte, bis ich ihn einholte.«

»War das, bevor Sie Ihre Meinung äußerten oder hinterher?«

»Vorher. Ich hatte mich zu unserer Verabredung

verspätet, und es gab ein Missverständniss zwischen ihm und Mr. Trent. Da bin ich ihm mit meinem Wagen nachgefahren.«

»Was war das für ein Missverständniss?«

Sie seufzte. »Mr. Trent machte eine Bemerkung, die Dr. Hughes als rassistisch empfand. Wir hatten beide einen Weißen erwartet – Hughes ist ja ein ganz geläufiger englischer Name –, daher kam es zu dem Missverständniss.« Sie hielt einen Moment inne. »Hat er Anzeige gegen Mr. Trent erstattet?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Worum geht es dann eigentlich?«

»Das versuche ich gerade herauszubekommen, Miss Gardener. Es wäre mir eine Hilfe, wenn Sie mir etwas über dieses Treffen mit Mr. Hughes sagen könnten – in aller Kürze, wenn möglich. Was war der Anlass dafür? Wie kam es dazu, dass Sie sich so lautstark über Dr. Hughes auslassen mussten?«

»Ach, Gott. Das erscheint jetzt alles so lächerlich.«

»Bitte.«

Sergeant Lovatt rechnete mit epischer Breite. Tatsächlich jedoch war der Bericht erstaunlich kurz und präzise. George Gardener erwähnte das gemeinsame Interesse an Howard Stamp und bezeichnete die Differenzen, die sich zwischen ihr und Jonathan Hughes ergeben hatten, als »Persönlichkeitskonflikt«. Die Abneigung sei beiderseitig

gewesen, und sie habe sehr bald gemerkt, dass eine Zusammenarbeit mit ihm problematisch werden würde. Sie seien in ihrer Lebensauffassung völlig unterschiedlich – vielleicht weil sie eine Generation älter war und Dr. Hughes' hochgesteckte intellektuelle Ziele für sie weder erstrebenswert noch erreichbar seien –, und es sei ihr deshalb unmöglich gewesen, das Gespräch weiterzuführen.

»Es tut mir Leid, wenn er sich dadurch beleidigt fühlt«, sagte sie abschließend, »aber ich habe ausdrücklich erklärt, dass meine Entscheidung mit Rassismus nichts zu tun hat. Manchmal stimmt die Chemie und manchmal stimmt sie eben nicht. In diesem Fall stimmte sie leider nicht – und ich war nicht bereit, meine Aufzeichnungen jemandem zu überlassen, dem ich misstrauere.«

»Hm.«

»Hilft Ihnen das weiter, Sergeant?«

Eigentlich nicht ... »Hat er irgendwann während des Gesprächs mit Ihnen etwas davon gesagt, dass es ihm nicht gut geht, Miss Gardener?«

»Nein.«

»Hat er *ausgesehen*, als ginge es ihm nicht gut?«

Wieder zögerte sie. »Das mag jetzt wieder wie eine rassistische Bemerkung klingen, ist aber nicht so gemeint – bei so dunkler Haut kann ich das nicht sagen. Weißen – auch fremden – sehe ich an, wenn es ihnen nicht gut geht, aber dunkle Gesichter sind mir nicht vertraut genug, da erkenne



ich die Symptome nicht. Er hat sich ziemlich oft die Stirn gewischt und hat nicht sehr viel gegessen – aber es war warm im Zimmer, im Kamin brannte ein Feuer, und ich vermutete, Mr. Trents Essen sei nicht sein Geschmack.« In ihrer Stimme schwang Betroffenheit. »Ist er krank? Haben Sie darum angerufen?«

»Er hat offenbar seine Brieftasche und seinen Pass im *Crown and Feathers* liegen gelassen, Miss Gardener. Er hat sich darüber sehr aufgeregt. Ohne Rückfahrkarte hatte er keine Möglichkeit, rechtzeitig zu einem Opernbesuch nach London zurückzukommen.«

»Ich verstehe«, sagte sie, obwohl ihr Ton das Gegenteil vermuten ließ. »Warum hat er nicht bei Mr. Trent angerufen?«

Der Sergeant schaute über seinen Schreibtisch hinweg Andrew an. »Vielleicht war's ihm peinlich. Bei diesem Treffen scheinen ja ein paar sehr unglückselige Bemerkungen gefallen zu sein. Danke jedenfalls für Ihre Hilfe.«

Er legte auf. »Bevor Sie ihn mitnehmen, brauche ich eine überprüfbare Adresse, wo er zu erreichen ist, Mr. Spicer. Aber ich sehe keinen Grund, ihn weiter festzuhalten. Ich denke, Ihre Einschätzung ist richtig – dass Ihr Freund in Geldschwierigkeiten steckt und der Verlust seiner Brieftasche ihn aus dem Gleichgewicht brachte. Die Sachen können im *Crown and Feathers* abgeholt werden. Ich erkläre

Ihnen den Weg dorthin, ich würde allerdings vorschlagen, dass Sie Dr. Hughes im Wagen warten lassen und die Sachen selbst bei Mr. Trent abholen. Wenn Ihr Freund heute Abend noch mehr Ärger macht, kehrt er nicht nach London zurück. Wir haben uns verstanden?»

Andrew nickte. »Ist die Sache damit erledigt?»

Lovatts Miene war unergründlich. »Ich habe keine Ahnung, Mr. Spicer. Ich mache den Bericht, aber ich kann nicht sagen, ob noch etwas nachfolgt.« Er stand auf. »Wenn Ihre Einschätzung richtig ist, sollten Sie Ihrem Freund zureden, sich ärztliche Hilfe zu suchen. Ich sage noch einmal, ungewöhnliches Verhalten wird heutzutage sehr ernst genommen – ganz gleich, was für Gründe es hat.«

Andrew schlug auf der Beifahrerseite, wo Jonathan Platz genommen hatte, die Autotür zu und sah auf seine Uhr. Es war nach zehn, und er hatte einen Bärenhunger. Er spielte mit dem Gedanken, vor der Fahrt nach Highdown irgendwo etwas zu essen, aber er fürchtete, dann würde er es nicht mehr vor der Polizeistunde ins *Crown and Feathers* schaffen. Es ärgerte ihn, und gereizt schlug er die Tür auf seiner Seite mit größerer Wucht als notwendig zu, nachdem er hinter das Lenkrad gerutscht war.

»Tut mir Leid«, sagte Jonathan leise. »Ich hätte die Briefe in den Müll geworfen, wenn ich gewusst hätte, dass sie dich hierher lotsen würden.«

Andrew ließ den Motor an und fuhr rückwärts aus dem Polizeiparkplatz heraus. »Jetzt mach dir keine Vorwürfe«, erwiderte er mit lobenswerter Selbstbeherrschung. »Ist doch gut, dass sie jemanden geholt haben, der dich kennt.«

Jonathan klemmte die Hände zwischen die Knie. »Besser wär's gewesen, sie hätten überhaupt niemanden herholen müssen. Ich hätte einfach den erstbesten Zug nehmen sollen.«

Andrew war kein nachtragender Mensch. »Der Zusammenbruch war doch zu erwarten, Jon. Du hättest ihn nur an einen anderen Ort verlegen sollen.« Ungewohnt liebevoll versetzte er Jonathan einen leichten Puff an die Schulter. »Sei froh, dass es nicht in der Oper passiert ist. Womöglich wärest du genau bei der Szene zusammengeklappt, in der der arme alte Falstaff an den Pranger gestellt wird – das hätte ordentlich Aufsehen erregt.«

»Nicht mehr Aufsehen als am Hauptbahnhof in Bournemouth.«

»Nein, sicher nicht, wenn man Jamaikaner ist. Die Brüder scheinen Dorset noch nicht entdeckt zu haben.«

Jonathan wandte sich ab und schaute zum Fenster hinaus.

»Du bist schwarz, Jon, und es zerreißt dir das Herz. Ganz gleich, wie schwer es dir fällt, es einzugestehen, du musst dich irgendwann einmal damit auseinander setzen.«

»Und wie soll ich das deiner Meinung nach machen? Soll ich sagen, ich bin schwarz, und ich bin stolz?«

»Warum nicht? Ich sage mir das jeden Tag. Es ist mein Mantra. Ich bin ein kleiner, dicker, hässlicher Weißer, also sag ich mir, ›Ich bin schwarz, und ich bin stolz‹ und geh los und trag den Kopf hoch. Das heißt nicht, dass irgendeiner was anderes sieht als einen kleinen, dicken, hässlichen Weißen, aber mich hebt's ungemein. Ich würde jeden Tag mit dir tauschen.«

»O nein, würdest du nicht. Schwarzsein ist die Hölle.«

»Würdest *du* mit mir tauschen?«

»Ja.«

Andrew lachte. »Von wegen! Es ist nicht lustig, gerade mal eins zweiundsechzig zu sein. Ich komm ja nicht mal zu den Pedalen in dieser verdammten Kiste runter, ohne den Sitz bis ans Lenkrad vorzuziehen. Als Zwerg braucht man eine starke Persönlichkeit.«

»Immerhin *besitzt* du ein Auto.«

Andrew ließ sich nicht reizen und schwieg lieber. Er wollte, dass Jonathan ihm die ganze Sache näher erklärte, aber er fürchtete, weiteres Selbstmitleid herauszufordern. Ob Jon nun wirklich depressiv war oder nur deprimiert infolge eines Zusammenspiels unglücklicher Umstände, er war auf jeden Fall nicht in der Lage, seine Situation

objektiv zu betrachten. Und das war schade, denn jetzt wäre für ihn der beste Zeitpunkt gewesen, es zu lernen. Objektivität war eine Begabung, von der Andrew reichlich besaß, und nicht zum ersten Mal fragte er sich, was Jonathan sagen würde, wenn er die Wahrheit über seinen Agenten wüsste.

Jonathan beobachtete schweigend, wie Andrew den Angaben zweier Wegweiser nach Highdown folgte, dann sagte er: »Wohin fahren wir?«

»Du hast deine Brieftasche und deinen Pass im *Crown and Feathers* liegen gelassen. Wir holen die Sachen ab, bevor wir nach Hause fahren.«

»Wer sagt das?«

»Der Sergeant hat mit dem Wirt telefoniert. Der hat sie gefunden, nachdem du gegangen warst.«

Jonathan lehnte sich zurück und schloss die Augen. »Das ist ausgeschlossen«, murmelte er. »Ich habe alles aus meiner Brusttasche herausgenommen und in meine Aktentasche gesteckt, als ich mein Jackett ausgezogen habe. George Gardener hat es gesehen. Ich habe den Pass in die Brieftasche gesteckt und die Brieftasche in die Seitentasche mit der Klappe.«

»Dann ist sie eben rausgefallen«, meinte Andrew.

»Nein. Ich habe nachgesehen, als ich die Briefe wieder in die Aktentasche gesteckt habe. Es ist mir zur Gewohnheit geworden. Meine letzte Brieftasche wurde mir auf einer Party gestohlen, wo ich meine Jacke herumliegen ließ. Seitdem nehme ich sie

immer heraus und bringe sie irgendwo unter, wo sie sicher ist. Und ich gehe nirgends ohne meinen Pass hin.«

»Okay.«

Jonathans Mundwinkel hoben sich zu einem schwachen Lächeln. »Glaubst du mir nicht?«

»Ich bin zu müde, um mir darüber Gedanken zu machen«, entgegnete Andrew schroff und hielt den Wagen hinter einem schwarzen BMW an. »Es ist auch völlig egal. Der Sergeant hat gesagt, ich soll die verdammten Sachen im *Crown and Feathers* abholen, und das tue ich jetzt – *ich*, wohlgemerkt, Jon. Du kannst inzwischen im Wagen warten.«

In der Bar waren einige Gäste mehr als am Mittag bei Jonathans Besuch, doch Andrew gewann keinen besseren Eindruck von dem Pub als sein Freund. Er wandte sich an die junge Frau hinter dem Tresen. »Ist Roy Trent da?«

»Er ist hinten. Kann ich Ihnen vielleicht weiterhelfen?«

»Ein Freund von mir hat heute Mittag seine Brieftasche hier liegen gelassen. Ich wollte sie holen. Ich glaube, Mr. Trent erwartet mich.«

»Ah ja.« Sie sah unsicher aus. »Er hat mir gesagt, dass ein Polizist kommt.«

»Sergeant Lovatt hat mit ihm telefoniert und gesagt, er würde einen Wagen vorbeischicken – aber er hat nicht ausdrücklich gesagt, wer darin sitzen

würde. Er hat mir den ehrenvollen Auftrag zuge-  
teilt.« Er nahm seine Karte heraus. »Mein Name  
ist Andrew Spicer, ich bin Literaturagent. Die  
Brieftasche gehört einem meiner Autoren, Jonathan  
Hughes. Würden Sie Mr. Trent freundlicherweise  
bitten, sie herauszurücken?«

»Na gut, ist wahrscheinlich okay.« Sie hob eine  
Klappe im Tresen. »Wenn Sie da drüben durch-  
gehen, kommen Sie am Speiseraum vorbei in die  
Küche. Sie hat eine weiße Tür. Da ist er.«

Andrew fragte sich, wie der Laden überlebte, als  
er den Gang hinter dem Tresen hinunter an dem  
dunklen Speiseraum vorüberging. Die laufenden  
Kosten mussten drückend sein, und einen Raum  
von dieser Größe nicht zu nutzen war finanzieller  
Selbstmord. Und völlig unvernünftig. Der Wirt  
brauchte doch nur einen anständigen Koch anzu-  
heuern. Er durchquerte das Vestibül, in dem Jona-  
than gestanden und Georges Ausbruch belauscht  
hatte, klopfte an die weiße Tür und öffnete sie.

An einem Tisch saß ein Mann, den Blick auf zwei  
Fernsehbildschirme in der Ecke des Raums gerich-  
tet. Er schaltete das eine Gerät aus, als Andrew  
eintrat, und sprang gereizt auf. »Sie haben sich in  
der Tür geirrt, Meister. Das hier ist privat.«

»Die Bedienung an der Bar hat mir gesagt, ich  
soll einfach durchgehen. Sind Sie Roy Trent?«

»Ja.«

Andrew reichte ihm seine Karte. »Mein Name

ist Andrew Spicer, ich bin der Agent von Jonathan Hughes. Sergeant Lovatt hat mich gebeten, seine Brieftasche und seinen Pass bei Ihnen abzuholen.«

Trent warf einen Blick auf die Karte, dann nutzte er seine Körpermasse, um Andrew aus der Küche zu drängen. »Die ist so was von dämlich da draußen«, sagte er verdrossen. »Ich hab die Sachen extra hinter den Tresen gelegt und ihr gesagt, sie soll sie rausgeben, wenn der Wagen kommt. Am besten gehen Sie wieder zurück und richten ihr aus, dass es mir recht ist, wenn Sie die Sachen mitnehmen.« Er schaute die Treppe hinauf, als oben Schritte erklangen.

Andrew blickte ebenfalls nach oben. »Sie kann nichts dafür. Sie hat jemanden von der Polizei erwartet.«

Eine Frau erschien auf dem oberen Treppenabsatz und blieb abrupt stehen, als sie bemerkte, dass Roy Trent nicht allein war. Die Beleuchtung war schlecht, aber Andrew gewann einen flüchtigen Eindruck von einem blassen Gesicht unter einem dunklen Pony, bevor Trent ihn anstieß und zum Weitergehen zwang. »Ich komme am besten mit«, sagte er plötzlich sehr freundlich. »So wie ich Tracey kenne, muss sie erst ewig suchen, bis sie das Zeug findet. Sie ist ein hübsches Ding – macht sich gut hinter der Bar –, aber das ist auch alles.«

Andrew, den das Geschubse ärgerte und der merkte, dass Trent nur redete, um zu reden, be-



schloss, sich nicht so leicht abwimmeln zu lassen. »Ist das die Frau, die Dr. Hughes am Bahnhof zu Hilfe gekommen ist?«, fragte er, unversehens stehen bleibend, und drehte sich herum. »Wenn ja, würde ich ihr gern danken.«

Trent schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Nein, was? Nein, das ist sie nicht – oder nein, ich darf mich nicht bei ihr bedanken?«

»Sie ist es nicht.«

Andrew zeigte sich verwundert. »Woher wissen Sie das, ohne gefragt zu haben? Sie hat Ähnlichkeit mit der Frau, die mein Freund beschrieben hat, und diese Frau sagte, dass sie Sie kennt.«

Trents Lächeln war nur eine Grimasse. »Mich kennen viele Leute, Meister, aber das ist nicht die Frau, die Ihrem Freund geholfen hat. Die hier ist gerade erst gekommen.« Mit einer ungeduldigen Handbewegung forderte er Andrew auf weiterzugehen.

»Also – wollen Sie jetzt die Brieftasche haben oder nicht?«

Andrew ging in den Schankraum zurück und wartete, während Trent hinter der Kasse die schmale schwarze Lederbrieftasche hervorholte, zwischen deren Klappen ein Pass steckte. »Prüfen Sie den Inhalt ruhig nach«, sagte der Wirt, »aber ich hab dem Polizisten, der angerufen hat, schon gesagt, dass kaum Geld drin war. Wenn was fehlt, war's schon weg, bevor Dr. Hughes hier ankam.«

Andrew klappte die Brieftasche auf und sah den Inhalt durch. »Es fehlt nichts«, bestätigte er. »Die Frage ist nur, wie ihm die Sachen aus der Aktentasche fallen konnten.«

Die Gespräche auf der anderen Seite des Tresens versiegten, als die Gäste neugierig die Ohren spitzten.

»Hören Sie, Meister, ich hab die Sachen nur gefunden«, sagte Trent in gutmütigem Ton. »Wenn sie nicht in seiner Aktentasche waren, dann eben in seiner Jackentasche. Ich seh nicht ein, was das für eine Rolle spielt – Hauptsache, er hat sie zurückbekommen. Sagen Sie ihm, ich bin froh, dass alles gut ausgegangen ist.«

Andrew lächelte. »Miss Gardener hat gesehen, wie er Brieftasche und Pass aus seiner Jacke genommen und in der Aktentasche verstaut hat ... und Dr. Hughes hat sich vergewissert, dass die Sachen noch da waren, bevor er hier weggegangen ist.«

Trent zuckte mit den Schultern. »Dann hat er sich eben geirrt. Wozu der ganze Wirbel? Sie haben doch eben selbst gesagt, dass nichts fehlt.« Er warf einem seiner Gäste einen Blick zu und schnitt eine drollige Grimasse. »Was soll aus dieser Welt noch werden, hm, Tom? Da bewahrt man jemandem die Brieftasche auf und schaut drauf, dass nichts wegkommt, und dann machen sie einem dafür die Hölle heiß. Ich hab eigentlich ein bisschen Dank erwartet, aber na ja ... Dankbarkeit kannst du ver-

gessen.« Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf Andrew. »Heutzutage geht's ja nur drum, dass was rausspringt.«

Andrew steckte mit einem leisen Lachen die Brieftasche ein. »Seien Sie wenigstens ehrlich – äh –, *Meister*. Die Polizei hat Ihnen doch schon gesagt, dass da nichts rausspringt.« Seine Augen blitzten herausfordernd auf. »Ich bin sicher, Sie wissen so gut wie jeder andere, dass die Wahrheit im Detail liegt – und ich gehöre zu den langweiligen Leuten, die diese Details interessant finden.« Er bot Trent die Hand. »Danke. Mein Freund wird sehr froh sein, alles heil wiederzubekommen.« Er ergriff Trents Hand und mit einer Kraft, die für so einen klein gewachsenen Mann erstaunlich war, drückte er, ähnlich wie Jonathan früher an diesem Tag, die Mittelhandknochen zusammen. »Es war interessant, Ihre Geschäftsmethoden kennen zu lernen.«

Andrew stieg in seinen Wagen und griff an Jonathan vorbei zum Handschuhfach, um sein Handy herauszunehmen. Er tippte die Nummer der Auskunft ein. »Ja, bitte, ich brauche eine Nummer in Bournemouth. *The Birches* in der Hathaway Avenue – das ist ein Pflegeheim.« Der Sergeant ist nicht der Einzige mit einem guten Gedächtnis, dachte er, als er die Nummer des Pflegeheims eingab. »Ja, guten Abend, entschuldigen Sie, dass ich so spät noch anrufe, aber ich hätte gern George Gardener gesprochen, nur kurz ... nein, es ist nicht persönlich ... es hat mit dem Anruf von der Polizei zu tun, den sie heute Abend erhalten hat.« Er ließ den Unwillen vom anderen Ende über sich ergehen. »Es tut mir wirklich Leid. Sie können sich darauf verlassen, dass ich Miss Gardener höchstens ein, zwei Minuten aufhalten werde. Ja, ich warte – vielen Dank.«

Er schloss das Handy an die Freisprechanlage an, zog dann Jonathans Brieftasche heraus und reichte sie dem Freund. »Dieser Trent ist ein Mistkerl«, sagte er vergnügt, »und ich glaube, ich habe eben deine dunkelhaarige Diebin gesehen.«

Jonathan sah ihn erstaunt an. »Du weißt doch gar nicht, wie sie aussieht.«

»Nein«, stimmte Andrew zu, »aber sie hatte dunkle Stirnfransen, und Trent hat mich sofort weggeschleppt, als sie aufkreuzte.«

Eine atemlose Stimme meldete sich über die Sprechanlage. »Hallo? Hier ist George Gardener.«

»Andrew Spicer hier, Miss Gardener, Dr. Hughes' Agent. Sie erinnern sich vielleicht, dass Sie über meine Agentur mit ihm Kontakt aufgenommen haben.«

»Mir wurde gesagt, es sei noch einmal der Sergeant.«

»Es geht um dieselbe Sache. Ich war bei Sergeant Lovatt auf der Dienststelle, als Sie mit ihm gesprochen haben. Ich wollte Sie bitten, mir eine Kleinigkeit zu bestätigen, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Dr. Hughes sagte, dass Sie gesehen haben, wie er sein Jackett ablegte und die Brieftasche mit dem Pass in seiner Aktentasche verstaute. Ist das richtig?«

»Ja«, antwortete sie, ohne zu zögern. »Er nahm es sehr genau.«

»Hat er die Sachen irgendwann wieder herausgenommen?«

»Nein – jedenfalls nicht, solange ich im Zimmer war. Was er getan hat, nachdem ich gegangen war, kann ich nicht sagen.« Einen Moment blieb es still. »Ich verstehe nicht, was los ist. Warum alle diese Fragen? Ist Dr. Hughes etwas zugestoßen?«

Andrew starrte durch die Windschutzscheibe nach draußen. Was zum Teufel ... Beinahe mit Sicherheit würde die Lokalzeitung morgen etwas über den Zwischenfall bringen. »Er hat sich sehr aufgeregt, als er merkte, dass seine Brieftasche gestohlen worden war«, sagte er, »und leider wird – so wie die Dinge im Moment liegen – ein aufgeregter Araber sofort als Gefahr betrachtet. Er war sechs Stunden in Polizeigewahrsam und wurde erst auf freien Fuß gesetzt, nachdem ich aus London gekommen war und mich für ihn verbürgte.«

Sie war hörbar verwundert. »Ich dachte, Roy Trent hätte die Brieftasche im Pub gefunden.«

»Sagen wir, sie befand sich in seinem Besitz, Miss Gardener. Ich habe sie vor zehn Minuten bei ihm abgeholt. Ob Dr. Hughes sie tatsächlich dort liegen gelassen hat, steht auf einem anderen Blatt.«

»Ich verstehe immer noch nicht.«

»Wir auch nicht«, sagte Andrew. »Ich schlage vor, Sie bitten Mr. Trent um eine Erklärung. Die Brieftasche war ja nicht einmal einen Diebstahl wert.«

»Fehlt etwas?«

»Nein.«

»Beschuldigt Dr. Hughes Roy Trent, die Sachen gestohlen zu haben?«

»Nein«, antwortete Andrew wieder. »Er glaubt, es war eine dunkelhaarige Frau am Bahnhof Branksome, die ihm behilflich war, als ihm nicht gut war.«

Sie nahm sich Zeit, um das zu verarbeiten. »Es tut mir Leid, wenn es ihm nicht gut ging, aber ich verstehe immer noch nicht, was das mit Mr. Trent zu tun hat.«

»Die Frau behauptete, eine Bekannte von Mr. Trent zu sein – und das stimmt offensichtlich, Miss Gardener, sonst hätte er mir nicht die Briefftasche zurückgeben können.«

»Sie hat gesagt, sie wäre eine Freundin seiner Exfrau«, korrigierte Jonathan leise.

»Haben Sie das gehört, Miss Gardener?«

»War das eben Dr. Hughes, der gesprochen hat?«

»Ja.«

»Ach Gott, es tut mir wirklich Leid. Ich habe das Gefühl, es ist teilweise auch meine Schuld. Das alles wäre nicht passiert, wenn ich mich heute Mittag nicht verspätet hätte.«

Jonathan schüttelte den Kopf, sagte aber nichts.

»Er sagte, die Frau habe behauptet, eine Freundin von Mr. Trents geschiedener Frau zu sein«, hakte Andrew nach. »Sie hat dunkle Stirnfransen und spricht mit hiesigem Akzent. Sagt Ihnen das etwas?«

»Nein, tut mir Leid. Ich habe seine Frau nie kennen gelernt und auch keine ihrer Freundinnen. Vielleicht hat die Frau gelogen.«

»Wie ist dann die Briefftasche in Mr. Trents Hände gelangt?«

Wieder Schweigen, während sie über dieses Rätsel nachdachte. »Vielleicht irrt sich Dr. Hughes«, sagte

sie schließlich unglücklich. »Vielleicht hat er sie wieder herausgenommen, nachdem ich gegangen war. Wir waren beide ziemlich erregt.« Sie wartete auf eine Reaktion Andrews, und als die nicht erfolgte, sagte sie: »Ich muss sagen, ich finde das alles sehr merkwürdig.«

»Ich auch. Wenn Mr. Trent Ihnen eine Erklärung liefern sollte, wäre ich sehr interessiert, sie zu hören.«

Sie antwortete nicht gleich. »Wenn nichts fehlt, wird er sagen, es sei alles nur ein Sturm im Wasserglas.«

»Natürlich«, stimmte Andrew zu. »Er ist es offensichtlich gewöhnt, öfter die Unwahrheit als die Wahrheit zu sagen.«

Sie entgegnete mit hörbarer Entrüstung: »Das ist ein sehr schwerer Vorwurf gegen einen Mann, den Sie nicht kennen.«

»Aber nein«, versetzte Andrew ironisch. »Wie heißt es so schön: Was kann man von einem Schwein anderes erwarten als Grunzen?«

Cill zündete sich eine Zigarette an und blies Roy den Rauch ins Gesicht. Er hatte sie in eine Ecke der Küche gedrängt und machte ihr nun schon seit Stunden, wie ihr schien, mit wild drohendem Finger wütende Vorhaltungen. Sie fühlte sich an ihre stürmische Ehe erinnert, bevor sie ihn Nicks wegen verlassen hatte. »Jetzt mach mal 'nen



Punkt«, sagte sie verdrossen. »Es ist doch nichts passiert. Ich hab dir das blöde Ding doch gleich gebracht. Woher hättest ich wissen sollen, dass er zu den Bullen rennt, anstatt sich ans Telefon zu hängen?«

»Das ist 'n Sambo. Die rennen immer gleich zu den Bullen. Warum hast du den Scheiß überhaupt gemacht?«

»Ich fand die Idee gut.« Sie pustete ihm die nächste Rauchwolke entgegen, um ihn zum Rückzug zu zwingen. »Ich wollte seine Adresse, und auf den Briefen war nur die von seinem Agenten.«

»Warum?«

»Für den Fall, dass du mich angelogen hast.«

Er kniff die Augen zusammen. »Worüber?«

»Was du dieser fetten alten Jungfer alles verlickert hast. Du bist mir viel zu dicke mit ihr. Ich dachte, sie hätte dir vielleicht ein schlechtes Gewissen eingeredet. Nick denkt, dass du langsam einknickst, Roy – es gab mal Zeiten, da wär dir ein liberales Weichei höchstens einen kräftigen Tritt wert gewesen.«

Er lachte verärgert. »Ach, Nick *denkt*!« Er drehte sich dem Überwachungsbildschirm zu. »Du bist mit einem Gorilla verheiratet, Cill. Der denkt höchstens an Sex und Fressen. Du hast ein schlechtes Geschäft gemacht, mein Kind.«

Sie beachtete ihn nicht. »Na gut, *ich* denke, dass du langsam einknickst. Was spielt es schon für

eine Rolle? Nick ist immer meiner Meinung, wenn er von mir bekommt, was er will.«

»Mann, bist du blöd! Was wolltest du denn mit seiner Adresse? Hattest du vielleicht vor, ihn umzubringen? Dank mir war er doch sowieso weg vom Fenster. George wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben.« Wieder fuchtelte er ihr mit dem Finger vor dem Gesicht herum. »Der Typ ist ein Feigling – keinen Schneid. Ich hab ihn gesehen und sofort gewusst, dass er leicht kleinzukriegen ist. Ich hab *ihn* genervt, also hat *er* George genervt ... das läuft immer so. Und dann musst du deine gottverdammte Nase reinstecken und mir seinen beschissenen Agenten auf den Hals hetzen.«

Sie schlug seinen Finger weg. »Was will der denn schon tun?«, fragte sie unwillig. »Der Neger hat seine Brieftasche wieder, und es fehlt nichts. Wenn du bei deiner Story bleibst, gibt's kein Problem.«

»Ich kenne diese Typen wie diesen Spicer. Wenn die mal Lunte gerochen haben, lassen sie nicht mehr locker. Der weiß doch genau, dass Hughes seine Brieftasche nicht hier liegen gelassen hat.«

»Ach, Mensch, dieser Liliputaner!«, sagte sie wegwerfend. »Seit wann hast du Schiss vor einem Zwerg?«

»Seit ich ein bisschen Vernunft angenommen hab. Die dir leider fehlt, Schatz. Kleine Kerle gebrauchen ihren Verstand – große Kerle wie dein hirn-

toter Ehemann haben nichts anderes im Sinn, als die nächste Schlampe flachzulegen.«

»Was kann er denn schon tun?«, fragte sie mürrisch.

»Mit George reden«, erwiderte Roy grimmig.  
»Da wett ich drauf.«

»Na und?«

»Dann wird sie wieder anfangen, mich zu löchern.« Er drückte ihr die Faust unters Kinn.  
»Wenn du Ruhe gegeben hättest, Cill, hätte sie schön mit ihren Nachforschungen weitergemacht und gar nichts erreicht, weil ich ihre einzige Quelle war.« Er bewegte seine Fingerknöchel sanft liebkosend über ihre Haut, bevor er sie hart an ihre Wangenknochen drückte. »Jetzt fängt sie garantiert an, nach dir zu suchen, und wenn du mich noch mal reinreitest ...« – er verzog die Lippen zu einem gemeinen Grinsen –, »kriegst du's mit der hier, dass dich nicht mal der Gorilla, den du geheiratet hast, wiedererkennt.«

Auch jetzt schenkte Cill ihm keine Beachtung. Roys Drohungen waren nie mehr als Großmäuligkeit.  
»Nick geht's schlechter. Dauernd fallen ihm Sachen runter, aber er will nicht zum Arzt. Ich glaube, die Lähmung breitet sich aus.«

Roy senkte seine Faust und wandte sich ab. »Na, du weinst ihm bestimmt keine Träne nach. Für dich ist er tot mehr wert als lebendig.«

»Vielleicht mag ich ihn.«

»So ein Blödsinn«, versetzte Roy wegwerfend. »Das Einzige, was du magst, ist sein Geld. Du lebst doch wie die Made im Speck.«

»Jemand musste sich schließlich um ihn kümmern.«

Er lachte verächtlich. »Mir kommen gleich die Tränen. Du hast gedacht, du kriegst 'ne brave kleine Miezekatze – stattdessen hast du dir einen sabbernden Irren eingehandelt, bei dem sämtliche Sicherungen durchgebrannt sind.«

Ihre hellen Augen glitzerten gehässig. »Er betet mich an«, sagte sie. »Immer schon. Mit mir fühlt er sich besser.«

»Nur weil er nicht weiß, wer du bist.«

Das stimmte, aber niemals würde sie das zugeben. Nick hatte einen schweren Hirnschaden erlitten, als ihn vor sieben Jahren in London zwei Polizisten mit dem Kopf voraus an einen Lampenpfosten gerammt hatten, ehe sie darangegangen waren, ihn mit ihren Stiefeln zu bearbeiten. Sie behaupteten später, sie hätten ihn mit einem Drogenhändler verwechselt, von dem bekannt war, dass er eine Schusswaffe trug. Die Tatsache, dass weder eine Schusswaffe noch härtere Drogen als ein paar Beruhigungsmittel bei ihm gefunden wurden, und dass man ihn drei Stunden in einer Zelle festgehalten hatte, bevor er medizinisch versorgt wurde, brachte ihm eine Summe von zweihunderttausend Pfund wegen schwerer Körperverletzung und un-

rechtmäßiger Festnahme ein. Fünf Jahre hatten seine Anwälte gebraucht, um die Sache durchzufechten, aber Cill war sicher gewesen, dass es sich am Ende lohnen würde, Roy abzuschieben, um bei einem Krüppel Florence Nightingale zu spielen.

»Du wirst ihm auch nicht nachweinen, Schatz«, sagte sie und strich mit weicher Hand Roys Rücken hinauf. »Ich hab immer gesagt, dass ich teile, und das tu ich auch.« Sie grub ihre Fingernägel in seinen Nacken. »Außerdem hast *du* doch gesagt, dass ich's tun soll.«

Er bohrte sich die Finger in die Augenhöhlen. »Eines Tages schlag ich doch noch zu, Cill.«

Sie berührte mit den Lippen seine Wange. »Red keinen Quatsch, Süßer. Ich bin doch die einzige Frau, die du je geliebt hast.«

Erst als Andrew auf die A31 fuhr und aufs Gas trat, riss Jonathan sich aus seiner Schweigsamkeit. »Danke.«

»War mir ein Vergnügen. Wir halten an der nächsten Raststätte und essen etwas. Auf dem M27 ist eine.«

»Ich brauch nichts. Mach dir um mich keine Sorgen.«

»Tu ich auch nicht. Aber um mich mach ich mir Sorgen. Ich habe seit dem Frühstück nichts mehr gegessen.« Er warf einen Seitenblick auf Jonathans müdes Gesicht. »Und du wirst auch was essen,

mein Lieber, ob du willst oder nicht. Du kannst nicht ewig hungern – wenn du bei Verstand bleiben willst.«

»Ich hungere gar nicht.«

»Wieso hängen dir dann die Kleider am Leib wie einer Vogelscheuche?« Er setzte den Blinker und fuhr auf die Überholspur. »Du kannst heute Nacht bei mir bleiben, und morgen bring ich dich zu meinem Arzt.«

»Das geht nicht. Ich habe um elf einen Tutorenkurs.«

»Ich ruf die Fakultät an und sage, dass du erst am Montag wieder kommst.«

»Ich kann wirklich ...«

»Hör auf damit«, sagte Andrew scharf. »Ich bin quer durch halb England gefahren, um dich da rauszuholen. Da kannst du dich doch wohl mal nach mir richten. Mindestens wird dir der Arzt ein paar gute Schlaftabletten verschreiben.«

Jonathan schüttelte den Kopf. »Die wirken nicht. Ich hab's versucht – wenn das Hirn nicht abschalten kann, hilft gar nichts.«

»Ist es Emma?«

Jonathan lachte ohne Heiterkeit. »Nein.«

»Was ist dann das Problem?«

Es dauerte einen Moment, ehe Jonathan antwortete. »Das Übliche«, sagte er, plötzlich resigniert, als hätte er eingesehen, dass Andrew für seine Mühe etwas verdiente. »Ich verwünsche den Tag,

an dem ich in dieses fürchterliche Land hineingeboren wurde – ich wollte, ich wäre weiß und reich. Das ist echte Apartheid. Entweder gehört man dazu oder man gehört nicht dazu.«

Er sprach mit so viel Bitterkeit, dass Andrew keinen Zweifel hatte, dass er glaubte, was er sagte. Vielleicht war es ja auch wahr. »Wer sagt, dass du nicht dazugehörst?«

Noch so ein Lachen ohne Erheiterung. »Du meinst, abgesehen von Einwanderungsbeamten, Polizisten, Wirten in Dorset und allen anderen, die einem gern eine versetzen?«

»Richtig, abgesehen von denen«, stimmte Andrew gelassen zu.

»Die Leute sind alle voller Vorurteile – seit dem Angriff auf das World Trade Center ist es nur schlimmer geworden.«

»Der war vor anderthalb Jahren, aber so fertig bist du erst, seit Emma weg ist.«

Zorn blitzte flüchtig in Jonathans Augen auf. »Lass es einfach, okay. Wenn es dir gut tut, dann gib ruhig einer gescheiterten Beziehung die Schuld an meinen Problemen – deine eigenen entschuldigst du ja auch damit.«

»Ich kann mich nicht erinnern, mit dir über meine Probleme gesprochen zu haben, Jon. Meistens wälzen wir doch stundenlang deine.«

»Ja, gut, aber hör auf, Emma die Schuld zu geben. Das, was heute passiert ist, war typisch. Fremde

sehen nicht mich, sie sehen jemanden, der nicht zu ihrem gemütlichen Verein gehört. Erleb das mal Tag für Tag und dann sag mir, ob du nachts gut schlafen kannst.«

»Wir sitzen doch alle im selben Boot. Wenn Fremde mich sehen, dann sehen sie einen kahlköpfigen Gnom, der nicht mal reich oder berühmt ist. Das tut genauso weh – besonders wenn es einem mit Frauen passiert. Ich merke genau, wie ihre Blicke über meinen Kopf schlittern, während sie sich nach einem großen, gut aussehenden Typen mit vollem Haar umschauen.« Er lachte amüsiert. »Dabei würde es mir nicht mal was ausmachen, wenn ich nicht eine Vorliebe für große Frauen hätte. Aber so ist das Leben. Man muss klar erkennen, was los ist, und bereit sein, ein paar Kompromisse zu schließen.«

»Zum Beispiel?«

»Man darf sein Herz nicht auf der Zunge tragen. Die Leute reagieren ziemlich unerfreulich, wenn man zeigt, dass es einem nahe geht. Entweder sie nutzen die Situation aus oder sie verdrücken sich, so schnell sie können.« Er nahm Gas weg, als sie sich einem Kreisverkehr näherten. »Die Polizisten als Faschisten zu beschimpfen, war nicht gerade eine brillante Idee.«

Jonathan starrte mit grimmiger Miene durch die Windschutzscheibe hinaus. »Weißt du, wie oft ich in den letzten sechs Monaten angehalten und



durchsucht worden bin? Viermal einschließlich gestern Abend. Wie oft war es bei dir?«

»In den letzten sechs Monaten? Keinmal. In meinem ganzen Leben? Einmal, als es in einem Pub, in dem ich war, eine Prügelei gab.«

»Na bitte. Als Kind bin ich jede zweite Woche angehalten worden.«

»Nur weil du es erwartet hast. Wenn man negative Erwartungen ausstrahlt, erfüllen die sich meistens sofort. Ich sage gar nicht, dass das fair ist, aber Misstrauen erzeugt Misstrauen.«

»Und was war zuerst da?«, knurrte Jonathan. »Das Misstrauen der Polizei gegen mich oder meines gegen sie? Versuch mal, das mit deiner schlichten Regel zu lösen. Ich hatte mir ein bisschen Teilnahme erhofft und nicht schon wieder einen Vortrag über die Gefahren der Entfremdung. Ich würde es noch akzeptieren, wenn ich wüsste, dass du selbst sie schon erlebt hast, aber das ist nicht der Fall. Eine gescheiterte Ehe zählt ja wohl nicht, schon gar nicht, wenn man von der Ehefrau noch zum Abendessen eingeladen wird und die Töchter einen übers Wochenende besuchen.«

»Gleich wirst du mir erklären, was für ein Glückspilz ich bin«, sagte Andrew milde. »Alle Freuden des Familienlebens ohne die Irritationen des täglichen Zusammenlebens. Die Eltern sind trotz ihres Alters fit und selbständig – dank eines Anteils an einer gutgehenden kleinen Agentur –,

Frau und Kinder sind sicher unter Dach und Fach bei einem Mann, der sie zu schätzen weiß – dank einer großzügigen Scheidungsregelung –, und ich kann mich dem widmen, was mir wirklich Spaß macht: arbeiten, um sie alle zu unterhalten.«

»Wenn man bedenkt, dass du an der Scheidung schuld warst, kannst du wirklich von Glück reden, dass Jenny nicht jeden Kontakt abgebrochen hat.«

»Hm ... nur ist sie auch fremdgegangen. Es ist leichter, eine Beziehung aufrechtzuerhalten, wenn beide Teile ein schlechtes Gewissen haben.«

Jonathan sah ihn an. Das hatte er nicht gewusst.  
»Ich dachte, du wärest allein schuld gewesen.«

»Ja, ich weiß.«

»Du hättest mir die Wahrheit sagen sollen.«

»Warum?«

»Ich habe immer gedacht, wie blöd es von dir war, Jenny wegen einer Frau aufzugeben, die nur ein paar Monate lang aktuell war. Ich kann mich nicht mal mehr erinnern, wie sie hieß. Claire? Carol?«

»Claire«, sagte Andrew, »eine blonde Sexbombe mit blauen Augen, genau wie Jenny. Es heißt, dass Männer immer auf denselben Typ Frauen fliegen; umgekehrt scheint das nicht zu stimmen. Greg – Jennys Liebhaber – ist ungefähr drei Meter groß und schaut aus wie Brad Pitt. Ich verstehe sehr gut, dass sie auf ihn geflogen ist. Und die Mädchen auch. Sie finden ihn alle drei ganz toll.«

Sein Ton veranlasste Jonathan, ihn stirnrunzelnd anzusehen. »Wieso ist Jenny bei der Scheidung so gut weggekommen, wenn sie genauso Schuld hatte wie du?«

Andrew erwiderte seinen Blick. »Ich hab's ihr leicht gemacht.«

»Dann bist du wirklich blöd. Sie hat das Haus, den Kerl und die Kinder«, sagte er mit einer wegwerfenden Handbewegung. »Und du hast ein mickriges Reihenhauses in Peckham. Was war denn das für ein Tausch? Kein Wunder, dass Claire sich aus dem Staub gemacht hat.«

Andrew lachte kurz auf. »Ich nehme das als Kompliment. Offensichtlich habe ich meinen Beruf verfehlt.«

»Was soll das heißen?«

»Ich bin ein besserer Schauspieler als Greg.«

Es blieb einen Moment still.

»Ich verstehe nicht«, sagte Jonathan dann.

»Claire hat nie existiert. Die einzigen blonden Sexbomben, zu denen ich je eine Beziehung hatte, sind Jenny und die Mädchen. Du bist nicht der Einzige, der seinen Stolz hat, Jon. Was hast du denn von mir erwartet? Dass ich mich auf die Knie werfen und betteln würde? Ich war glücklich und zufrieden – eine schöne Frau, schöne Kinder, ein Haus, ein sicheres Einkommen, Freunde und Bekannte –, da höre ich aus heiterem Himmel, dass meine Frau schon seit Monaten ein Verhältnis mit

dem athletisch gebauten Schauspieler von nebenan hat. Das Ironische war, dass ich den Typen wirklich mochte – und ich mag ihn sogar jetzt noch.«

»Du bist total verrückt«, sagte Jonathan ungläubig. »Warum erzählst du so ein Lügenmärchen? Das hat dich ein Vermögen gekostet.«

»Das kommt darauf an, was einem wichtig ist. Solange die Firma nicht in Gefahr ist, bin ich lieber der Schuft als eine peinliche Last auf dem Gewissen meiner Frau. Glaubst du, Jenny würde ständig anrufen oder Greg würde mich zum Essen einladen, wenn die beiden mich für einen einsamen Trauerkloß hielten, der immer noch seiner Exfrau nachweint? Glaubst du, die Mädchen würden bei mir übernachten wollen, wenn ich ihre Mutter schlecht gemacht hätte, weil sie mich betrogen hat?« Er sprach ganz sachlich, ohne um Anteilnahme zu buhlen. »Und es ist mir wichtig, dass meine Eltern ihre Enkelinnen weiterhin jederzeit sehen. Zwar machen sie mir regelmäßig die Hölle heiß dafür, dass ich die Ehe kaputtgemacht habe, aber sie behandeln Jenny weiterhin als ihre Schwiegertochter. Ich finde, dafür war der Preis nicht zu hoch.«

Jonathan konnte es nicht fassen. Was erreichte man damit, dass man sich zum Prügelknaben einer untreuen Ehefrau und nörgelnder Eltern machte? *Man bekam die Prügel für die Vergehen anderer ... ein verdrehtes Konzept ...* »Wieso lässt du Jenny

ungeschoren davonkommen? Sie ist doch damals ganz schön über dich hergezogen. Ich weiß noch, wie sie mir erzählt hat, was für ein Scheißkerl du seist.«

»Ich hoffe, du hast ihr beigespflichtet. Ich hatte immer ein bisschen Angst, sie nimmt mir Claire nicht ab.«

»O ja, ich habe ihr beigepflichtet. Ich sagte, ihr hättet zu jung geheiratet, da hätte die Ehe ja schief gehen müssen.« Er dachte zurück. »Sie war darüber nicht sehr erfreut.«

»Klar, ihr Stolz war verletzt. Sie dachte, sie wäre die einzige Frau in meinem Leben.«

»Und was war mit deinem Stolz?«

»Der war total im Eimer, bis ich Claire aus dem Hut gezaubert habe. Sie hat ihn wiederhergestellt.«

»Ich hätte Rache gewollt.«

Andrew zuckte mit den Schultern. »Ich konnte nicht einsehen, warum ich wegen etwas Krieg führen sollte, was ich überhaupt nicht beeinflussen konnte. Man kann niemanden zur Liebe zwingen ... und auch nicht zur Treue. Man kann nur die Zuneigung am Leben erhalten und das Beste hoffen.«

Er lebte in einem Wolkenkuckucksheim, fand Jonathan. »Erwartest du etwa, dass Jenny zu dir zurückkehrt?«

»Nein.«

»Dann verstehe ich dich nicht. Was hast du denn

von deiner Anständigkeit, wenn kein Mensch davon weiß?«

»Ich brauche nicht als Loser herumzulaufen.«

Jonathan spürte den vertrauten Zorn. »Womit du wohl sagen willst, dass ich es tue?«

»Leider ja. Du bist für Leute wie Roy Trent leichte Beute.«

# G. GARDENER

Mitglied des Stadtrats

*25 Mullin Street, Highdown, Bournemouth,  
Dorset BH15 6VX*

Andrew Spicer

Spicer & Hardy Literaturagenten

25 Blundell Street

London W4 9TP

2. April 2003

Sehr geehrter Mr. Spicer,

ich zögere, Dr. Hughes zu schreiben, da er möglicherweise keinen Wert darauf legt, von mir zu hören. Aber ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie ihm meine Entschuldigung und meine besten Wünsche für eine rasche Genesung übermitteln würden. Ich habe ein langes Gespräch mit Sergeant Lovatt geführt, der zwar nicht ins Detail gehen wollte, mir aber mitteilte, dass Dr. Hughes krank war.

Unser Treffen stand unter einem ungünstigen Stern, und daran trage vor allem ich die Schuld. Ich weiß, was es heißt, krank zu sein,

und hätte erkennen müssen, dass Dr. Hughes' Zurückhaltung auf körperlichem Unwohlsein beruhte. Er war offensichtlich erschöpft, aber ich bedachte weder seine Krankheit noch den Jetlag noch dass das scheußliche Wetter an diesem Tag ihm zusetzen könnte. Meine einzige Entschuldigung sind mein blindes Bestreben, Howard Stamp zu rehabilitieren, und die zahllosen Enttäuschungen, die ich bei diesen Bemühungen erfahren habe. Ich bin mittlerweile so auf Scheitern programmiert, dass ich es bereits vorwegnehme.

*Betr: Unser kurzes Telefonat am 13. Februar abends.* Roy Trent hält an seiner Behauptung fest, dass Dr. Hughes seine Brieftasche im Pub liegen gelassen hat. Aber nachdem ich von Sergeant Lovatt Einzelheiten über Dr. Hughes' Festnahme gehört hatte, erkundigte ich mich am Bahnhof Branksome. Der Schalterangestellte erinnert sich gut an Dr. Hughes, weil verschiedene Reisende Besorgnis über sein Verhalten geäußert hatten. Im Wesentlichen berichtete der Mann mir Folgendes:

Er hielt Dr. Hughes für betrunken, als er bemerkte, dass er schwankte und versuchte,



seinen Blick auf den anderen Bahnsteig zu konzentrieren, um sein Gleichgewicht zu halten. Sein Gesicht war feucht – der Angestellte glaubte, es wäre Regen, bis er erkannte, dass Dr. Hughes stark schwitzte –, und er hielt seine Aktentasche an seinen Oberkörper gedrückt. Es kamen mehrere Züge, aber er stieg in keinen von ihnen. Mindestens zwei Personen vermuteten, er sei ein Selbstmordattentäter, der versuchte, den Mut für die Tat zusammenzuraffen. Der Angestellte erwog bereits, die Polizei zu benachrichtigen, als er bemerkte, dass eine Frau sich Dr. Hughes näherte. Es sah aus, als wären die beiden miteinander verabredet, sie lächelten und sprachen miteinander, und Dr. Hughes übergab der Frau seine Aktentasche, der sie einige Schriftstücke entnahm. Der Angestellte erinnerte sich, die Frau schon vorher in der Schalterhalle gesehen zu haben, und nahm an, Dr. Hughes habe den Ort der Verabredung nicht richtig im Kopf gehabt. Er gab zu, dass er das Ganze nicht weiter ernst genommen hätte, wenn Dr. Hughes kein Araber gewesen wäre – er hätte ihn einfach als Betrunkenen abgetan. Er war erleichtert, als die Frau Dr. Hughes in einen Zug half und ihm so das Problem abnahm. Sie hatte dunkle

Haare und trug einen Schal, der ihre untere Gesichtshälfte verdeckte. Mehr kann er nicht über sie sagen, außer dass sie mit einem schwarzen BMW wegfuhr, der eine Dreiviertelstunde lang im Halteverbot gestanden hatte.

Da mir dies Dr. Hughes' Version der Ereignisse zu bestätigen schien, zog ich einige diskrete Erkundigungen über Roy Trents geschiedene Frau ein. Sie heißt Priscilla Fletcher, vormals Cill Trent. Es ist mir nicht gelungen, ihren Mädchennamen ausfindig zu machen, aber der Beschreibung nach ist sie Mitte vierzig, mittelgroß, schlank und attraktiv. Sie hat dunkles Haar, trägt einen Ponyschnitt, und ihre Augenfarbe ist hell (möglicherweise blau). Ihr derzeitiger Ehemann, Nicholas Fletcher, ist »Geschäftsmann« – wobei unklar ist, was für Geschäfte genau er macht –, und die beiden leben in Sandbanks, einem teuren Teil Pooles. Sie hat ein Kind von Roy – einen Sohn, der jetzt um die dreißig(!) ist –, aber keine Kinder von Fletcher. Wegen des Sohnes unterhalten sie und Roy weiterhin eine freundschaftliche Beziehung. Es gibt zwar keinen Beweis dafür, dass sie die Frau ist, die sich Dr. Hughes genähert hat, aber die Beschreibung passt.

Dennoch bleibt mir rätselhaft, warum Priscilla Fletcher, allem Anschein nach eine wohlhabende Frau, (oder aber eine ihrer Freundinnen) die Brieftasche gestohlen haben soll. Ich erzählte darum Roy Trent die Geschichte des Bahnangestellten und frisierte dabei die Beschreibung der Frau ein wenig, um eine größere Ähnlichkeit mit Priscilla Fletcher vorzutäuschen. Roys Reaktion auf meine Frage, was er in Anbetracht von Dr. Hughes' Gewissheit, dass diese Frau die Diebin sei, von der Geschichte halte, war interessant. Er tat das Ganze als Scherz ab und sagte, wenn Dr. Hughes Recht hätte, müsse die Frau irgendwann am Nachmittag zurückgekommen sein, um die Brieftasche im oberen Zimmer zu deponieren, wo Dr. Hughes und ich zu Mittag gegessen hatten. Zu einer Zeit also, als das Pub geschlossen war. Und das sei nicht der Fall gewesen. Ich pflichtete ihm bei, dass die Geschichte absurd sei, und fügte hinzu, wenn sie stimme, müsse die Frau ja gewusst haben, wo das Mittagessen stattgefunden hatte, müsse also mit dem Betrieb vertraut sein. Wenn also Roy mit der Beschreibung der Frau nichts anfangen könne, sagte ich, hat sich Dr. Hughes eindeutig geirrt. Worauf Roy erklärte, dass

eine Frau dieser Beschreibung ihm nicht bekannt sei.

Ich möchte an dieser Stelle bemerken, dass ich in der Vergangenheit nie Anlass hatte, an Roys Wort zu zweifeln. Uns verbindet eine lockere Freundschaft, nachdem er mir in den vergangenen zwei Jahren gestattet hatte, in seinem Pub meine »Bürgersprechstunde« abzuhalten. Ich kann nicht behaupten, ihn gut zu kennen – er ist auch kein mitteilbarer Mensch –, aber ich habe ihn stets freundlich und hilfsbereit erlebt, vor allem bei meinen Recherchen über Howard Stamp. Natürlich hat mich die Lüge stutzig gemacht, zumal ich keinen Grund für sie erkennen konnte. Er hätte doch einfach sagen können: »Ich kenne mehrere Frauen, auf die diese Beschreibung passt, auch meine Exfrau gehört dazu, aber keine von ihnen war an diesem Tag im Pub.« Ich war ja doch mit ihm einer Meinung, dass Dr. Hughes sich geirrt haben musste.

Mich interessierte das hinreichend, um auf der Grundlage einer Reihe angenommener Möglichkeiten, die mir einer Prüfung wert schienen, weiter zu recherchieren. Nachfolgend meine Liste:

1. Roys Exfrau hat die Briefftasche gestohlen.
2. Sie tat es, weil sie: a) eine Gelegenheitsdiebin ist; b) den Auftrag dazu hatte; c) sich für Dr. Hughes interessierte. Oder aber es war d) eine Kombination aus allen drei Gründen.
3. Wenn es ein Gelegenheitsdiebstahl war, woher wusste sie: a) dass sie die Briefftasche nur Roy zurückzugeben brauchte; b) dass er sie decken würde?
4. Da sie die Briefftasche zurückgebracht hat, muss sie gewusst haben: a) dass Dr. Hughes im Pub gewesen war; b) wie er aussieht.
5. Ihr waren diese Fakten bekannt, weil a) sie selbst im Pub gewesen war; oder b) sie sie von einer dritten Person erfahren hatte.
6. Abgesehen von mir ist Roy Trent der Einzige, der wusste, wann, wo und warum ich mit Dr. Hughes verabredet war.
7. Priscilla Fletcher kann über diese Einzelheiten nur Bescheid gewusst haben, wenn Roy sie ihr mitgeteilt hat.
8. Wenn es ihr bei dem Diebstahl nicht um Geld ging, dann darum, mehr über Dr. Hughes zu erfahren.
9. Sie hat Roy nicht weiter ausgefragt, weil: a) sie glaubte, er würde ihr nichts sagen;

oder b) er wirklich nicht mehr wusste; oder c) er ihr den Auftrag zu dem Diebstahl gegeben hatte.

10. Wenn b) oder c) zutreffen, wollte Roy es vermeiden, durch diesbezügliche Fragen an mich übermäßiges Interesse an Dr. Hughes zu bekunden.
11. Dr. Hughes kam einzig aus Interesse an Howard Stamp nach Bournemouth.

Ich wusste bereits, dass Roy Trent Howard Stamp gekannt hat, wenn auch nur »vom Sehen« (wie Roy sagte), doch unter den Umständen schien es mir nur logisch anzunehmen, dass auch Priscilla Fletcher auf irgendeine Weise mit Howard zu tun gehabt hat. Aus reiner Neugier nahm ich mir noch einmal die Presseberichte zum Zeitpunkt der Ermordung von Grace Jefferies vor. Ich wollte prüfen, ob ich vielleicht irgendetwas übersehen hatte. Ich stieß auf einen Artikel über eine Dreizehnjährige namens Priscilla »Cill« Trevelyan, die eine Woche vor der Auffindung von Grace' Leichnam verschwand. Es ist mir bis jetzt nicht gelungen festzustellen, ob Cill Trevelyan und Priscilla Fletcher dieselbe Person sind. Doch es gibt Ähnlichkeiten zwischen der

Fotografie des verschwundenen Mädchens und einem Foto von Priscilla Fletcher/Trent, das ich aufgestöbert habe. Es wurde vor fünf Jahren bei einem Grillfest im *Crown and Feathers* ausgerechnet von Jim Longhurst gemacht. Ich hoffe, Dr. Hughes wird die Ironie zu würdigen wissen. (Kopien liegen bei.)

Ich möchte mich keinesfalls zu voreiligen Schlussfolgerungen hinreißen lassen, aber offenbar wurde Cill vor ihrem Verschwinden das Opfer einer Vergewaltigung, an der mehrere Täter beteiligt waren, was sich mit der Tatsache decken würde, dass Priscilla Fletcher (Mitte vierzig) einen Sohn in den Dreißigern hat. Ich lege Fotokopien der Zeitungsberichte bei, die Dr. Hughes vielleicht interessieren werden, wenn es ihm wieder so gut geht, dass er lesen kann. Er wird natürlich sofort bemerken, dass Cill Trevelyan schulterlanges dunkles Haar hatte. Auch die Beschreibungen der jugendlichen Vergewaltiger – von denen keiner mit Namen genannt und mangels Beweisen auch keiner unter Anklage gestellt wurde – werden ihm zweifellos auffallen. Interessant ist, dass die Geschichte dieser verschwundenen Dreizehnjährigen es nie in die großen

Zeitungen »schaffte«, vermutlich weil sie von Anfang an als »Ausreißerin« abgestempelt wurde.

Es gibt keinerlei Hinweise, dass diese Geschichte etwas mit Howards Fall zu tun hat – außer einigen nachdenklich machenden Beschreibungen und einer gewissen Übereinstimmung von Ort und Zeit. Diese jedoch, im Zusammenhang mit dem unnötigen Diebstahl einer Brieftasche dreißig Jahre später, wirft Fragen auf. Im Moment habe ich keine Ahnung, was für eine Verbindung da bestehen könnte, aber es wäre vorstellbar, dass Priscilla Fletcher glaubt, sie hätte etwas zu verlieren, wenn Howard Stamps Fall neu aufgerollt wird. Ich bin gern bereit, alle neuen Informationen, die bei mir ankommen, weiterzugeben, wenn sie Dr. Hughes interessieren. Ich verstehe aber natürlich auch, wenn er lieber nichts mehr mit der Geschichte zu tun haben möchte.

Zum Schluss möchte ich noch darauf hinweisen, dass Roy Trent von diesem Schreiben nichts weiß und dass ich, fürs Erste jedenfalls, vorhabe, mir seine Freundschaft zu erhalten. Ich wäre dankbar, wenn Sie und Dr. Hughes



nichts unternähmen, um diesen Stand der  
Dinge zu gefährden. Mit Dank im Voraus und

freundlichen Grüßen

George Gardener

Anlagen

## **SORGE UM VERSCHWUNDENES MÄDCHEN**

Die Polizei von Bournemouth bittet um Hilfe bei der Suche nach Priscilla Trevelyan, 13, die heute in den frühen Morgenstunden aus dem Haus ihrer Eltern in Highdown verschwunden ist. Sie ist 1,63 m groß, wiegt etwa 50 kg und hat schulterlanges dunkles Haar. Sie trägt wahrscheinlich Blue Jeans und ein langärmeliges weißes T-Shirt. Es wird vermutet, dass das Mädchen, das allgemein Cill genannt wird, nach einem Streit mit seinem Vater durchgebrannt ist.

Mrs. Jean Trevelyan, 35, macht die Schule ihrer Tochter für Cills Verschwinden verantwortlich. »Ihr Vater

war sauer, weil sie wegen einer Prügelei in der Schule eine Woche Schulausschluss bekam. Aber zu einer Prügelei gehören immer zwei, und das andere Mädchen bekam überhaupt keine Strafe. Cill ist ein intelligentes Kind, sie wusste, dass das nicht gerecht war.« Weinend appellierte sie an ihre Tochter, nach Hause zurückzukehren. »Wir lieben sie doch, und wir wollen sie zurückhaben. Niemand wird ihr böse sein.«

Die Polizei ermittelt in verschiedene Richtungen. »Sie ist reif für ihr Alter«, sagte ein Sprecher, »und sie war vor drei Wochen mit einigen älteren Jungen zusammen. Es ist möglich, dass sie sich mit einem von ihnen zusammengetan hat. Zwei wurden als dunkelhaarig und mittelgroß

beschrieben, der dritte als groß und dünn mit rot-blondem Haar. Wir bitten diese Jungen, sich zu melden. Sie haben nichts zu befürchten, wenn sie wissen, wo Cill sich aufhält. Hauptsache, das Mädchen kehrt heil nach Hause zurück.«

Die Polizei hat eine Entführung nicht ausgeschlos-

sen. »Ausreißerinnen in diesem Alter sind sehr gefährdet. Es kann geschehen, dass sie Hilfsangebote annehmen und damit in Abhängigkeit geraten.« Die Metropolitan Police London ist verständigt worden. »London zieht unglückliche Kinder wie ein Magnet an«, sagte der Sprecher.

## **FAHNDUNG NACH 13-JÄHRIGEM MÄDCHEN GEHT WEITER**

Die Polizei hat heute drei junge Männer, die sie in Verbindung mit Priscilla Trevelyan Verschwinden befragt hatte, wieder auf freien Fuß gesetzt. Sie wurden auf Grund der Beschreibungen festgehalten, die eine Schulfreundin von Priscilla der Polizei geliefert hatte, aber alle drei bestritten, Priscilla gekannt oder etwas mit ihrem Verschwinden zu tun zu haben. Ein Polizeisprecher erklärte, es gebe keinerlei Hinweise auf eine Verbindung der drei mit dem verschwundenen Mädchen.

Priscillas Vater, David Trevelyan, 37, wurde eben-

falls befragt, nachdem Nachbarn von ständigen Streitereien zwischen Vater und Tochter berichtet hatten. »Sie sind nicht miteinander ausgekommen«, sagte eine Nachbarin. »Er hat sich Sorgen gemacht, weil sie dauernd die Schule schwänzte.« Die Polizei dementierte jeden Verdacht gegen Trevelyan. »Es ist üblich, in solchen Fällen die Eltern zu befragen«, sagte ein Sprecher, »aber wir sind überzeugt, dass Mr. und Mrs. Trevelyan mit dem Verschwinden ihrer Tochter nichts zu tun haben.«

Er räumte ein, dass die Polizei im Moment vor einem Rätsel steht. »Es gab mehrere Hinweise, dass ein Mädchen von Cills Beschreibung gesehen worden sei, aber sie führten zu nichts, und wir sind keinen

Schritt weiter. Es ist beinahe, als hätte das Mädchen sich in Luft aufgelöst.« Die Polizei hat sich mit der	Veröffentlichung von Fotos von dem Mädchen neuerlich an die Öffentlichkeit gewandt.
---	---

## **DER SCHMERZ DER MUTTER UM DIE VERSCHWUN- DENE TOCHTER**

Es ist erst zwei Monate her, dass die 13-jährige Priscilla Trevelyan nach einem Streit mit ihrem Vater von zu Hause ausgerissen ist, doch der Fall ist bereits ad acta gelegt und das zuständige Ermittlerteam aufgelöst. Einfach gesagt, ein Kind, das von zu Hause ausgerissen ist, ist der Polizei nicht die gleiche Beachtung wert wie ein Kind, das entführt worden ist, und so ist Priscilla bereits Statistik geworden, hat sich einge-reiht in die erschreckende Zahl von 75 000 Kindern unter 16, die in unserem Land jedes Jahr von zu

Hause oder aus staatlichen Einrichtungen ausreißen.

Während die meisten dieser Kinder nach einer Nacht auf der Straße zurückkehren, bleiben um die 1000 auch nach Monaten verschwunden. Sie sind der Gefahr körperlicher und sexueller Übergriffe ausgesetzt, und viele von ihnen rutschen in dem Bemühen, sich irgendwie am Leben zu erhalten, ins Verbrechen und die Prostitution ab. »Solche Fälle sind immer schwierig«, sagte Constable Gary Prentice, der den Fall Priscilla Trevelyan weiterhin betreut. »Wenn ein Ausreißer nicht gefunden werden will, kann die Polizei kaum etwas machen. Wir haben ihr Foto an die Polizeidienststellen anderer Bezirke und Landkreise weitergegeben und hoffen, dass jemand sie wie-

dererkennt. Viele Kinder kehren zu Weihnachten nach Hause zurück, wenn die Erinnerungen an die Familie besonders nahe gehen. Ich hoffe, das geschieht auch in Cills Fall.«

Priscillas Mutter Jean Trevelyan ist am Ende ihrer Kraft. Sie räumt ein, dass es häusliche Schwierigkeiten gab, aber sie behauptet steif und fest, es sei nicht die Art ihrer Tochter, nicht zu Hause anzurufen. »Die Polizei sagt, dass es keine Hinweise auf eine Entführung gibt, aber kleine Mädchen lösen sich doch nicht einfach in Luft auf. Ich wollte, ich hätte den Streit mit ihrem Vater nie erwähnt. Er fand den Schulverweis nur richtig und wollte ihr das klar machen, aber die Polizei nahm es als Vorwand, die Suche nach ihr einzustellen.«

Constable Prentice bestreitet das. »Wir sind jedem Hinweis nachgegangen. So traurig es ist, Cill war ein schwieriges Kind,

das zu Hause und in der Schule Probleme hatte. Sie hatte schon eine ganze Weile regelmäßig die Schule geschwänzt, bevor sie sich entschloss, von zu Hause durchzubrennen. Es herrscht stets große Betroffenheit, wenn eine 13-Jährige verschwindet, aber wir sind zuversichtlich, dass Cill intelligent genug ist, um sich irgendwie durchzuschlagen. Ihre Freunde sagten, sie sei ›ganz fix‹, ein Ausdruck, den sie irgendwo gelesen hatte und gern verwendete, um sich selbst zu charakterisieren.«

Jean Trevelyan hat es anders in Erinnerung. »Cill hatte es immer schwer. Man erwartete Vernunft von ihr, weil sie älter wirkte, als sie tatsächlich war, aber im Herzen war sie wie jede andere 13-Jährige. Eine ihrer Freundinnen hat bei der Polizei ausgesagt, dass sie das Opfer einer so genannten Rudelvergewaltigung wurde, bevor sie ausriss, aber die Polizei interessierte sich dafür

weit weniger als für den Streit, den sie mit ihrem Vater hatte.«

Constable Prentice bestätigte die Aussage über die angebliche Vergewaltigung, sagte jedoch, es gäbe keinerlei Indizien, die sie untermauern würden. »Wenn das wirklich passiert ist, dann ist es tragisch, dass Cill sich zu sehr schämte, um mit jemandem darüber zu sprechen.« Er gab zu, dass die Stigmatisierung, die mit einer Vergewaltigung verbunden ist, die Opfer häufig davon abhält, Anzeige zu erstatten. »Die Polizei bemüht sich, Frauen und Mädchen zu ermutigen, sich zu melden«, sagte er, »aber da liegt noch ein langer Weg vor uns.«

Das ist kein Trost für Jean Trevelyan, die an ihrem Fenster sitzt und darum betet, dass Priscilla wieder nach Hause kommt. »Wir haben mehr verloren als unsere Tochter«, sagt sie weinend, »wir haben unseren guten Namen

verloren. Die Leute sagen von uns, wir wären lieblos gewesen, aber sie war unser einziges Kind, und wir wollten nur ihr Bestes. Die Polizei gibt sich teilnahmsvoll, aber nicht ein Mal wurden wir als liebevolle Eltern dargestellt.«

Die Fotografien von Priscilla, die an den Wänden hängen, zeugen von Jeans Liebe zu ihrer Tochter, aber sie gibt zu, dass die Fotos erst nach Priscillas Verschwinden aufgehängt wurden. Wie so viele Mütter fand sie es schwierig, einer aufmüpfigen Pubertierenden gegenüber die nötige Strenge walten zu lassen, ohne ihr die mütterliche Liebe zu entziehen. »Wir waren streng, weil wir uns Sorgen um sie gemacht haben, aber erst seit sie weg ist, wissen wir, was wirklich Sorgen sind. Mein Mann David ist völlig niedergeschmettert. Es ist schrecklich, auf diese Weise lernen zu müssen, dass man seinem Kind gerade dann Zuneigung zei-



gen muss, wenn man am ärgerlichsten ist. Wir haben sie bestraft, weil wir sie lieben, aber sie muss geglaubt haben, dass wir es aus Hass getan haben, sonst wäre sie nicht wegelaufen.«

Den größten Schmerz bereitet ihr, dass Priscilla es nicht über sich brachte, sich jemandem anzuvertrauen und über die Vergewaltigung zu sprechen. »Ihre Freundin hat erzählt, dass sie glaubte, die Leute würden sagen, sie sei selbst schuld, weil sie einen Minirock getragen hat. Aber wir leben doch in einer furchtbaren Gesellschaft, wenn eine 13-Jährige glaubt, man wird sie für etwas verantwortlich machen, was ihr von anderen angetan wird. Die Polizei zweifelt daran, dass

es eine Vergewaltigung gegeben hat, aber ich weiß, dass sie passiert ist, weil Cill ihren Rock weggeworfen hat. Sie hatte eigens auf ihn gespart, es war ihr Lieblingsrock. Sie hätte ihn nicht ohne Grund fortgeworfen.«

Was bleibt, ist ein Gefühl ungeheurer Tragik. Eine schmerzgebeugte Mutter, die aus Angst, ihre Tochter könnte bei ihrer Heimkehr ein leeres Haus vorfinden, keinen Schritt außer Haus zu gehen wagt. Ein Vater, den Schuld niederdrückt, weil er eine von der Schule verhängte Strafe unterstützt hat. Ein Haus, in dem es kein Lachen mehr gibt. Ein Kind, das verschwunden ist, weil es niemanden um Hilfe bitten konnte.

*Bronwen Sherrard*

# **S P I C E R   &   H A R D Y**

LITERATURAGENTEN 25 BLUNDELL STREET  
LONDON W4 9TP

Miss George Gardener  
Stadträtin  
25 Mullin Street  
Highdown  
Bournemouth  
Dorset BH15 6VX

Montag, 7. April 2003

Sehr verehrte George Gardener,

besten Dank für Ihr Schreiben vom 2. April und Ihre Genesungswünsche für Jonathan. Bereits vor dem Zusammentreffen mit Ihnen hatte er seit geraumer Zeit an heftigen Magenkrämpfen und Anfällen von Übelkeit gelitten, die er törichterweise auf Stress und Überarbeitung zurückführte, während das Problem in Wirklichkeit ein blutendes Magengeschwür war. Seine Reise in die Vereinigten Staaten verschlimmerte die Geschichte noch, und an dem Tag, an dem er mit Ihnen zusammentraf, stellten sich Komplikationen ein. Zum Glück konnte das Problem noch rechtzeitig be-

handelt werden, und er befindet sich jetzt auf dem Wege der Besserung. Ich berichte Ihnen das alles, weil er selbst Ihnen gegenüber kein Wort darüber verlieren wird. Er ist der Meinung, dass es für sein Verhalten keine Entschuldigung gibt. Aber da ich von Sergeant Lovatt gehört habe, dass Sie selbst in ärztlicher Behandlung sind, würde ich eher von einem unglücklichen Aufeinandertreffen von Krankheiten sprechen, das man am besten vergessen sollte. Ich möchte nicht versäumen, nun *Ihnen* baldige Genesung zu wünschen.

Ich lege einen Brief von Jonathan betreffend Priscilla Fletcher/Cill Trevelyan bei. Ich möchte bei dieser Gelegenheit zwei Dinge betonen: 1. seine Bereitschaft, sich an Ihrem Projekt zu beteiligen; und 2. die Sachkenntnis, die er beisteuern kann. Jon hat viele starke Seiten, aber ein Talent zur Eigenwerbung gehört nicht dazu. Wenn er sich darin versucht, wirkt er gönnerhaft. Versucht er es nicht, wirkt er selbstgefällig. Beides ist aufreizend, aber leichter zu ertragen, wenn man es als eine Art Behinderung sieht.

Mit freundlichen Grüßen

Andrew Spicer

Anlage

**DR. JONATHAN HUGHES**

Wohnung 2b, Columbia Road

West Kensington

London W14 2DD

E-Mail: *jon.hughes@london.ac.uk*

Samstag, 5. April

Liebe George,

ich darf gar nicht daran denken, wie schlecht ich mich bei unserem Treffen benommen habe, glauben Sie also bitte nicht, Sie müssten sich für irgendetwas entschuldigen. Meine Reise nach Bournemouth war für mich eine heilsame Lektion in eigener Dummheit. Aber man sagt ja, dass in allem Schlechten auch etwas Gutes steckt, und bei mir trifft das eindeutig zu. Ich werde Sie nicht mit der Geschichte der Wandlung des Saulus zum Paulus langweilen – Sie hassen dieses Klischee wahrscheinlich so sehr wie ich –, lassen Sie mich nur sagen, dass ich Andrews Rat beherzigt habe und mich bemühe, mit mir ins Reine zu kommen.

Ihr Schreiben und die beigelegten Anlagen waren hochinteressant für mich. Mag sein, dass

Sie mittlerweile Ihre Annahmen überprüft und für richtig oder falsch befunden haben, ich möchte Sie trotzdem auf Folgendes aufmerksam machen:

- Ich habe mir das Foto von Priscilla Fletcher genau angesehen und bin zu dem Schluss gekommen, dass sie die Frau sein könnte, die mich am Bahnhof Branksome angesprochen hat.
- Es besteht zwar eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den Fotografien von Priscilla Fletcher und Cill Trevelyan, aber nur auf den ersten Blick. Vielleicht kommt es daher, dass der Babyspeck weg ist, oder dass es sich um eine Schwarzweißaufnahme handelt, aber ich habe den Eindruck, dass der Schnitt der beiden Gesichter sehr unterschiedlich ist. Cill hat eine kräftigere Kinnpartie und stärker ausgeprägte Wangenknochen als Priscilla, deren Züge recht zart wirken. Cills Augen sehen dunkler aus, aber auch das kann am Schwarz-Weiß der Aufnahme liegen.
- Priscilla mit ihrer sehr hellen Haut und dem dunklen Haar hat etwas von einem »Schneewittchen«. Auch wenn diese Kombination nicht ungewöhnlich ist, so verbindet man

doch helle Haut im Allgemeinen eher mit rotem oder blondem Haar – außer bei den Iren und Walisern. Auf mich wirkte das Aussehen der Frau am Bahnhof Branksome künstlich. Das Foto vermittelt den gleichen Eindruck. (Stark geschminkte Augen, gezupfte Augenbrauen, gefärbtes (?) Haar.)

- Wenn die Fotografien tatsächlich dieselbe Person zeigen, gibt es einige interessante Diskrepanzen.
- Zeigen sie zwei verschiedene Personen, so bestehen frappierende Ähnlichkeiten, zumal beide Priscilla heißen, und Cill Trevelyan heute Mitte vierzig wäre.

Ich nehme an, Sie haben die Zeitungsarchive bereits nach Hinweisen auf Cill Trevelyan Rückkehr durchforstet. Sie haben vielleicht sogar ihre Eltern ausfindig gemacht – wenn diese in der Gegend von Bournemouth geblieben sind. Wenn Sie aber, wie ich vermute, keine Anhaltspunkte dafür gefunden haben, dass sie jemals zurückgekehrt ist – (ich stelle mir vor, Sie haben diese Recherchen angestellt, bevor Sie Andrew geschrieben haben) –, lautet die nahe liegende Frage doch: Wenn Priscilla *nicht* Cill ist, warum nimmt sie dann den Namen

und die äußere Erscheinung einer Frau an, die vor mehr als dreißig Jahren spurlos verschwunden ist?

Hier noch einige Punkte, die mir bei der Lektüre der Zeitungsausschnitte aufgefallen sind:

- Man vergleiche: »Drei junge Männer ... aufgrund der Beschreibungen festgehalten, die eine Schulfreundin von Priscilla lieferte ...« mit Jean Trevelyans Behauptung: »Eine ihrer Freundinnen sagte aus, dass sie von mehreren jungen Burschen vergewaltigt wurde ...« Aus diesen beiden Aussagen kann man verschiedene Schlüsse ziehen: Die Freundin war bei dem Zwischenfall entweder zugegen oder erfuhr danach davon; die Freundin verriet erst nach Cills Verschwinden, was geschehen war.
- Man vergleiche: »Es wird vermutet, dass das Mädchen ... nach einem Streit mit dem Vater durchgebrannt ist ...«; »... nachdem Nachbarn von ständigen Streitereien zwischen Vater und Tochter berichtet hatten ...«; »Er (der Vater) hat sich Sorgen gemacht, weil sie dauernd die Schule schwänzte ...«; »Cill hatte es immer schwer ...«; »Den größten

Schmerz bereitet ihr (Jean Trevelyan), dass Priscilla es nicht über sich brachte, sich jemandem anzuvertrauen und über die Vergewaltigung zu sprechen ...; ... (Cill) glaubte, die Leute würden sagen, sie sei selbst schuld ...« In allen diesen Aussagen steckt die starke Vermutung, dass Cill von ihrem Vater, David Trevelyan, kein Mitgefühl zu erwarten gehabt hätte, wenn sie von der Vergewaltigung erzählt hätte.

- »... zu einer Prügelei gehören immer zwei, und das andere Mädchen bekam überhaupt keine Strafe.« Auch hier lassen sich wieder verschiedene Schlüsse ziehen. Streit zwischen Kindern entsteht am häufigsten, wenn eines dem anderen droht: »Das sag ich.« Wenn »die Freundin« auch »das andere Mädchen« war, dann war die Vergewaltigung das gemeinsame Geheimnis, und eine Drohung, es zu verraten, kann der Grund für den Streit gewesen sein. Wenn »das andere Mädchen« nicht »die Freundin« war, dann ist Cill entweder wegen irgendeiner beliebigen Sache in Zorn geraten *oder* das Geheimnis war heraus. Die Tatsache, dass Cill bestraft wurde und das andere Mädchen nicht, lässt vermuten, dass Cill den Streit angefangen hat



und/oder die Gewalttätigere war und/oder sich weigerte, den Grund für den Streit zu nennen.

- Nach all diesen Hinweisen muss man wohl Constable Prentices Analyse zustimmen, dass Cill ein »schwieriges Kind« war, »das zu Hause und in der Schule Probleme hatte«. (Es gab in ihrem Leben ein ungewöhnlich hohes Maß an Aggression – dass sie in der Schule zugeschlagen hat, lässt vermuten, dass sie Schläge von zu Hause kannte.) So wahrscheinlich es ist, dass ein solches Kind von zu Hause ausreißt – einschlägige Studien lassen darauf schließen, dass die meisten Ausreißer körperlichem oder sexuellem Missbrauch ausgesetzt waren –, so unwahrscheinlich ist es, dass Cill ihren Namen beibehalten hätte. Ja, wenn sie nach zwei Monaten nicht gefunden worden und noch am Leben war, *muss* sie einen anderen Namen angenommen haben. Und ich glaube, dass sie diesen anderen Namen beibehalten hätte – *selbst wenn sie nach Hause zurückgekehrt wäre* –, um damit ihrem Vater zu demonstrieren, dass die Regeln sich geändert hatten, und eine neue Person nun den Ton angab.

Ich weiß so wenig wie Sie, welche Vermutungen zutreffen. Ich denke aber, es wäre einen Versuch wert, Cill Trevelyans Schulfreundin ausfindig zu machen. Sie war wahrscheinlich im selben Alter wie Cill, und bei einer 13-Jährigen hätten die Vergewaltigung (noch dazu, wenn sie vielleicht Zeugin wurde und nichts tat, um zu helfen) in Verbindung mit den nachfolgenden Schuldgefühlen darüber, nichts getan zu haben, mit der bössartigen Drohung zu »petzen« und mit Cills Verschwinden ein schweres Trauma verursacht.

Ich bin kein Psychologe und verlasse mich deshalb darauf, dass Sie mit Ihrer Sachkenntnis prüfen, ob die nachfolgenden Überlegungen realistisch sind. *Die Schulfreundin scheint mir als Priscilla Fletcher wahrscheinlicher als Cill Trevelyan.* (Übertragungsreaktion? Linderung der Schuldgefühle durch »Wiedererwecken« des Menschen, dem Unrecht zugefügt wurde? Neid/Heldenverehrung – Cill hat sich entzogen, und sie nicht?) Ist davon etwas vorstellbar? Kann ein Trauma in der Kindheit das Verhalten bis ins mittlere Erwachsenenalter bestimmen?

Es fällt mir schwer, eine Verbindung zwischen Cills Verschwinden und Howards Geschichte herzustellen, obwohl ich natürlich den mageren, rotblonden »Vergewaltiger« zur Kenntnis genommen habe. (Auch die beiden mittelgroßen, dunkelhaarigen Jungen, von denen einer Roy gewesen sein könnte. Gehen Ihre Überlegungen in diese Richtung?) Mit Bezug auf die Jungen kann ich nur sagen, dass es einer beträchtlichen Unverfrorenheit bedurft hätte, nur Stunden nach einer polizeilichen Vernehmung in Zusammenhang mit einer Vergewaltigung bei einer wehrlosen alten Frau einzubrechen und sie zu Tode zu quälen. Auch hier vertraue ich auf eine Analyse jugendlichen Verhaltens von Ihnen.

Letztlich habe ich – es sei denn, Sie belehren mich mit Beweisen für Cills Wiederauftauchen eines Besseren – nach der Lektüre der Presseberichte den starken Verdacht, dass Cill in Wirklichkeit niemals ausgerissen ist, sondern von ihrem Vater getötet wurde. Einem der Artikel zufolge wurde David Trevelyan nach seiner Vernehmung durch die Polizei entlastet, aber ich würde schon handfeste Beweise brauchen, um an seine Unschuld zu glauben. Die

Statistik lügt nicht. Kinder, die sich ... in »Luft auflösen«, sind meistens tot, und Kinder, die »verschwinden«, sind meistens Opfer elterlicher Gewalt. David Trevelyan war ein gewalttätiger Mensch, und ich fürchte, Cill machte den Fehler, die »Prügelei« in der Schule damit rechtfertigen zu wollen, dass sie ihm von der Vergewaltigung berichtete.

Ich freue mich darauf, von Ihnen zu hören.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr

Jonathan Hughes

**Von:** George Gardener [*geo.gar@mullinst.co.uk*]

**Abgesandt:** Di, 08.04.03, 19:20

**An:** *jon.hughes@london.ac.uk*

**Betreff:** Cill Trevelyan

---

Lieber Jonathan, Sie haben Recht. Ich habe nirgends einen Hinweis darauf gefunden, dass Cill Trevelyan irgendwann wieder aufgetaucht ist. David & Jean Trevelyan sind in den Achtzigerjahren aus Highdown weggezogen, aber ihre neue Adresse habe ich bis jetzt nicht. Mein neuer Freund (!), Sergeant Lovatt, will sie für mich herausfinden. Er versucht außerdem, die Akte über Howard Stamp aufzustöbern. Offenbar wurde vor gut zwanzig Jahren alles in einem Zentralarchiv gesammelt. Da aber die Akten abgeschlossener Fälle im Allgemeinen vernichtet werden, hat er nicht allzu viel Hoffnung, dass ihm dies gelingt. Ich drücke trotzdem die Daumen.

Betr.: Die Schulfreundin und Übertragung. Übertragung ist im Allgemeinen ein innerer Vorgang – meist spielt er sich im Rahmen einer Psychotherapie ab –, durch den Persönlichkeitsmerkmale von Eltern/Partnern/Freunden auf eine andere Person übertragen werden. Es handelt sich um eine kindliche Reaktion, bei der neurotische Verhaltensmuster, häufig solche, die sich in der frühen Kindheit gebildet haben, spätere Beziehungen färben – um ein sehr simples Beispiel zu geben: Ein Kind, das in Angst vor einem strengen Vater aufwächst, wird später vor allen Autoritätspersonen Angst haben.

Natürlich ist die Sache weit komplexer, aber ganz allgemein hat Übertragung mit einem echten oder subjektiv wahrgenommenen Machtungleichgewicht in einer Beziehung zu tun, das in andere Beziehungen hineingetragen wird. Das Alter spielt dabei keine Rolle. (NB: Es muss übrigens nicht unbedingt eine negative Reaktion sein. Wer als Kind voll Bewunderung für seinen Vater aufwächst, wird voraussichtlich als Erwachsener zu Autoritätspersonen aufschauen.)

Wenn Sie Recht haben und Priscilla Fletcher tatsächlich die Schulfreundin ist, dann ist mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass das Trauma, das sie als 13-Jährige erlitten hat, bis in ihr Erwachsenenleben hineinwirkt. Am ehesten würde das meiner Meinung nach jedoch für Cill zutreffen, denn sie hat ja den Missbrauch am eigenen Leib erfahren. In mancher Hinsicht, würde ich sagen, kommt Idolisierung oder Heldenverehrung dem, wonach Sie suchen, näher.

Bei Howard zum Beispiel haben wir es mit einem typischen Fall von Heldenverehrung zu tun. Sie haben selbst darauf hingewiesen, als Sie schrieben, dass er sein Idol, Ginger Baker, nachahmte. Er wollte wie Baker aussehen, wünschte sich den Mut, genauso zu rebellieren, wollte wie Baker bewundert werden. Er wollte das eigene ungeliebte Selbst durch eines ersetzen, das für ihn akzeptabler war. Ich muss erst noch weitere Recherchen anstellen, aber es ist nicht undenkbar, dass Cill einem traumatisierten Kind zum »Totem« wurde, besonders dann, wenn ihr

Verschwinden den Verlust der besten Freundin bedeutete. Ich frage mich allerdings, wie lange diese Gefühle angehalten hätten.

Auf jeden Fall werde ich Ihren Rat befolgen und versuchen, die Freundin ausfindig zu machen. Zumindest wird sie uns etwas über die Zustände in Highdown im Jahr 1970 sagen können. Fred Lovatt meinte, Cills Geschichte sei unter anderem deshalb so bald aus den Schlagzeilen verschwunden, weil schon wenige Tage später der Mord an Grace Jefferies und Howard Stamps Festnahme alle Aufmerksamkeit auf sich zogen. Trotzdem lassen mich die Parallelen, was Ort und Zeit angehen, aufhören. Es scheint so unwahrscheinlich, dass zwei Ereignisse, die nichts miteinander zu tun haben, sich innerhalb einer so kurzen Zeitspanne am selben Ort zugetragen haben sollen, aber ich verstehe natürlich Ihren Hinweis auf die Jungen und die Unverfrorenheit, kurz nach dem Verhör einen Mord zu begehen. So etwas soll es allerdings geben. Jack the Ripper tötete zwei Frauen innerhalb einer halben Stunde, obwohl er bei der Ausführung des ersten Mords gestört worden war und die Jagd auf ihn bereits begonnen hatte. Das Adrenalin hat eine seltsame Wirkung auf Körper und Geist.

Mit den besten Wünschen

George

*9 Galway Road, Boscombe, Bournemouth*  
*Freitag, 11. April 2003, 18 Uhr 30*

George hielt den Wagen vor einer schmucken Doppelhaushälfte an und ließ den Motor laufen, während sie sich den Schluss eines Korrespondentenberichts aus Bagdad anhörte. Das vorherrschende Thema der Nachrichten war immer noch der Fall der irakischen Hauptstadt, wenn auch die Verwunderung von Berichterstatern und Politikern über den fehlenden Widerstand gegen die US-Truppen jetzt hinter Berichten über wilde Plünderungen zurücktrat. Die ausführliche Berichterstattung über den Krieg, die in den vergangenen drei Wochen alle anderen Nachrichten in den Hintergrund gedrängt hatte, hatte George, als überzeugte Friedensaktivistin, deprimiert. Staatlich sanktioniertes Töten war zum Paradestück moderner Technologie geworden – intelligente Bomben, lasergelenkte Geschosse, mit Videophonen ausgestattete Journalisten –, dabei war die Realität Chaos und Tod.



Seufzend schaltete sie den Motor aus. Die Sprache wurde manipuliert, um die empfindsamen Gewissen in der westlichen Welt zu schonen. Die Tötung irakischer Zivilisten hieß »Kollateralschaden«; fielen britische Soldaten unter dem Feuer der eigenen Leute, so sprach man von »friendly fire«.

Fragen nach den Massenvernichtungswaffen, die man nie gefunden hatte – die aber der Vorwand, der *einzige* Vorwand für den Krieg gewesen waren –, wurden mit einem »Wir wissen, dass sie existieren« beiseite gefegt. Woher diese Gewissheit? Aus derselben Quelle, aus der die Polizei die Gewissheit gewonnen hatte, dass Howard Stamp ein Mörder war?

Gerechtigkeit erforderte Aufrichtigkeit, aber einen Krieg durch Schönfärberei und vagen Verdacht zu rechtfertigen, hatte mit Aufrichtigkeit nichts zu tun. Am tiefsten verhasst war ihr die Behauptung, Ziel der Invasion sei es, dem irakischen Volk demokratische Verhältnisse zu ermöglichen. Ihr habt keine Stimme, lautete die Botschaft. Tut, was wir sagen, wir wissen, was euch gut tut. Dahinter steckte die gleiche arrogante Selbstgerechtigkeit, die jedes Fehlurteil in jeder Demokratie auf der Welt verursacht hatte.

Ich klage dich an, weil ich dich nicht mag ... Ich klage dich an, denn ich kann ...

*J'accuse ...*

Den Namen von Priscilla Trevelyans Schulfreundin ausfindig zu machen, war einfacher gewesen, als George befürchtet hatte. Eine Anfrage bei der *Bournemouth Evening News*, ob Bronwen Sherrard, die Verfasserin des Artikels *Der Schmerz der Mutter um die verschwundene Tochter*, noch bei der Zeitung tätig sei, war mit Nein beantwortet worden. Aber der Name war ungewöhnlich genug, dass sich ein Blick ins örtliche Telefonbuch womöglich lohnte. Als sie eine Eintragung fand und die dazugehörige Nummer wählte, wollte sie allerdings immer noch nicht daran glauben, dass sie hier tatsächlich auf die gesuchte Journalistin stoßen, und diese sich auch noch an Einzelheiten eines Artikels erinnern würde, den sie 1970 geschrieben hatte.

Aber die Frau, die sich am anderen Ende der Leitung meldete, war tatsächlich die Gesuchte. Bronwen Sherrard, die mittlerweile im Ruhestand war, konnte auf Georges Fragen aus dem Kopf keine Auskunft geben, doch sie hatte alle ihre Arbeiten wohlgeordnet aufbewahrt. George begründete ihr Interesse mit einer Recherche über Highdown, wie es in den Sechzigern und Siebzigern gewesen war, und als Bronwen am folgenden Tag zurückrief, hatte sie nicht nur den Namen Louise Burton zu bieten, sondern wusste außerdem zu berichten, dass die Familie damals nach Boscombe in die Galway Road verzogen war. »Ich habe nie mit dem

Mädchen oder ihren Eltern gesprochen«, schloss sie. »Als ich die Familie zu Hause aufsuchte, hat die Mutter sofort die Polizei angerufen.«

»Warum?«

»Ich vermute, die Leute hatten genug von aufdringlichen Journalisten«, meinte Bronwen Sherrard mit einem Lachen. »Hoffen wir, dass es Ihnen besser ergeht als mir.«

»Wissen Sie, wo die Familie wohnte, als sie noch in Highdown lebte?«

Papier raschelte. »In der Mullin Street Nummer achtzehn«, sagte Bronwen Sherrard hilfsbereit und ohne eine Ahnung von dem Gesicht, das George Gardener bei dieser Auskunft zog.

Ein Blick in die Wählerliste hatte gezeigt, dass in der Galway Road 9 immer noch ein Mr. William und eine Mrs. Rachel Burton lebten, und George läutete in der sicheren Erwartung, gleich die Eltern Louise Burtons vor sich zu sehen. Doch der Mann, der ihr öffnete, war höchstens Mitte vierzig. »Mr. Burton?«

»Ja.« Er war groß gewachsen und breitschulterig mit kräftigen tätowierten Armen unter den aufgerollten Hemdsärmeln. Das Dröhnen eines Fernsehgeräts, das irgendwo hinter ihm den Gang hinunter mit voller Lautstärke lief, wurde noch übertönt von streitenden Mädchenstimmen. Er wischte sich die Hände an einem Handtuch ab und

lächelte fragend. »Entschuldigen Sie den Krach. Was kann ich für Sie tun?«

George schnitt eine ihrer Grimassen. »Wenn sie gerade dabei sind, sich gegenseitig umzubringen, kann ich auch später wiederkommen.«

Er lauschte einen Moment. »Nn-nnn. Heute Abend geht's relativ gesittet zu. So richtig fliegen die Fetzen nur, wenn die eine der anderen draufkommt, dass sie was von ihren Klamotten genommen hat.«

»Ihre Töchter?«

Er nickte. »Eineiige Zwillinge mit feurigen Haaren und feurigem Temperament.« Er lachte. »Sie können sie haben, wenn Sie wollen. Wir zahlen Ihnen noch was dazu ... meine Frau ist kurz vor dem Nervenzusammenbruch.«

George lachte ebenfalls. »Wie alt sind sie denn?«

»Sechzehn. Ich sag ihnen immer wieder, dass sie alt genug sind, um zu heiraten, aber sie verstehen den Wink mit dem Zaunpfahl nicht.« Er warf sich das Handtuch über die Schulter und begann, die Ärmel seines Hemds herunterzurollen. »Ehrlich gesagt bezweifle ich, dass es überhaupt Interessenten gibt. Die Jungs hören sie auf einen Kilometer Entfernung kommen und hauen sofort ab.« Er schüttelte lächelnd den Kopf. »Also, wie kann ich Ihnen helfen?«

Er war zu nett, um mit Priscilla Fletcher verwandt zu sein, fand George und hob das Klemmbrett, auf

dem die Fotokopie einer Seite aus der Wählerliste festgemacht war. »Sind Sie William Burton?«

»Richtig.«

Sie bot ihm die Hand. »Mein Name ist George Gardener. Ich bin Stadträtin und komme wegen der Kommunalwahlen, die am 1. Mai stattfinden.« Sie hatte geglaubt, das wäre ein guter Vorwand, um ihm ein paar Fragen zu stellen, aber sie erkannte, dass sie sich geirrt hatte, als sie sah, wie sein Gesicht sich verschloss.

Er ließ ihre Hand los und machte Anstalten, die Tür zu schließen. »Nehmen Sie es mir nicht übel, aber das interessiert mich wirklich nicht. Wir gehen nicht zur Wahl.«

»Darf ich fragen, warum nicht?«

»Ich bin bei der Feuerwehr«, sagte er mit einer Kopfbewegung, zu einer Mütze und einer Uniformjacke, die an einem Haken in der Diele hingen, »und ich habe es restlos satt, mir von Politikern sagen zu lassen, ich wäre unpatriotisch, nur weil ich es gewagt habe, für einen angemessenen Lohn zu streiken, als die Herren gerade beschlossen hatten, einen Krieg anzufangen. Können Sie mir vielleicht sagen, was daran unpatriotisch ist?«

»Ach, herrje!« George verzog wieder das Gesicht. »Dazu kann ich nur sagen, dass ich sowohl gegen Kriege als auch gegen Streiks bin. Ich bin seit eh und je der Überzeugung, dass Verhandeln der einzige Weg ist, um Probleme zu lösen.«

»Das ist ja gut und schön, aber die haben den Krieg in unserem Namen erklärt, ohne dass sie unsere Zustimmung hatten.« Er funkelte George so wütend an, als wäre sie für die Entsendung der Truppen verantwortlich. »Über eine Million Menschen hat Nein gesagt, und das war nur die Spitze des Eisbergs. Auf jeden Einzelnen, der an dem Friedensmarsch in London teilgenommen hat, kamen zehn weitere, die nicht teilnehmen konnten.«

»Haben Sie teilgenommen, Mr. Burton?«

»Klar. Und rausgekommen ist nichts dabei.«

»Ich war auch dabei.« Sie legte eine Hand an die Tür, um ihn daran zu hindern, sie zu schließen.

»Hatten Sie Ihre Töchter dabei?«

»Ja.«

»Dann ist doch etwas Gutes dabei herausgekommen, Mr. Burton«, sagte sie ernsthaft. »Die Jugend hat viel zu lange geschwiegen. Jetzt hat sie sich endlich zu Wort gemeldet. Ich setze mich seit dreißig Jahren für die atomare Abrüstung ein, aber so etwas wie diesen Marsch habe ich nie erlebt.« Sie senkte das Klemmbrett mit der Liste, ließ aber die andere Hand an der Tür. »Mir können Sie Ihre Stimme nicht geben, weil das nicht mein Wahlbezirk ist – außerdem gehöre ich zu den Unabhängigen, habe also in Westminster überhaupt keinen Einfluss. Ich finde, jeder hat das Recht, sich der Stimme zu enthalten, Sie brauchen also nicht

zu fürchten, dass ich versuchen werde, Sie davon abzubringen.«

Er versuchte mit leichtem Druck, ihre Hand wegzuschieben, und stieß auf Widerstand. »Aber?«

»Eigentlich bin ich hergekommen, weil ich mit Louise Burton sprechen wollte. Ich nahm an, bei dem Ehepaar Burton in diesem Haus handelte es sich um ihre Eltern. Aber das ist offensichtlich nicht so. Sie können höchstens ihr Bruder sein, es sei denn, es ist reiner Zufall, dass unter dieser Adresse seit den Siebzigerjahren Burtons gemeldet sind.«

Er hatte diese Frage offenbar schon häufiger beantworten müssen, denn er schien nicht überrascht. »Es ist jetzt fast dreißig Jahre her, dass Lou weg ist. Meine Eltern haben Ende der Achtziger das Haus von der Gemeinde gekauft, und ich habe es vor sieben Jahren übernommen, als sie nach Cornwall umgezogen sind. Ich glaube, Lou hat sich in der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal blicken lassen.«

»Wissen Sie, wo sie sich jetzt aufhält?«

Er schüttelte den Kopf. »Nach ihrer Heirat haben wir sie aus den Augen verloren.«

»Wissen Sie, wie sie sich nennt?«

Er antwortete nicht gleich. »Sind Sie vielleicht von einer Detektei?«

»Nein«, antwortete sie verwundert. »Ich bin, wie ich schon sagte, Stadträtin – für Highdown. Außerdem Betreuerin im *The Birches*, dem Pflegeheim in der Hathaway Avenue. Ich wohne in der

Mullin Street, wo Sie und Ihre Familie früher einmal gewohnt haben.« Sie hielt kurz inne und fragte dann: »Waren denn Privatdetektive bei Ihnen, die Ihre Schwester gesucht haben?«

»Ich nehme an, Sie interessieren sich weniger für meine Schwester als für Cill Trevelyan«, sagte er, und sie nickte. »Okay, die Trevelyan heuern alle paar Jahre eine Detektei an, die versuchen soll, ihre Tochter ausfindig zu machen. Das letzte Mal war vor ungefähr drei Jahren jemand hier. Früher oder später sind diese Leute immer auf Lou gestoßen – zumindest auf die Tatsache, dass sie mal hier gelebt hat –, aber es hilft ihnen nie weiter. Abgesehen davon, dass wir nicht wissen, wo sie sich aufhält, hatte sie genauso wenig Ahnung wie alle anderen, was Cill damals zugestoßen ist.« Er zuckte entschuldigend mit den Schultern. »Tut mir Leid.«

»Und Ihre Eltern? Haben sie noch mit ihr Kontakt?«

»Nein.« Er glaubte offenbar, seine Eltern verteidigen zu müssen. »Es war nicht ihre Schuld. Sie haben sich wirklich alle Mühe gegeben, aber Lou war immer schon eine, die meinte, woanders wäre alles besser. Sie ist mit sechzehn von der Schule abgegangen, hat dann als Friseurin gearbeitet und sehr bald geheiratet ... danach haben wir sie aus den Augen verloren. Es hieß mal, sie wäre nach Australien gegangen, aber ich weiß nicht, ob das stimmt.«



George gab sich enttäuscht. »Ach, wie schade! Als ich feststellte, dass hier immer noch eine Familie Burton gemeldet ist, hoffte ich so sehr, mit ihr sprechen zu können.«

»Tut mir Leid«, sagte er noch einmal und trat zurück, um das Gespräch zu beenden.

Sie nahm die Hand nicht von der Tür. »Wie hieß denn ihr Mann?«

Er lächelte ziemlich zynisch. »Keine Ahnung. Wir wurden nicht zur Hochzeit eingeladen. Soweit ich mich erinnere, nannte sie ihn Mike, als ich sie damals für meine Eltern ausfindig gemacht hatte, aber er war gerade im Knast, da habe ich ihn leider nicht kennen gelernt.« Beim Anblick ihres Gesichtsausdrucks schüttelte er den Kopf. »So was kommt vor«, sagte er. »Ich hatte mehr Glück. Meine Frau ist ein Schatz.«

George nickte. »Ich weiß, das ist eine sehr persönliche Frage, aber hat sie mit vierzehn oder fünfzehn vielleicht ein Kind bekommen?«

Er zögerte. »Nicht dass ich wüsste.«

Es war eine seltsam ausweichende Antwort. »Nun, es wäre Ihnen doch sicher aufgefallen«, meinte George und lächelte.

»Ich war wesentlich jünger als sie, ich hätte wahrscheinlich gar nicht verstanden, was vorging. Sagen wir mal so: Ich kann mich nicht erinnern, dass plötzlich ein Baby in der Familie aufgetaucht wäre.«

»War sie einmal mit einem gewissen Roy Trent verheiratet, der in Highdown ein Pub namens *Crown and Feathers* betreibt?«

Sie sah ein Flackern der Unschlüssigkeit in seinen Augen. »Nicht, dass ich wüsste«, antwortete er wieder, »aber wie ich schon sagte, wir haben keinerlei Kontakt mehr zu ihr.«

Sein Zögern und die Unbestimmtheit seiner Antworten veranlassten George zu ihrer nächsten Frage. »Als Cill damals vergewaltigt wurde, ist Louise da das Gleiche zugestoßen?«, fragte sie direkt. »Zog Ihre Familie deshalb um?«

»Nein.« Er hatte wieder festen Boden unter den Füßen. »Sie war dabei, aber ihr ist nichts passiert. Es gibt da kein Geheimnis. Wir sind umgezogen, weil sie ständig Angst hatte – erst die Vergewaltigung, dann verschwand Cill spurlos, dann die Fragen der Polizei. Meine Eltern steckten sie in eine andere Schule, weil sie nicht wollten, dass sie dauernd an alles erinnert wird.«

»Hätte sie es Ihren Eltern denn gesagt, wenn sie vergewaltigt worden wäre? *Cill* hat es ja nicht gesagt.«

»Das war auch eine andere Zeit. Heute laufen ja schon die kleinen Mädchen in bauchfreien Tops rum. Hätten sie das damals getan, hätten sie als Flittchen gegolten. Cills Vater ist jedes Mal ausgerastet, wenn er sie in einem Minirock gesehen hat.«

»Und *Ihre* Eltern?«

»Genauso.« Wieder ein Schulterzucken. »Ich bin übrigens auch nicht anders. Ich würde meine Mädchen niemals halb nackt rumlaufen lassen – das ist doch die reinste Einladung an den nächstbesten Perversen.«

»Dann kann es sein, dass auch Louise vergewaltigt wurde, es aber niemals zugegeben hat?«, meinte George.

»Sie wurde nicht vergewaltigt«, widersprach er schroff. »Und sie ist auch nicht nach einer Vergewaltigung schwanger geworden ... darauf wollten Sie doch hinaus, nicht?« Sein Blick wurde plötzlich hart. »Hören Sie, es hat damals genug gemeinen Klatsch gegeben. Es bringt keinem von uns was, wenn das alles wieder aufgewärmt wird.«

George senkte ihre Hand. »Entschuldigen Sie. Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten. Es ist nur ...« Sie brach seufzend ab. »Sagt Ihnen der Name Priscilla Fletcher etwas?«

»Nein.«

Sie dachte, er würde ihr die Tür vor der Nase zuschlagen, aber er tat es nicht. Er wartete. »Priscilla lebt in Sandbanks«, fuhr sie fort. »Sie ist Mitte vierzig und sieht aus wie eine ältere Version von Cill Trevelyan. Sie war einmal mit Roy Trent verheiratet und hat einen Sohn mit ihm, der zur Welt kam, als sie noch keine zwanzig war. Damals nannte sie sich Cill. Wissen Sie, ob Ihre Schwester Roy Trent als einen der Vergewaltiger nannte?«

Er wich der Frage aus. »Eben haben Sie noch vermutet, diese Frau wäre Lou, jetzt sagen Sie, dass sie Cill Trevelyan ist. Wer ist sie denn nun?«

»Das weiß ich eben nicht, Mr. Burton. Ich möchte es aber gern herausfinden.« Sie schlug die oberste Seite auf dem Klemmbrett um und hielt es ihm hin. »Diese Aufnahme ist vor fünf Jahren gemacht worden. Erkennen Sie sie?«

Sein Gesicht verriet nichts. »Nein.«

»Erinnert die Frau Sie an Cill Trevelyan?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich kann mich kaum an sie erinnern. Ich war zehn Jahre alt, als sie verschwand.«

George blätterte eine Seite weiter. »Das ist das Bild von ihr, das die Zeitungen brachten.«

Er starrte es mehrere Sekunden lang in stummer Betroffenheit an. »Gott! Sie ist so *jung*!«

»Sie war erst dreizehn, Mr. Burton. Noch ein Kind.«

»Ja, aber ... In meiner Erinnerung war sie ein großes Mädchen, fast erwachsen. Mein Gott«, sagte er wieder, nahm George das Brett aus der Hand und blickte unverwandt auf das Foto. »Sie wirkt so kindlich. Meine beiden sahen mit dreizehn älter aus.« Abrupt blätterte er zurück zu der Fotografie von Priscilla Fletcher. »Vielleicht sollten Sie mit den Trevelyans reden ... ihnen die Möglichkeit geben, mit dieser Frau zu sprechen. Soviel ich weiß, haben sie bisher nie jemanden gefunden,

der so eine starke Ähnlichkeit mit ihrer Tochter hatte.«

»Haben Sie eine Adresse oder Telefonnummer?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, aber ich glaube, ich habe die Geschäftskarte der letzten Detektei aufgehoben, die nach ihr gesucht hat. Die müssten Ihnen weiterhelfen können.« Er schaute auf seine Uhr. »Ich kann jetzt nicht nachschauen – ich muss gleich zur Arbeit –, aber wenn Sie mir sagen, wie ich Sie erreichen kann, melde ich mich morgen bei Ihnen.«

George nahm das Klemmbrett wieder an sich und schrieb ihren Namen und ihre Telefonnummer auf die Rückseite der Kopie aus dem Wählerverzeichnis. »Wie kommt es, dass Sie Cill als fast erwachsen in Erinnerung haben?«, fragte sie neugierig, als sie ihm das Blatt Papier reichte.

»Sie war ein bisschen billig – und sie machte gern anzügliche Bemerkungen. Deswegen haben die sie auch vergewaltigt.«

»Woher wissen Sie das?«

Sein Gesicht verschloss sich augenblicklich. »Reine Vermutung«, antwortete er, bevor er ihr kurz zunickte und die Haustür schloss.

George hätte darauf gewettet, dass er allen weiteren Kontakt mit ihr meiden würde, aber zu ihrer Überraschung rief er schon am folgenden Morgen an, um ihr Namen und Adresse einer Detektei in Bristol zu nennen. Er war kurz und sachlich und

sagte warnend: »Sie sollten sich genau überlegen, wie Sie vorgehen wollen. Ich habe das gestern Abend mit meiner Frau besprochen, und sie meinte, es wäre grausam, den Trevelyan's Hoffnung zu machen, wenn es dann doch nicht Cill ist.«

George stimmte ihm zu. Sie hatte wieder einmal Nachtschicht und wälzte das Problem, sobald sie nicht mehr ganz so viel zu tun hatte. Bar aller Erwartung, dass William Burton ihr den Namen der Detektei liefern würde, hatte sie erwogen, auf eigene Faust eine Agentur zu beauftragen, um herauszufinden, wer Priscilla Fletcher wirklich war. Als sie zu Hause im Internet nach Detektivbüros suchte, fand sie Versprechungen von »Vertraulichkeit«, »Diskretion« und »Umsicht« sowie Stundenpreise und Pauschalhonorare, die nicht ganz jenseits ihrer finanziellen Möglichkeiten lagen.

Aber vorsichtig, wie sie nun mal war, war ihr bei der ganzen Sache nicht recht wohl. Ganz gleich, wer Priscilla Fletcher war, sie hatte wie jeder andere ein Recht auf den Schutz ihrer Privatsphäre – es sei denn, sie hätte ein Verbrechen begangen –, und der Diebstahl einer Brieftasche berechtigte wohl kaum dazu, ihr nachzuspionieren. Wenn sie Cill Trevelyan oder Louise Burton war, dann war ein solches Vorgehen moralisch mehr als fragwürdig. Beide Frauen hatten sich aus eigenem Entschluss von ihren Familien distanziert, und George stand es nicht zu, ihnen ihre Tarnung zu nehmen. Das

aber wäre der unvermeidliche Ausgang, wenn eine Detektei eine Verbindung mit Cill nachwies; George war sicher, dass die Trevelyan alles daran setzen würden, gegen Bezahlung eines Honorars mit ihrer Tochter in Kontakt zu treten.

Auch aus rein egoistischer Sicht konnte George nicht erkennen, was ihr die Information nützen könnte. Sollte sich die Frau tatsächlich als Cill oder Louise entpuppen, so würde George sie erst einmal dazu überreden müssen, ihre Geschichte zu erzählen; und wie sollte sie das anders anstellen als mit der Drohung, sie zu verraten? *Entweder Sie sagen mir, was ich wissen will, oder ich sage Ihren Eltern, wo Sie sind.* Eine absurde und kindische Drohung, die wahr zu machen George gar nicht im Stande wäre. Sie verstieß gegen alle ihre Überzeugungen – nämlich, dass jeder Mensch das unveräußerliche Recht auf Leben, Freiheit und das Streben nach Glück besaß.

In den frühen Morgenstunden war ihr klar geworden, wie viel einfacher es wäre, die Detektei, die damals von den Trevelyan beauftragt worden war, im Gewand der engagierten Mitbürgerin aufzusuchen, der eine Ähnlichkeit zwischen Cill und einer in Sandbanks ansässigen Frau aufgefallen war. Ganz gleich, was bei einer Überprüfung herauskäme, man würde sich auf jeden Fall verpflichtet fühlen, ihr irgendetwas zu sagen, und sei es nur, um sie daran zu hindern, auf eigene Faust weiter-

zuforschen. Dennoch war sie, als William Burton ihr Namen und Adresse der Detektei nannte, sofort sicher, dass damit eine Möglichkeit ausschied: Sie war überzeugt, dass er ihr die Detektei nicht genannt hätte, wenn er glaubte, Priscilla Fletcher könnte seine Schwester sein. Oder doch? Konnte es ein doppelter Bluff sein?

»Vielleicht sollte ich es einfach aufgeben«, sagte sie mit einem unechten Seufzer. »Wenn die Frau wirklich Cill Trevelyan ist, will sie doch offensichtlich nicht gefunden werden.«

Er antwortete nicht gleich. »So habe ich auch gedacht, bis meine Frau mich gefragt hat, wie mir zumute wäre, wenn eine unserer Töchter verschwände. ›Du würdest nie drüber wegkommen, schon gar nicht, wenn du erfahren würdest, dass sie vergewaltigt wurde und dir nichts gesagt hat.‹ Ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht, und ich denke, auch die Eltern haben Rechte, wenn auch vielleicht nur das Recht zu erfahren, dass sie noch am Leben ist.« Er machte eine kleine Pause. »Ich weiß nicht, ob es Ihnen weiterhilft, aber ich habe das Problem – dass Cill vielleicht gar nicht gefunden werden will – bei der Detektei in Bristol angesprochen, und sie haben mir erklärt, dass kein Mensch sie zwingen kann, ihre Eltern zu sehen, wenn sie es nicht will.«

»Woher der Sinneswandel, Mr. Burton?«, fragte George neugierig.



»Welcher Sinneswandel?«

»Sie kennen diese Geschichte seit dreißig Jahren, aber auf einmal machen Sie sich Gedanken darüber. Warum?«

»Mir hat vorher nie jemand ein Foto gezeigt«, antwortete er prompt. »Sie suchten ja alle immer nur Lou, da war es nicht notwendig – aber mir ist durch dieses Bild bewusst geworden, wie jung Cill war. Mein Vater sagte immer, sie wäre ein frühreifes Früchtchen gewesen, viel zu weit für ihr Alter, und wenn man einmal eine bestimmte Vorstellung im Kopf hat, ist es schwer, von ihr abzusehen. Bei uns zu Hause hat sie keinem Leid getan, schon gar nicht, als Lou plötzlich vor lauter Angst nicht mehr aus dem Haus gehen wollte. Meine Eltern gaben an allem Cill die Schuld. ›Wenn nur Louise dieser verdammten Göre nie begegnet wäre ...‹ – das war monatelang das Einzige, was sie über sie zu sagen hatten.« Er schwieg.

»Cill scheint häufig geschlagen worden zu sein«, stellte George sachlich fest. »Wenn man zwischen den Zeilen liest, gewinnt man in den Zeitungsberichten den Eindruck, dass ihr Vater überhaupt keine Skrupel hatte, sie zu verprügeln.«

»Er hat sie immer mit dem Gürtel vermöbelt. Aber besser geworden ist davon auch nichts. Es hat nur dazu geführt, dass sie am Ende durchgebrannt ist, weil sie nicht schon wieder eine Tracht bekommen wollte.«

»Wegen des Streits mit Louise, meinen Sie?«

»Genau.«

George machte mit dem Bleistift ein Häkchen auf dem Schreibblock, der vor ihr lag. »Finden Sie es nicht merkwürdig, dass die Schule damals nur Cill bestrafte?«, fragte sie ruhig. »Eigentlich hätten doch beide eine Strafe bekommen müssen.«

»Lou hat damals gesagt, Cill hätte keine Erklärung gegeben. Daraufhin hat die Direktorin sie vom Unterricht ausgeschlossen. So ist das damals gelaufen.«

»Was war Louises Erklärung für den Streit?«

»Vermutlich das, was sie auch unseren Eltern erzählt hat – dass Cill sie wieder zum Schuleschwänzen verleiten wollte.«

»Nach der Wahrheit hört sich das aber nicht an, finden Sie nicht auch? Wahrscheinlicher ist, dass sie Cill mit der Vergewaltigung hänselte – vielleicht hat sie ihr sogar gedroht. Etwa in dem Sinn: ›Jetzt tust du, was ich will, sonst verrate ich dich.« Sie wartete, doch er sagte nichts. »Man braucht sehr viel Fantasie, um sich vorzustellen, was für verheerende Auswirkungen eine Vergewaltigung auf das Opfer haben kann, noch dazu eine Vergewaltigung durch mehrere Täter. Da wird nicht nur der Körper verletzt, sondern auch die Seele. Das arme Kind hat sich wahrscheinlich Tag für Tag wundgeschrubbt, um sich von dem Schmutz dieser Burschen zu reinigen. Wäre Louise fähig gewesen

zu verstehen, wie furchtbar ihre Freundin verletzt worden war?«

»Nein.«

»Und deshalb hat sie nichts unternommen, um ihr zu helfen?«

»Sie hatte viel zu viel Angst. Sie haben Cill an den Haaren über den Boden geschleift und getreten. Ihre Beine waren voller Blut – darum ist Lou dann losgelaufen und hat eine lange Hose geholt.« Seine Stimme bekam plötzlich etwas Dringliches. »Als Kind denkt man nicht über Psychologie nach ... das kann man gar nicht ... die meiste Zeit versucht man krampfhaft zu begreifen, warum die eigenen Eltern unentwegt streiten. Es wär vielleicht anders gewesen, wenn Cill uns nicht so bedrängt hätte. Sie hat uns immer wieder gedroht, dass sie uns umbringen würde, wenn wir was sagen ...« Er brach ab.

George ließ das Geständnis stehen, ohne nachzuhaken. »Sie muss große Angst vor ihrem Vater gehabt haben. Haben Sie mal überlegt, *warum* sie diese anzüglichen Reden führte? Woher wusste sie so viel über Sex? Körperliche Gewalt und sexueller Missbrauch gehen häufig Hand in Hand.«

Es blieb lange still. »Aber warum lässt er immer wieder nach ihr suchen?«

»Das kann alle möglichen Gründe haben. Schuld-bewusstsein – Liebe – Obsession. Ein Freund von mir ist überzeugt, dass der Mann zu weit gegangen

ist und sie getötet hat. Vielleicht will er darum den Anschein aufrechterhalten, dass sie noch lebt.«

»Das dachten meine Eltern damals auch – viele dachten das –, aber ich erinnere mich, dass mein Vater erzählte, David Trevelyan wäre vernommen worden, und sie hätten ihn freigelassen, weil sie im Haus keinen Hinweis darauf gefunden hatten, dass Cill getötet worden war. Außerdem haben sie nie eine Leiche gefunden.«

»Und als sie dann eine fanden, war Cill augenblicklich vergessen«, sagte George bewusst schnodderig.

»Wieso? Ich versteh nicht.«

»Grace Jefferies. Sie wurde ein paar Tage nach Cills Verschwinden in der Mullin Street ermordet. Ich frage mich schon die ganze Zeit, ob die beiden Ereignisse etwas miteinander zu tun haben.«

Er schien erstaunt. »Aber das war doch Howard Stamp. Ich weiß noch, dass mein Vater gesagt hat, was für ein elender kleiner Wichser er wäre.«

George holte einmal Luft, um ihren Zorn ein wenig verrauchen zu lassen. »Wenn 1970 schon DNA-Vergleiche möglich gewesen wären, Mr. Burton, wäre Howard gar nicht erst angeklagt worden, geschweige denn verurteilt. Grace Jefferies wurde von jemand anderem getötet, aber damals hat es niemanden interessiert, wenn ein elender kleiner *Wichser* für etwas ins Gefängnis kam, was er nicht getan hatte. Das war ganz normal.«

»Wieso glauben Sie, dass Cills Verschwinden was mit dem Mord zu tun hatte?«

»Aus einem ganz einfachen Grund«, antwortete George. »Der Blitz schlägt nie zweimal an derselben Stelle ein – oder wenn doch, dann gibt es dafür eine bestimmte Ursache. Louise sagte aus, einer der Vergewaltiger habe rotblondes Haar gehabt. Wissen Sie, wie er hieß?«

»Wieso? Was haben rotblonde Haare damit zu tun?«

»Grace' Mörder hatte rotblondes Haar.«

Diesmal zog sich das Schweigen in die Länge. Als versuchte der Mann am anderen Ende der Leitung, ein Puzzle zusammenzusetzen. »Ich kannte die Jungs vom Sehen«, sagte er endlich, »aber ich erinnere mich nur an einen Namen – Roy. Das war der, der Cill immer wieder getreten hat.«

*West London*  
*Sonntag, 13. April 2003, mittags*

Die Agentur Spicer & Hardy hatte ihr Büro in der zweiten Etage einer ehemaligen Stadtvilla im Westen Londons, von eleganten viktorianischen Reihenhäusern umgeben. Dank Andrews geschiedener Frau, die sich als Innenarchitektin ihr Geld verdiente, waren die Räume vor sechs Jahren radikal modernisiert und alle Erinnerungen an Mr. Spicer und Mr. Hardy (kinderlos verstorben) getilgt worden, die eine Vorliebe für den Gelehrtenlook mit dunklen Wänden, schweren Ledermöbeln und Bücherschränken aus Mahagoni gehabt hatten. Andrew, der die alte Einrichtung geliebt hatte und sich noch heute an glückliche Kindheitstage erinnerte, an denen er sich in einem der Klubsessel im Büro seines Vaters zusammengerollt und gelesen hatte, was ihm unter die Finger kam, hatte sich nie mit den strahlend hellen weiten Räumen angefreundet, die Jenny mit Hilfe von Glas, Farbe und künstlicher Beleuchtung geschaffen hatte. Aber

niemandem sonst ging es so wie ihm. Alle anderen fanden, die häufig fotografierte Raumkreation sei mehr als gelungen.

George Gardener war keine Ausnahme. »Toll!«, sagte sie bewundernd, als Andrew sie nach einem Anstieg über eine eher unscheinbare Treppe in den Empfangsraum führte, wo geschickte Spiegel- und Lichtinstallationen einen gebogenen Schreibtisch aus Glas und Chrom in einen großzügigen hufeisenförmigen Empfangstisch verwandelten. »Was für ein herrlicher großer Raum.«

»Alles Hokuspokus«, sagte Andrew, der schon die nächste Tür öffnete. »Seien Sie vorsichtig, nicht dass Sie aus Versehen gegen eine Glasscheibe laufen.«

Sie gewährte flüchtig ihr Spiegelbild und knöpfte hastig ihre Jacke zu. »Sie müssen eine sehr selbstbewusste Rezeptionistin haben. Ich weiß nicht, ob ich es aushalten würde, mich den ganzen Tag selbst anzuglotzen.«

Andrew lachte. »Wir können uns gar keine leisten, dazu sind wir nicht groß genug. Jeder bedient sein Telefon selbst. Dieser Empfangsraum war nicht die beste Idee meiner Frau. Entweder hat sie für eine Zukunft geplant, die niemals eintreten wird, oder sie hat geglaubt, in einer Literaturagentur ginge es zu wie in einer Arztpraxis, und die Leute kämen mit Taschen voller Manuskripte direkt von der Straße herein.« Er blieb stehen, um ihr den Vortritt

zu lassen. »Man kann hier in Ruhe lesen oder auch mal ein Zweiergespräch führen, also ist der Raum wenigstens nicht ganz verschenkt.«

Als Nächstes folgte ein Großraumbüro mit drei Schreibtischen, die durch Glasblenden, Grünpflanzen und die Anordnung der Beleuchtungskörper voneinander abgeteilt waren. Unter den L-förmigen Schreibtischplatten aus Ebenholz, auf denen nur Computer und Telefone standen, gab es keine Schubladen.

»Toll!«, sagte George ein zweites Mal, voller Ehrfurcht vor so viel klarer Ordnung. »Wird dieser Raum hier auch nicht benützt?«

»O doch. Das ist das Herz der Firma. Hier werden alle Verwaltungsarbeiten erledigt – Korrespondenz, Verträge, Zahlungen, Manuskriptversand.« Er wies mit einer Kopfbewegung zum ersten Schreibtisch. »Da sitzt unsere Juristin. Sie muss sich jeden Tag mit einem ganzen Berg Akten herumschlagen.«

»Und wo liegen die Akten?«

Er bückte sich, um eine Sperre unter der Tischplatte zu lösen. Ein verspiegelter Türflügel öffnete sich und gab den Blick auf offene Schubladen voller Papiere frei. »Die Türen hängen leicht schräg, so dass sie den Teppich spiegeln, aber sobald man sie öffnet, ist es vorbei mit der Illusion. Ich finde es fürchterlich, aber ich bin natürlich auch ein langweiliger und altmodischer Kerl. Die Angestellten sind hingerissen. Es dreht sich alles um Raum



und Weite, und sei es auch nur vorgetäuschte Weite. Man hat mir erklärt, das sei heilsam gegen Stress.«

»Es leuchtet mir ein«, sagte George, die an das Tohuwabohu in ihrem Mini dachte, »aber mich dürfte man nicht hier hereinsetzen. Ich bin viel zu unordentlich. Abends wäre ich zu faul zum Aufräumen, und damit wäre der Eindruck von Weite allen verdorben.«

»Dann werden Sie sich hoffentlich hier umso wohler fühlen«, sagte Andrew auf dem Weg zu einer Tür am Ende eines kurzen Ganges. »Hier habe ich nämlich die Grenze gezogen.«

Das Zimmer war nicht mehr ganz so wie es zu Lebzeiten seines Vaters gewesen war, aber es war immer noch ein behaglicher Raum. Die Ledersessel, der breite Schreibtisch und die Bücherschränke aus Mahagoni waren geblieben, doch das Zimmer war heller und ordentlicher als in den Tagen, als Mr. Spicer senior Zigarettenasche auf den Boden geschnippt, Bücher und Wände mit Nikotin vergilbt und nur einen einzigen schmalen Gang zwischen den Manuskriptstapeln auf dem Fußboden freigelassen hatte. Insgeheim trauerte Andrew noch immer dem exzentrischen Stil des alten Mannes nach, doch Jenny hatte darauf bestanden, dass Image alles sei. Fremde betrachteten die Umgebung eines Menschen als einen Spiegel seiner Persönlichkeit, hatte sie behauptet.

Wie wahr das war, hatte er erst erkannt, als sie ihn wegen des Schauspielers verlassen hatte. Traurige Ironie, dass er ihr bei seinen Geschäftsräumen praktisch freie Hand gelassen hatte, ohne zu merken, dass dieses »Image ist alles« eine verschlüsselte Botschaft an ihn selbst war. Hin und wieder gab er sich einsamer Nabelschau hin und fragte sich, ob sie bei ihm geblieben wäre, wenn er abgenommen, erhöhte Absätze getragen und sich ein Toupet zugelegt hätte. Es war nicht zu bestreiten, dass das Geschäft seit der räumlichen Modernisierung einen Aufschwung genommen hatte, was nur zeigte, dass der äußere Schein die Leute tatsächlich beeindruckte.

Wie zum Beweis dafür sah George sich beifällig im Zimmer um. »Wenn Sie hier die Grenze gezogen haben, heißt das, dass Ihre Frau in diesem Raum nichts zu sagen hatte?«

»Nein, aber wir einigten uns darauf, dass ich die alten Sachen behalte und mir kein Spiegel ins Zimmer kommt.« Nachdem er sie mit einer Geste gebeten hatte, Platz zu nehmen, setzte er sich in seinen ergonomischen Drehsessel und sagte: »Genau genommen ist sie meine Exfrau, aber denken Sie sich nichts. Wir haben uns in aller Freundschaft getrennt.«

Er wartete schweigend, während sie es sich in dem abgewetzten Ledersessel bequem machte, und fragte sich, wie sie und Jon bloß aneinander

gekommen waren. Sie trug ein gut geschnittenes dunkelblaues Kostüm, das Gesicht war dezent geschminkt, und das flaumige graue Haar fiel ihr leicht gelockt in die Stirn. Sie erinnerte Andrew an eine Tante, die er besonders mochte, und er war daher geneigt, auch sie zu mögen. »Ich hätte Sie ja gern zu mir nach Hause eingeladen, aber ich wohne im Süden von London, und das Haus ist nicht ganz leicht zu finden. Ich dachte mir, so wäre es einfacher für Sie beide.«

»Kommt Jonathan auch?«

Andrew nickte. »Aber erst um halb eins. Ich wollte vorher gern noch mit Ihnen allein sprechen.« Er stützte die Ellbogen auf den Schreibtisch und beugte sich vor. »Er hat sich totale Selbstverleugnung verordnet, George – erklärt mir immer wieder, das sei Ihre Story, nicht seine. Er ist gern bereit zu helfen, aber er möchte, dass Sie das Buch schreiben und die Lorbeeren dafür einheimsen.« Er zog eine Augenbraue hoch. »Was meinen Sie dazu? Es böte Ihnen die Möglichkeit, nicht nur das an Howard Stamp begangene Unrecht aufzudecken, sondern, wenn Sie ein wenig schriftstellerisches Talent besitzen, auch noch etwas Geld zu verdienen. Jon möchte unbedingt, dass ich Sie vertrete, und ich bin gern dazu bereit, wenn Sie den Versuch wagen wollen.«

Sie musterte ihn scharf. »Müssten Sie ihm da nicht widersprechen? Sie sind doch *sein* Agent.«

»Tja, aber wenn es sein Wunsch ist ... Im Übrigen ist es nicht so leicht, ihm zu widersprechen.«

»Das klingt, als käme gleich ein Aber.«

Andrew lächelte. »Das Buch wird sich viel leichter verkaufen lassen, wenn Jon der Autor ist. Er ist ja derjenige, der Howards Fall aufgegriffen hat, und sein Verlag wird an einer Fortsetzung interessiert sein, wenn es stichhaltige Beweise dafür gibt, dass Howard unschuldig war.«

George zuckte mit den Schultern. »Ich habe nichts anderes erwartet. Ich kann ohnehin nur wissenschaftliche Abhandlungen schreiben.« Sie klappte den kleinen Koffer auf, den sie mitgebracht hatte, und entnahm ihm einen Stapel Notizen. »Ich überlasse Jonathan gern alles, was er von diesen Aufzeichnungen gebrauchen kann – ich frage mich allerdings inzwischen, was sie überhaupt wert sind. Ich habe das düstere Gefühl, dass ich bewusst auf Nebengleise abgeschoben worden bin. Das ist der Grund, warum ich um dieses Treffen gebeten habe. Ich hoffte, wenn wir unsere Köpfe zusammensteckten, könnten wir vielleicht einige nützliche Hinweise entdecken.«

»Hm.« Andrew faltete die Hände unter dem Kinn. »Der Haken ist, dass Jon zurzeit unbedingt den Märtyrer spielen will. Das ist ausgesprochen nervig. Er geißelt sich jedes Mal gnadenlos, wenn es ihm nicht gelingt, den unerfüllbaren Ansprüchen, die er an sich selbst stellt, gerecht zu

werden. Wenn er nicht Atheist wäre, würde ich ihn in ein Kloster verfrachten, damit ich endlich mal Ruhe habe.«

Sie lächelte verständnisvoll.

»Was ich vorschlagen würde«, fuhr er fort, »ist ein Gemeinschaftsunternehmen – Jons Name oben, weil er das Buch schreibt, und Ihr Name darunter, weil Sie den größten Teil der Recherchen beigetragen haben. Die Prozente können Sie unter sich aushandeln, ich kann Ihnen aber auch einen unparteiischen Schiedsmann nennen. Wie auch immer, Sie würden einen gerechten Lohn für Ihre Arbeit bekommen. Ist Ihnen das recht so?«

»Kommt nicht in Frage«, protestierte sie. »Ich habe keine Bezahlung erwartet, als ich damals mit Jonathan Kontakt aufnahm, und ich hätte keinesfalls ein zweites Treffen vorgeschlagen, wenn ich geglaubt hätte, dass wir über Buchrechte und Tantiemen reden. Ich hatte gehofft, wir würden tun, was wir schon beim ersten Mal hätten tun sollen – unsere Informationen zusammenwerfen und schauen, wie weit uns das bringt.«

»Na, großartig«, sagte Andrew leicht ironisch. »Jetzt sitze ich mit zwei Märtyrern da! Wir haben den Stoff für ein Buch, das einen Menschen rehabilitieren kann – und niemanden, der es schreiben will. Was schlagen Sie mir vor? Dass ich diese Besprechung vertage, bis ich einen Ghostwriter gefunden habe, der bereit ist, daran teilzunehmen

und sich Notizen zu machen? Oder soll ich die Idee einem anderen Agenten anbieten?«

George war eine vernünftige Person, deren einzige Affektiertheiten ein Hang zum Grimassenschneiden und zum Kichern waren. »Ich habe da offensichtlich etwas missverstanden«, meinte sie. »Gehe ich recht in der Annahme, dass das Gemeinschaftsunternehmen weniger ein Vorschlag als ein Befehl ist? Soll ich darauf bestehen, dass mein Name auf dem Umschlag erscheint, weil Ihr Freund damit besser umgehen kann?«

Andrew nickte nachdrücklich. »Genau. Je unnachgiebiger, desto besser. Diese Selbstverleugungsmasche tut ihm überhaupt nicht gut. Wenn er um sein Recht kämpft, ist er viel umgänglicher, als wenn er sich in bescheidener Zurückhaltung übt.«

Sie war belustigt. »Wie hoch ist sein Blutdruck? Vielleicht ist ja bescheidene Zurückhaltung gesünder für ihn.«

»Bestimmt nicht. Wenn er nur rumsitzt und Däumchen dreht, schießt sein Blutdruck erst richtig in die Höhe.«

»Ich bin keine Schauspielerin«, warnte George. »Wenn Sie Wutanfälle von mir erwarten, werden Sie eine Enttäuschung erleben. Ich bin keine, die auf den Tisch haut, ich verhandle lieber.«

»Heißt das Ja?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Vorausgesetzt, Sie fragen ihn in meinem Beisein, ob er es immer noch

ablehnt, die Sache selbst zu übernehmen. Ich würde ihn gern mit eigenen Ohren Nein sagen hören.«

»Einverstanden. Und wenn das passiert ist, wäre ich Ihnen dann als Agent des Gemeinschaftsunternehmens recht?«

»Habe ich denn eine Wahl?«

»Aber selbstverständlich. Ich bin sicher, es gibt eine ganze Reihe Agenten, die bereit wären, Sie zu vertreten – ich kann Ihnen sogar einige empfehlen. Schwierig wird es nur, wenn Jon lieber bei mir bleiben möchte.«

»Dann müssen eben Sie es sein.«

»Ausgezeichnet.« Er stand auf und beugte sich über den Schreibtisch, um ihr herzlich die Hand zu schütteln. »Ich lasse gleich morgen den Vertrag aufsetzen. Aber da Sie mir nun Vollmacht gegeben haben, Ihre Interessen wahrzunehmen, möchte ich Sie bitten, möglichst gar nichts zu sagen, bis ich Sie um Ihr Einverständnis zu einer Abmachung bitte. Glauben Sie, dass Sie das schaffen?«

»Solange Sie nichts, was ich gesagt habe, falsch wiedergeben.«

»Das würde mir nicht einfallen. Ich werde lediglich mit Nachdruck darauf hinweisen, dass Sie auf einer Gemeinschaftsarbeit bestehen«, sagte Andrew. »Da Sie jetzt zu den Klienten unserer Agentur gehören, sind Sie für mich ebenso wertvoll wie Jon.«

In der Rückschau konnte George Andrew nur dafür bewundern, wie geschickt er seinen Freund manipuliert hatte. Wie prophezeit, erschien Jonathan (sowohl im übertragenen als auch im wörtlichen Sinn) zu dem Dreiertreffen in Sack und Asche, während George sich eigens in Schale geworfen hatte. Er verlor darüber allerdings kein Wort und begnügte sich damit, George zu den neuen Erkenntnissen in Sachen Cill Trevelyan zu beglückwünschen. Als Andrew ihn fragte, ob er das Projekt übernehmen wolle, lehnte er ab, rundweg ab. Seine Argumente klangen überzeugend.

Er sei bei der Lektüre von *Clinical Studies* durch Zufall auf den Fall Howard Stamp gestoßen, und die meisten seiner Theorien dazu beruhten auf Mutmaßungen. Um stichhaltig dagegenhalten zu können, bedürfe es unbedingt gründlicherer Recherchen, zu denen Interviews und eine Menge Lauferei gehörten, und er sei nicht in der Lage, die notwendige Zeit und Kraft dafür aufzubringen. Andrew habe schon früher mit unerfahrenen Autoren gearbeitet und sei bestens befähigt, durch seine Bearbeitung dem Buch den nötigen Schliff zu geben oder aber einen anderen Lektor dafür zu bezahlen, dass er George auf die Sprünge helfe. Er interessiere sich bekanntermaßen zwar für Justizirrtümer, aber mehr am Herzen lägen ihm sowieso Fragen der Asylsuche und der Wirtschaftsmigration. Im Gegensatz dazu fühle



sich George Howard Stamp zutiefst verpflichtet, und dessen Interessen sei am besten von jemandem gedient, der felsenfest von seiner Unschuld überzeugt sei – was er von sich nicht behaupten könne.

Andrew versuchte gar nicht, seine Ungeduld zu verbergen. »Das alles habe ich George bereits vorhin lang und breit erklärt, aber damit kommen wir nicht weiter. Langsam fange ich an, mich zu fragen, ob dieses Buch überhaupt irgendjemandes Zeit wert ist.«

Er richtete einen anklagenden Finger auf Jonathan. »*Du* hast plötzlich Zweifel an Howard Stamps Unschuld und *George*« – er schwenkte den Finger in ihre Richtung – »sieht das Ergebnis ihrer Arbeit gefährdet. Ich bin gern bereit, euch zu vertreten, wenn ihr mir etwas Handfestes zu bieten habt, aber halbe Sachen interessieren mich nicht. Jeder Verleger, der sein Handwerk versteht, wird mir die Geschichte postwendend vor die Füße knallen, wenn die Beweise für einen Justizirrtum nicht absolut stichhaltig sind.«

Überrascht wandte sich Jonathan George zu. »Inwiefern sehen Sie das Ergebnis Ihrer Arbeit gefährdet?«

Sie sah Andrew an.

»Wenn dich das Projekt nicht interessiert, dann hat dich das auch nicht zu interessieren«, antwortete Andrew für sie. »George hoffte, eine Fifty-fifty-Vereinbarung aushandeln zu können, aber da

dich die Sache ja nicht reizt, habe ich vorgeschlagen, dass wir Jeremy Crossley ansprechen.«

Jonathan kniff sofort die Augen zusammen.  
»Warum gerade ihn?«

»Er ist Historiker und hat ein Faible für Projekte dieser Art.« Andrew hob beschwichtigend eine Hand. »Ich weiß, ich weiß – er hat *Kranke Seelen* verrissen, aber das müsste sich zu Georges Vorteil auswirken, schon gar, wenn ich ihm erzähle, dass du nicht mehr so recht an Howards Unschuld glaubst.« Er lächelte. »Was meinst du, wie der sich ins Zeug legen wird, um zu beweisen, dass du Unrecht hast.«

»Das tust du doch mit Absicht«, sagte Jonathan heftig.

»Was?«

»Du willst mich hochbringen. Du weißt ganz genau, was ich von Jeremy Crossley halte. Ich würde ihn meinem schlimmsten Feind nicht an den Hals wünschen und George schon gar nicht. Der wird alles, was er von ihr kriegen kann, an sich reißen und sie am Ende mit leeren Händen stehen lassen. So macht dieser Mensch das immer.«

»Sei nicht albern«, sagte Andrew wegwerfend.  
»Wenn ich George vertrete, bekommt niemand Zugang zu ihren Informationen, solange kein Vertrag besteht. Auf eine Fifty-fifty-Vereinbarung wird Crossley sich natürlich nicht einlassen, aber mit leeren Händen wird sie am Ende garantiert

nicht dastehen, wenn ihr Material Hand und Fuß hat.« Er klopfte mit dem Zeigefinger auf den Schreibtisch. »Leider scheint mir genau das der springende Punkt zu sein. Wenn ich euch beide so höre, habe ich das starke Gefühl, dass eure Analysen schwerwiegende Mängel haben – damit wäre aber das ganze Projekt ein tot geborenes Kind.«

»Ich stelle fest, du hast Crossleys Besprechung auswendig gelernt«, bemerkte Jonathan sarkastisch.

»Ich habe kein Wort mehr davon im Kopf«, entgegnete Andrew gleichgültig.

»Von wegen! Der Kerl hat doch in jedem zweiten Satz von ›mangelhafter Analyse‹ der vorhandenen Daten gesprochen. Dieser zweitklassige Wissenschaftler, der sich einbildet, schreiben zu können, wollte mich unbedingt niedermachen.« Abrupt wandte er sich George zu. »Lassen Sie sich auf keinen Fall von Andrew dazu verleiten. Schreiben Sie das Buch selbst ... das können Sie leicht.«

»Du weißt genau, dass das nicht stimmt«, widersprach Andrew entschieden. Er wies mit dem Kopf zu einem Stapel Manuskripte neben seinem Schreibtisch. »Das ist mein Makulaturhaufen«, erklärte er George. »Es würde mich wundern, wenn da nur ein einziges halbwegs vernünftiges Manuskript zu finden wäre. Schreiben ist ein

Handwerk – kein Mensch kann erwarten, es gleich beim ersten Versuch zu meistern –, und das weiß Jon so gut wie ich.«

»Es gibt andere Autoren«, sagte Jonathan. »Es muss nicht gerade Crossley sein.«

»Stimmt. Wie steht's mit diesem Kollegen von dir – der bei Hodder verlegt wird? Henry Carr. Vielleicht würde ihn die Sache interessieren. Ich habe neulich mit seiner Lektorin gesprochen, und die sagte, er sei grün vor Neid – dringend auf der Suche nach einer Idee, mit der sich *Kranke Seelen* in die zweite Reihe verweisen ließe.«

Jonathan starrte ihn ungläubig an. »So weit würdest nicht einmal du dich herablassen!«

»Wenn du dich da nur nicht täuschst«, warnte Andrew. »Mir geht es um einen guten Deal für George, und Carr wäre sicher zu einer anständigen Abmachung bereit, wenn er glaubt, dir damit eins überbraten zu können.«

»Das ist ja lächerlich. Du hast genug gute junge Autoren auf deiner Liste, die diese Chance mit fliegenden Fahnen ergreifen würden. Warum willst du nicht mit einem von ihnen reden?«

»Weil der Vorschuss bei einem eingeführten Namen natürlich höher ausfällt, und das wäre für George von Vorteil, besonders wenn sie kassieren kann, noch bevor ein Wort geschrieben worden ist.«

Jonathan ließ sich das einen Moment durch den Kopf gehen, ehe er seine Aufmerksamkeit wieder

auf George richtete. »Wollen Sie das wirklich? Ich wäre gern bereit, Sie zu beraten, wenn Sie es erst einmal auf eigene Faust versuchen.«

Sie öffnete den Mund zu einer Erwiderung.

»Dafür ist Jon nun weiß Gott nicht der Richtige«, warnte Andrew sie. »Sie brauchen jemanden, der an Howards Unschuld glaubt.«

»Dreh mir doch nicht das Wort im Mund herum«, sagte Jonathan empört. »Ich sagte, dass ich nicht ›felsenfest‹ von seiner Unschuld überzeugt bin. Es ist sehr wichtig, nach allen Seiten offen zu bleiben, wenn man solche Dinge untersucht. Man darf nicht Beweise, die gegen die eigene Theorie sprechen, ignorieren, nur weil sie einem nicht in den Kram passen. Im Gegenteil, man muss sie umso gründlicher prüfen.«

»Das ist doch genau das Gegenteil von dem, was du vorhin gesagt hast. Jetzt rätst du zu gesunder Skepsis bei Georges Co-Autor. Es wäre nett, wenn du dich zu einer eindeutigen Meinung durchringen könntest.« Andrew schaute auf seine Uhr. »Ehrlich gesagt, ich sehe keinen Sinn in dem Ganzen ... wir drehen uns nur im Kreis. Wenn du kein Interesse hast, dann geh doch einfach und gib George Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, dass sie etwas Lohnendes anzubieten hat. Es ist völliger Blödsinn, über Co-Autoren zu streiten, wenn nicht genug Beweismaterial da ist, um ihnen den Mund wässrig zu machen.«

»Gibt es tatsächlich eine Verbindung zu Cill Trevelyan?«, fragte Jonathan.

George antwortete, ehe Andrew es verhindern konnte. »Ich bin mir nicht sicher«, sagte sie. »Darum wollte ich mit Ihnen sprechen. Sie hatten Recht mit der Schulfreundin – sie hieß Louise Burton. Es ist mir gelungen, ihren Bruder aufzutun, und er ...«

Andrew unterbrach sie. »Jetzt handeln Sie gegen meinen Rat, George. Jon sollte diese Informationen nur bekommen, wenn Sie sich auf einen Vertrag mit ihm geeinigt haben.«

Sie seufzte schuldbewusst. »Tut mir Leid, aber es liegt doch auf der Hand, dass er das nicht will – und wir drehen uns ja wirklich im Kreis. Ich habe Ihnen vor einer halben Stunde erklärt, dass ich gern mit Dr. Hughes zusammenarbeiten würde, aber er ist schließlich nicht dazu verpflichtet, wenn er keine Lust dazu hat. Ich bin keine Schriftstellerin ...«, sie sah Jonathan mit einem entschuldigenden Lächeln an, »und auch keine große Wissenschaftlerin vor dem Herrn. Ich verstehe Ihr Widerstreben. Aber wenn wahr ist, was William Burton mir erzählt hat, dann war Roy Trent einer der Jungen, die Cill Trevelyan vergewaltigt haben. Ich hatte eigentlich gehofft ...« Sie schwieg unglücklich.

Jonathan zog die Schultern hoch. »Gut, ich bin mit fifty-fifty einverstanden.«

Kluge Frau, dachte Andrew, den Blick auf seine Hände gerichtet.

»Ich weiß, es ist verlockend, aus dem zeitlichen und örtlichen Zusammentreffen der Ereignisse eine Verbindung herauszulesen«, sagte Jonathan, »aber es ist auch gefährlich. Zufälle kommen vor. Darum wurden das PACE und das CPIA, die beiden Gesetze zur polizeilichen Ermittlungsarbeit und zum Strafverfahren, erlassen, darum ist die DNA-Untersuchung zu einer der Grundlagen des polizeilichen Ermittlungsverfahrens geworden. Man möchte den unglücklichen Zufall möglichst ausschließen.«

»Aber wenn Howard unschuldig war, dann ist genau der unglückliche Zufall schuld daran, dass er verurteilt wurde«, wandte George ein. »Das Haar in der Badewanne hat die Geschworenen von seiner Schuld überzeugt, nachdem die Anklage nachgewiesen hatte, dass es nur vom Mörder stammen konnte. Aber Howard war nicht der Mörder.«

»Umso mehr Grund, sich nicht wieder auf einen rothaarigen Verdächtigen zu fixieren. Ein ansehnlicher Teil der Bevölkerung trägt diese Anlage.« Er lächelte, um seinen Worten den Stachel zu nehmen. »Was natürlich nicht heißen soll, dass wir Ihren möglichen Vergewaltiger außer Acht lassen werden – er ist zweifellos der richtige Typ –, aber wir dürfen keine voreiligen Schlüsse ziehen. Es ist jammerschade, dass dieser William Burton sich nur an den Namen Roy erinnerte – das war in den Fünzigern und Sechzigern ein beliebter Vorname,

es wird also eine ganze Menge Männer dieses Namens geben.«

»So beliebt auch wieder nicht«, entgegnete George.

»Es kann doch eigentlich nur Roy Trent sein?«

»Roy Rogers – Roy Orbison – Roy of the Rovers – Roy Castle ...«

»Mindestens einer davon war eine Comicfigur«, warf Andrew ein.

»Na und? Bill Clinton und David Beckham haben ihren Kindern die Namen von Orten gegeben. Ich will damit nur sagen, dass wir von Roy nicht automatisch auf Roy Trent schließen können.«

»Aber nachvollziehen lässt sich diese Vermutung ganz gut«, meinte Andrew. »Der Mann ist ja der reinste Gorilla.«

»Das macht ihn noch lange nicht zum Vergewaltiger. Versuchen wir es anders – wer von euch beiden ist bereit, ihm das ins Gesicht zu sagen, ohne den kleinsten Beweis dafür in der Hand zu haben – und was glaubt ihr wohl, wie seine Antwort ausfallen wird?« Er blickte von einem zum anderen. »Genau! Wir müssen Louise finden oder, besser noch, die Eltern Burton. Die werden uns vielleicht einen Nachnamen liefern können.«

»Immer vorausgesetzt, sie reden überhaupt mit uns«, bemerkte George zweifelnd. »So wie ich William verstanden habe, legen sie nicht den geringsten Wert darauf, in die Geschichte hineingezogen zu werden.«



Jonathan blätterte zum Ende ihres Protokolls. »Haben Sie dieses Gespräch auf Band aufgezeichnet, oder haben Sie sich Notizen gemacht?«

»Über das erste habe ich mir hinterher im Auto Notizen gemacht, das Telefongespräch habe ich in groben Zügen mitstenografiert. Ich habe beide Protokolle unmittelbar danach abgetippt, ich bin sicher, dass sie korrekt sind.«

Er las die Beschreibung William Burtons, die sie zum Schluss angefügt hatte. »Anfang vierzig, ca. 1,80 m, kräftig, tätowierte Arme, liches dunkelblondes Haar, graue Augen, angenehmes, freundliches Gesicht, Feuerwehrmann. Verheiratet, zwei Töchter.« Er war Ihnen auf Anhieb sympathisch«, stellte er fest.

»Ja. Er war sehr offen und entgegenkommend, jedenfalls zu Beginn. Wir haben über seine Töchter gesprochen, die sich drinnen im Haus gerade ziemlich lautstark gestritten haben, und da war er sehr locker. Erst als ich seine Schwester erwähnte, machte er dicht. Er sagte wiederholt, er hätte sie seit Jahren nicht gesehen, aber ich habe ihm das nicht so ganz abgenommen.«

»Sie schreiben hier, dass er ›beunruhigt wirkte‹, als Sie ihn fragten, ob Louise mit etwa vierzehn Jahren ein Kind bekommen habe.« Andrew tippte auf eine Seite des Protokolls, das sie ihm gegeben hatte. »Er hat darauf geantwortet, ›Nicht, dass ich wüsste‹. In Klammern haben Sie ›ausweichend‹

mit einem Fragezeichen geschrieben. War das der Eindruck, den Sie hatten, als Sie mit ihm sprachen?»

George nickte. »Er sagte dann noch, er sei viel jünger als sie, und wenn etwas vorgefallen wäre, hätte er es ohnehin nicht verstanden. Das ist zwei Zeilen weiter unten. Ich fand diese Antwort reichlich merkwürdig – als wäre tatsächlich etwas vorgefallen und er wollte nicht direkt lügen. Ich habe auch hinter das ›viel jünger‹ ein Fragezeichen gesetzt. Louise müsste jetzt fünf- oder sechsundvierzig sein, und William sieht aus, als hätte er die vierzig ein gutes Stück überschritten.«

Jonathan wies sie auf einige Anmerkungen hin, die William Burtons Personenbeschreibung folgten.

»1 ) Er hätte nicht angerufen, wenn er in Priscilla Fletcher Louise erkannt hätte. (Doppelter Bluff?)

2 ) Hat er Cill Trevelyan in ihr erkannt? Wie kommt es, dass ihm die Sache plötzlich so nahe geht? (Wegen Cills Foto? Wegen seiner Töchter? Weil Priscilla F. Cill Trevelyan ist, und er es weiß?)«

»Was für eine Rolle spielen seine Töchter?«, fragte Jonathan.

»Das steht am Anfang des Telefonprotokolls. Er erzählte mir, dass seine Frau ihn gefragt hatte, wie ihm zumute gewesen wäre, wenn eine von ihnen mit dreizehn plötzlich verschwunden wäre. Außerdem hat es ihn erschüttert zu sehen, wie jung Cill damals war. Er hatte sie als fast erwachsen in

Erinnerung gehabt.« Sie schwieg einen Moment. »Es war beinahe so, als sähe er sie zum ersten Mal als Person – und ich frage mich, ob das so war, weil er sie in Priscilla Fletcher erkannte.«

»Ich halte es für wahrscheinlicher, dass Ihre erste Vermutung zutrifft. Dreißig Jahre nach dem Ereignis sah er Cill als das, was sie damals tatsächlich war – ein verletzliches Kind –, und das hat ihn erschüttert.«

»Er hat mir erzählt, dass seine Eltern ihr an allem, was schief ging, die Schuld gaben. Sie nannten sie nur die ›verdammte Göre‹ und stellten sie als Flittchen hin.«

»Woran genau gaben sie ihr die Schuld?«

Sie zuckte mit den Schultern. »An der Vergewaltigung – an Louises Angstzuständen ... an der Vernehmung durch die Polizei. Das sind die Dinge, die er erwähnt hat, aber er sagte, das sei über Monate gegangen.«

»Was? Die Angstzustände?«

»Vermutlich.«

»Interessant«, sagte Jonathan bedächtig. »Wovor hatte sie denn Angst? Vor den Jungen? Davor, selbst vergewaltigt zu werden?«

»Darüber hat er nichts gesagt. Er erwähnte flüchtig, dass die Eltern sie in eine andere Schule gesteckt haben, damit sie nicht ständig an Cills Verschwinden erinnert würde, aber das war auch alles.«

Andrew schnalzte plötzlich mit den Fingern. »Gehen Sie mal zurück zum ersten Absatz, wo George das Gespräch über die Töchter skizziert hat«, sagte er zu Jonathan. »Zweite Zeile: ›Mr. Burton machte eine scherzhafte Bemerkung über das feurige Haar und das feurige Temperament seiner Töchter ... sagte, er würde noch etwas dazuzahlen, wenn sie ihm jemand abnimmt.««

»Und?«

»Rotes Haar ist ein Familienerbe. Aber wenn Feuerrot herauskommen soll, muss die Anlage auf beiden Seiten vorhanden sein, da bin ich sicher.«

Jonathan strich sich nachdenklich das Kinn. »Weiter.«

»Ihr seid auf den rothaarigen Vergewaltiger fixiert, aber welche Haarfarbe hatte eigentlich Louise?«

**Von:** George Gardener [*geo.gar@mullinst.co.uk*]  
**Abgesandt:** Do, 17.04.03, 15:07  
**An:** *jon.hughes@london.ac.uk*  
**Kopie:** Andrew Spicer  
**Betreff:** Louise Burton

---

Lieber Jonathan, lieber Andrew,

die Detektei in Bristol war wenig hilfsbereit. Sie wollten mir weder irgendwelche Einzelheiten ihrer Nachforschungen noch die Adresse der Familie Trevelyan mitteilen. Sie beriefen sich darauf, dass ihre Erkenntnisse vertraulich behandelt würden, und lehnten es ab, die Trevelyan telefonisch um die Genehmigung zu bitten, ihre Informationen weiterzugeben. Ich glaube, sie hielten mich für eine Journalistin. Unter diesen Umständen sah ich keine Veranlassung, diesen Leuten auch noch ein Geschenk zu machen und sie auf Priscilla Fletcher hinzuweisen. Bezüglich Louise verwiesen sie mich schlicht und einfach an William Burton zurück.

Unser Freund Lovatt hat in den Archiven nichts gefunden und auch keine Kollegen aufgetan, die mit Howards Fall oder Cills Verschwinden befasst waren. Constable Prentice, der in den Zeitungsberichten erwähnt wurde, ist 1982 in den Ruhestand gegangen und soll irgendwann in den Neunzigern nach einem Schlaganfall gestorben sein.

Da ich William Burton nicht »verschrecken« möchte, habe ich beschlossen, die Geschichte anders anzupacken. Die Schule, die die Mädchen vor Cills Verschwinden besuchten, war beinahe mit Sicherheit die Highdown-Gesamtschule in der Wellingborough Road. In den Siebzigerjahren wurde sie in die Gemeindeschule Highdown umgewandelt und zog in ein neues Gebäude auf größerem Gelände in der Glazeborough Road um (wo früher das abgerissene Fabrikgebäude der Firma Brackham & Wright stand, bei der Wynne Stamp tätig war). An der Schule werden nur die Unterlagen ehemaliger Lehrer und Schüler aufbewahrt, die sich in das OH (Old Highdowners) Register eintragen. Aber ich habe Namen und Adresse der Direktorin, die von 1968 bis 1973 die Schule geleitet hat. Es handelt sich um: Miss Hilda Brett, 12 Hardy Mansions, Poundbury, Dorchester, Dorset. Ich habe mich erkundigt und erfahren, dass Hardy Mansions ein betreutes Wohnheim für »aktive Senioren« ist – das heißt, für Leute, die ihre fünf Sinne noch beisammen haben. Das ist eine erfreuliche Nachricht, denn Miss Brett ist zweifellos diejenige, die Cill damals vom Unterricht ausschloss, und sollte sich eigentlich an beide Mädchen erinnern. Ich kann natürlich versuchen, allein mit ihr zu sprechen, aber es wäre mir lieber, wenn Jonathan mitkäme, nicht nur, weil er als Universitätsdozent und Autor dem Gespräch wissenschaftliches Gewicht verleihen würde, und Miss Brett dann wahrscheinlich eher bereit wäre, Auskunft zu geben, sondern auch, weil ich mir nicht sicher bin, wie ich das Gespräch strukturieren soll.

Sagen wir, dass wir auf der Suche nach Cill Trevelyan sind?  
Oder nach Louise Burton? Erwähnen wir Howard Stamp? Oder  
keinen der drei? Sagen wir einfach, wir interessierten uns für  
die Verhältnisse in Highdown in den Siebzigern und hätten  
ihren Namen von ihrer alten Schule bekommen? Bitte um Hilfe!

Mit herzlichem Gruß

George

P.S. Alles in allem denke ich, wir sollten einfach aufkreuzen und  
nicht erst versuchen, einen Termin mit ihr zu vereinbaren. Denn  
wenn sie Nein sagt, ist uns auch die Möglichkeit des plötzlichen  
Überfalls genommen.

*Dorchester, Dorset*  
*Mittwoch, 23. April 2003, morgens*

Diesmal hatte Jonathan sich für korrekte Kleidung entschieden und vermerkte, als George ihn am Bahnhof in Dorchester abholte, mit Erleichterung, dass sie das Gleiche getan hatte. »Was ist denn aus dem rollenden Aktenschrank geworden?«, fragte er, als er in ihren Wagen stieg. »Ich hoffe, Sie haben ihn nicht meinetwegen demonstriert.«

»Ich habe mal gründlich reingemacht.« Sie ließ den Motor an. »Jetzt steht alles zu Hause ordentlich an seinem Platz.« Sie lächelte ihm kurz zu. »Ich dachte mir, Andrews Frau hat Recht: Kleider machen Leute.«

Jonathan erwiderte das Lächeln. »Aber Andrew ist da anderer Meinung. Für ihn gilt eher: ›Es ist nicht alles Gold, was glänzt.«

»Für mich eigentlich auch«, sagte sie vergnügt und fuhr los, »aber wir sind in der Unterzahl, also halt ich's ausnahmsweise mit der anderen Seite –



sauberes Auto – sauberes Haus – saubere Kleider – *saubere* Gedanken.«

Jonathan lachte. »Und wie lange soll das anhalten?«

»Das hängt von meiner Entschlossenheit ab.« Sie bog nach rechts in die Weymouth Avenue ab, bevor sie sich links einreichte, um auf die Ausfallstraße nach Westen zu gelangen. Sie saß so tief über das Lenkrad gebeugt, als könnte sie nicht erkennen, wohin sie fuhr, und Jonathan schloss die Augen, um nicht bei jeder heiklen Situation zusammenzucken zu müssen.

»Von Ihrer Entschlossenheit wozu?«

»Von Anfang an den richtigen Eindruck zu machen. Mir ist klar, dass ich es nur mir selbst zuzuschreiben habe, wenn keiner mich ernst nimmt.«

Jonathan hatte gewusst, dass es früher oder später zu diesem Gespräch kommen würde. Ungelöste Konflikte bereinigten sich nicht einfach von selbst. »Falls es Ihnen ein Trost ist«, sagte er zaghaft, »ich habe viel Schlimmeres zu Sergeant Lovatt gesagt. Andrew behauptet, ich hätte ihn einen Faschisten genannt – auch wenn ich mich daran wirklich nicht erinnere.«

»Ach, Herrgott noch mal. Es geht hier doch nicht um Sie.«

»Um wen dann?«

»Um Roy. Er hat mich an der Nase herumgeführt, weil er mich für eine zerstreute alte Jungfer hält.«

Sie brach ab, um den Wagen schweigend zwischen den links geparkten Autos und dem entgegenkommenden Verkehr hindurchzumanövrieren. »Hinter Ihrer Sonnenblende steckt ein Plan von Poundbury«, sagte sie dann. »Wir brauchen die Bridport Road und dann den Western Crescent. Ich glaube, ich weiß den Weg, aber es ist zwei Jahre her, dass ich das letzte Mal hier war, und inzwischen ist so viel gebaut worden, dass sich der Verlauf der Straßen vielleicht geändert hat.«

Er zog den Plan hinter der Sonnenblende heraus und breitete ihn auf seinen Knien aus. »Wie hat er Sie denn an der Nase herumgeführt?«

Sie seufzte und wandte einen Moment den Blick von der Straße, um ihn anzusehen. »Ich bin nicht kritisch genug an die Informationen herangegangen, die ich von ihm bekommen habe. Stattdessen habe ich zwei Jahre damit verschwendet, mit Leuten zu reden, die noch weniger über Howard wussten als ich.«

»Und deren Namen Sie von Roy hatten?«

»Hm. Mrs. Soundso, die in den Sechzigerjahren bei Brackham & Wright gearbeitet hat und eventuell wissen könnte, was aus Wynne Stamp geworden ist. Mr. Soundso, der immer seine Zeitung bei Roys Vater gekauft hat und Grace möglicherweise gekannt hat. Miss Soundso, die ungefähr zur selben Zeit in der St.-David's-Grundschule war wie Howard. Ich habe bestimmt mit zwanzig Leuten

gesprochen, die ganz entfernt mit der Geschichte zu tun hatten – aber keiner von ihnen wusste wirklich etwas.«

Jonathan stemmte die Füße in den Boden, als sie keinen Viertelmeter hinter einem Schwertransporter endlich abbremste. »Ärgerlich.«

»Ich würde es hinterhältig nennen«, sagte George, die den Bürgersteig hinaufhoppelte, um den Transporter zu überholen und links in die Bridport Road abzubiegen, während Jonathan mit stoischer Miene ins Leere starrte. Mit einer Kopfbewegung wies sie auf ein cremefarbenes Gebäude mit einem rot gedeckten Turm, das sich vor ihnen erhob. »Hier fängt Poundbury an. Waren Sie schon einmal hier? Kennen Sie es?«

»Nein.«

»Dann werden Sie eine Überraschung erleben. Es ist Prinz Charles' Herausforderung an diese modernen Architekten und Bauträger, die Riesensiedlungen mit billigen Backsteinkästen bauen, von denen einer aussieht wie der andere, und die dafür von den Leuten auch noch Dankbarkeit erwarten. Ich meine, gibt es überhaupt jemanden, der so *langweilig* wohnen will?«

Roy Trent vergaß sie vor lauter Begeisterung über die Utopie des Prinzen von Wales von einer modernen Gemeinde. Sie bestand darauf, einen Abstecher zu Phase eins des Poundbury-Projekts zu machen, einer Anlage, die noch keine zehn Jahre alt war,

aber durch ihre Architektur und Gestaltung – unregelmäßig verlaufende Straßen, eine Mischung unterschiedlicher Baustile, die Verwendung einheimischer Materialien und die Anordnung der Häuser zu Plätzen und Höfen – den Eindruck von Geschichtsbewusstsein und Dauerhaftigkeit vermittelte.

Jonathan war beeindruckt, bezweifelte allerdings, dass eine ähnliche Anlage in London funktionieren würde. »Es wäre schwierig, das in eine Stadt zu übertragen«, sagte er, als sie wieder auf die Hauptstraße hinausfuhr.

»Wieso?«, fragte George. »Meiner Ansicht nach würde das Prinzip, sich an heimische Tradition und Materialien zu halten, in Harlesden ebenso gut funktionieren wie in Dorset. Die Menschen hassen doch gerade die Monotonie, die da mit billigem Backstein und Stahlbeton geschaffen wird. Ein Haus sollte Ausdruck der Persönlichkeit seiner Bewohner sein, nicht ein Abklatsch des Hauses nebenan.«

»Und was ist mit den viktorianischen Reihenhäusern?«, erkundigte er sich ironisch. »Sie wurden nach Dutzendplänen gebaut, und monotoner geht's ja wohl kaum. In hundert Jahren sind die Leute von unseren billigen Backsteinkästen vielleicht genauso entzückt wie wir heute von ihrem Äquivalent aus dem neunzehnten Jahrhundert.«

George lachte glucksend. »Vorausgesetzt, die Käs-

ten stehen in hundert Jahren noch. Die viktorianischen Reihenhäuser wurden für die Ewigkeit gebaut – heute ist doch jedes Ding nach spätestens einem Jahr hinüber.« Sie bremste ab, um ein Straßenschild zu lesen. »Poundbury Close«, meldete sie.

Jonathan suchte mit dem Finger auf dem Plan. »Der Western Crescent ist die zweite rechts«, sagte er. »Gleich hier.«

Sie setzte den Blinker und schob sich zur Mitte der Straße.

»Erzählen Sie mir mehr über Roys Hinterlistigkeit«, forderte er sie auf.

»Da gibt's nicht viel zu erzählen«, antwortete sie nüchtern. »Er hat mich an der Nase herumgeführt, weil er nicht will, dass ich ihm auf die Schliche komme.«

»Das können Sie nicht mit Sicherheit sagen«, warnte Jonathan.

»Er ist vielleicht gänzlich unschuldig und hält nur die Ohren auf, weil er weiß, dass es Ihnen wichtig ist. Wenn er Ihnen nie etwas wirklich Nützliches geliefert hat, kann das auch ein Beweis dafür sein, dass er so wenig weiß wie Sie und ich.«

George lachte spöttisch. »Das glauben Sie doch selbst nicht. Er hat mich reingelegt. Er wurde erst freundlich, als ich von meinem Interesse an Howard Stamp erzählte, da wurde er plötzlich mein bester Kumpel. Ich hätte damals schon Lunte riechen müssen.«

Sie fuhr langsam, um die Namen der Häuser lesen zu können.

Vor einem großen Gebäude, das aus dem Stein von der Halbinsel Purbeck erbaut war, hielt sie an. »Da sind wir – Hardy Mansions.«

Es überraschte sie beide, wie einfach es war, zu der alten Dame vorzudringen. Sie hatten erwartet, dass sie sich zuerst bei einem Betreuer vorstellen müssten, doch es bedurfte nur eines kurzen Drucks auf einen Klingelknopf, neben dem »Hilda Brett« geschrieben stand, und Georges Hinweis über die Sprechanlage auf die Highdown-Gesamtschule, da wurde nach einem kurzen »Wohnung zwölf« die Tür geöffnet.

»Sie ist viel zu vertrauensselig«, stellte George missbilligend fest, als sie dem Pfeil zu fünf bis zwölf durch einen Korridor folgten. »Sie hat doch keine Ahnung, wer wir sind.«

»Vielleicht lebt sie gern gefährlich«, vermutete Jonathan.

»Es wundert mich, dass das erlaubt ist.«

»Dann rebelliert sie vielleicht dagegen, wie in einem Gefängnis zu leben«, brummelte er.

George schnitt eine Grimasse. »Es soll doch genau das Gegenteil sein – Befreiung von Angst und Sorge.«

»Hm, aber indem man die Unerwünschten ausschließt oder die Einwohner einschließt? Der Preis für Sorgenfreiheit kann auch zu hoch sein – Angst

vor dem Verbrechen isoliert genauso wie das Verbrechen selbst.«

George kam nicht dazu, auf diese Spitze gegen das betreute Wohnen etwas zu erwidern, denn in diesem Moment wurde die Tür von Nummer zwölf geöffnet, und eine hagere Frau bat sie einzutreten. »Hallo, hallo!«, sagte sie erfreut. »Kommen Sie herein.« Sie stützte sich auf einen Stock und trat zurück, um sie vorüberzulassen. »Das Wohnzimmer ist gleich rechts – mein Sessel ist der mit dem geraden Rücken und den Kissen.« Sie folgte ihnen, nachdem sie die Wohnungstür geschlossen hatte, und musterte sie prüfend, als sie sich in ihrem Sessel niederließ. »Setzen Sie sich – setzen Sie sich. Machen Sie es sich bequem.«

Jonathan setzte sich auf das Sofa, George in einen Sessel. »Vielen Dank, Miss Brett, das ist sehr freundlich von Ihnen«, sagte sie. »Wir haben Ihre Adresse von der Schule bekommen, aber da man dort Ihre Telefonnummer nicht hatte, beschlossen wir, auf gut Glück herzukommen, in der Hoffnung, Sie anzutreffen.«

Die Frau, die sicherlich über die achtzig hinaus war, wirkte zart, aber die verblassten Augen waren wach und intelligent. »Sie müssen mir helfen«, sagte sie. »Ich habe offen gestanden keine Ahnung, wer Sie beide sind. Der junge Mann war offensichtlich nach meiner Zeit an der Schule, aber wann waren Sie dort, mein Kind?«

George verzog augenblicklich schuldbewusst das Gesicht.

»Oh, entschuldigen Sie, ich wollte nicht den Eindruck erwecken, wir wären ehemalige Schüler von Ihnen.« Sie sah die Enttäuschung im Gesicht der alten Frau. »Dürfen wir uns bekannt machen? Mein Name ist Georgina Gardener, ich bin Stadträtin für den Bezirk Highdown, wo heute noch Ihre ehemalige Schule ist, und das ist Dr. Jonathan Hughes« – sie wies zum Sofa –, »Schriftsteller und Dozent für europäische Anthropologie an den Universität London.«

Jonathan stand auf und neigte sich zu der alten Frau hinunter, um ihr die Hand zu geben. »Es ist mir eine große Ehre, Miss Brett. Ich wollte immer schon eine Schulleiterin kennen lernen, die bei der Einführung der Gesamtschule in unser Schulsystem mitgewirkt hat. Es waren sicher schwierige und belastende Zeiten – aber vielleicht waren sie auch ganz aufregend?«

Sie runzelte ein wenig die Stirn, als hätte sie Zweifel, dass dies der Anlass ihres Besuchs war. »Ja, das ist richtig«, stimmte sie zu, »aber wir wurden damals alle von einem starken missionarischen Eifer getragen. Meine Kollegen und ich hatten viel zu oft miterlebt, wie Kinder zu einer zweitklassigen Schulbildung verurteilt wurden, nur weil sie mit elf Jahren die Aufnahmeprüfung zum Besuch einer höheren Schule nicht bestanden.«



»Und daher kaum eine oder gar keine Chance hatten, später ein Universitätsstudium aufzunehmen«, sagte Jonathan und setzte sich wieder.

»Richtig. Der direkte Weg zum Studium führte über die öffentlichen und privaten höheren Schulen, und wenn man die Aufnahmeprüfung nicht bestand, war es vorbei. Das heißt, dass über die Zukunft eines Kindes bereits in seinem elften Lebensjahr entschieden wurde.« Sie schwieg und blickte fragend von einem zum anderen. »Sind Sie wirklich hier, um sich darüber mit mir zu unterhalten? Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Meinung einer tattrigen alten Lehrerin für die derzeitige Bildungsdiskussion von Bedeutung ist.«

George setzte wieder ihr schuldbewusstes Gesicht auf. »Na ja ...«

»In gewisser Weise schon.« Jonathan beugte sich vor, um sie direkt anzusprechen. »Wir arbeiten an einer Fallstudie über schwierige Jugendliche in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Darunter sind zwei aus Highdown, die uns interessieren: Howard Stamp, der wegen Mordes an seiner Großmutter verurteilt wurde, und Priscilla Trevelyan, die 1970 spurlos verschwand. Howard war zu alt, um Ihr Schüler gewesen zu sein, aber wenn ich nicht irre, war Priscilla eine Schülerin von Ihnen?« Er zog fragend eine Augenbraue hoch, und sie nickte. »Wären Sie bereit, uns zu erzählen, was Sie über dieses Mädchen noch in Erinnerung haben?«

Sie nahm diese weitere Enttäuschung mit einem unwilligen Seufzer auf. »Wenn Sie von einer Detektei kommen, verschwenden Sie hier Ihre Zeit. Ich habe bereits den Leuten, die vor Ihnen hier waren, gesagt, dass ich keine Ahnung habe, was aus dem armen Kind geworden ist.«

Jonathan nahm eine Visitenkarte und seinen Universitätsausweis aus der Innentasche seines Jacketts und reichte ihr beides.

»Das auf dem Foto bin ich, da sind mein Name und mein Titel – und unten auf der Karte steht meine Fakultätsdurchwahl. Sie können jederzeit dort anrufen und sich bestätigen lassen, dass ich der bin, der ich zu sein behaupte. Das Gleiche gilt für Miss Gardener, Sie können sich jederzeit bei ihrem Büro oder einem ihrer Kollegen im Pflegeheim *The Birches* in Highwood nach ihr erkundigen.«

Sogleich nahm auch George eine Karte aus ihrem Köfferchen und reichte sie der alten Dame hinüber. »Wir kommen nicht von einer Detektei«, versicherte sie. »Aber als ich Louise Burtons Bruder aufsuchte, reagierte er genau wie Sie, Miss Brett. Soviel ich weiß, lassen die Trevelyans seit Jahren nach ihrer Tochter suchen.«

Miss Brett warf einen kurzen Blick auf die Karten, bevor sie in ihrem Sessel nach vorn rutschte, offensichtlich im Begriff aufzustehen. »Es tut mir Leid, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Das war schrecklich damals – wenn ich irgendetwas

von Nutzen gewusst hätte, hätte ich gleich mit der Polizei gesprochen.«

Jonathan ignorierte den Rauswurf. »Georgina und mir geht es um etwas anderes«, erklärte er. »Mehr als die Frage, wo Priscilla heute ist, interessiert uns, wie sie in die Statistik der verschwundenen Jugendlichen geriet. Wenn man den Aussagen ihrer Eltern glauben kann, wie sie von der Presse wiedergegeben wurden, rührte der größte Teil ihrer Probleme daher, dass sie intelligenter war als ihre Altersgenossen – und abwegig ist diese Vermutung keineswegs. Der Zusammenhang zwischen chronischem Schuleschwänzen und kriminellem Verhalten ist gut dokumentiert, und beides wird häufig durch Langeweile mit ausgelöst. Stimmen Sie – *stimmten* Sie damals – mit Mr. und Mrs. Trevelyans Einschätzung ihrer Tochter überein? Wäre Priscilla weniger schwierig gewesen, wenn sie die Aufnahmeprüfung in eine höhere Schule geschafft hätte?«

Die Frage, die sich an die Pädagogin in ihr richtete, wirkte: Sie blieb sitzen. »Schuleschwänzer sind meistens Kinder oder Jugendliche, die im Unterricht nicht mitkommen, Dr.« – sie warf wieder einen Blick auf Jonathans Karte – »Hughes. Störendes Verhalten hingegen kann ein Zeichen überdurchschnittlicher Intelligenz sein, die nicht stark genug gefordert wird. Bei Priscilla traf eindeutig das Letztere zu ... in dieser Hinsicht war ich ganz einer

Meinung mit Mr. und Mrs. Trevelyan. Aber ich glaube nicht, dass diese hohe Intelligenz, die sie zu einem schwierigen und aufmüpfigen Kind machte, der Grund für ihr Schuleschwänzen war – oder für ihr Verschwinden.«

»Was dann?«

Miss Brett legte die Fingerspitzen beider Hände aneinander.

»Das müssen Sie ihren Vater fragen.«

Jonathan sah George an, die ohne Zögern in das Gespräch eintrat. »William Burton erzählte mir, dass sie ein frühreifes Kind war, offenbar stark sexualisiert«, sagte sie sachlich. »Ich weiß, dass das damals ein Tabuthema war, aber glauben Sie – im Rückblick –, dass sie sexuell missbraucht wurde?«

»Ja.«

»Von ihrem Vater?«

»Ja.«

George griff nach Block und Stift. »Haben Sie darüber mit der Polizei gesprochen?«

Ein kurzes Schweigen trat ein. »Nein«, sagte die alte Frau dann, »zu dieser Schlussfolgerung bin ich erst in den letzten zehn Jahren gelangt. Lange Zeit habe ich mir selbst die Schuld gegeben – es ist furchtbar, wenn man sich als Lehrerin für das Verschwinden eines Kindes verantwortlich fühlt. Ich hatte immer geglaubt, ich wäre ein Mensch, dem die Schüler sich anvertrauen konnten – so hätte es sein *müssen* ...« Sie brach ab.

George fühlte sich zu einem Zeichen des Mitgefühls gedrängt, aber bevor sie etwas tun konnte, begann Jonathan zu sprechen.

»Vor kurzem wurde in New York einer meiner Studenten ermordet, dem ich zu einem Stipendium an einer dortigen Universität verholfen hatte«, sagte er ruhig, »und mir ist nichts als ein ewiges ›Wenn nur‹ geblieben: Wenn er nur kein Schwarzer gewesen wäre ... Wenn nur Amerika und Großbritannien nicht eine solche Terrorismushysterie heraufbeschworen hätten ... Wenn nur der Mann auf der Straße erkennen könnte, dass Moslem und Terrorist nicht dasselbe ist ...« Er lächelte. »Ich vermute, Ihr ›Wenn nur‹ hatte mit der Vergewaltigung zu tun. Wenn nur Priscilla sich Ihnen anvertraut hätte, dann hätten Sie sie nicht wegen des Streits mit Louise bestraft, ihr Vater hätte keinen Vorwand gehabt, sie zu schlagen – oder ihr Schlimmeres anzutun –, und sie wäre nicht von zu Hause weggelaufen.«

Hilda Brett nickte. »Das und mehr. Ihre Sprache war sexualisiert, und sie dachte sich überhaupt nichts dabei, mit anzüglichen Bemerkungen um sich zu werfen, besonders in Gegenwart männlicher Lehrer, aber keiner von uns kam auf den Gedanken, dass das ein Hinweis auf sexuellen Missbrauch sein könnte.« Sie seufzte wieder. »Es machte sie bei den Lehrern nur unbeliebt und brachte ihr härtere Strafen als sonst üblich ein. Es tut mir in der Seele

weh, wenn ich daran denke. Man fragt sich, wo das arme Kind Liebe und Verständnis fand, wenn es die zu Hause nicht bekam.«

»Tja, die Unwissenheit war damals groß«, sagte George. »Heute mag man kaum glauben, dass das Problem des Kindesmissbrauchs erst 1974 mit den Ermittlungen im Fall Maria Colwell ans Licht kam.« Sie warf Jonathan einen Blick zu. »Erst als die arme Kleine von ihrem Stiefvater ins Krankenhaus gebracht wurde, erkannten die Behörden, dass sie sie hätten schützen müssen. Er war ihr *Mörder* – er hatte eine halbverhungerte Siebenjährige zu Tode geprügelt und glaubte allen Ernstes, niemand würde etwas dagegen haben.«

»So viel besser ist die Situation nicht geworden«, bemerkte Jonathan, der an seine eigene Kindheit dachte. »Die Schwierigkeit ist, dass zwischen Kinderschutz und eugenischem Experiment nur eine dünne Trennungslinie besteht. Wir haben etwas dagegen, dass Kinder unzulänglichen Eltern zwangsweise weggenommen werden, aber wenn dieselben Kinder an Vernachlässigung und brutaler Behandlung sterben, schreien wir Zeter und Mordio. Ganz gleich, was die Behörden tun oder nicht tun, es ist immer verkehrt.«

Hilda Brett sah ihn interessiert an. »Definieren Sie erst einmal Unzulänglichkeit«, sagte sie trocken. »Ich habe mit vielen Eltern zu tun gehabt, auf die diese Beschreibung besser gepasst hätte als auf die

Trevelyans. Wer kann sagen, welcher Vater seinem Kind schadet?«

»Oder wie er ihm schadet«, warf George nachdenklich ein. »Es gibt Hinweise, dass David Trevelyan seine Tochter Priscilla geschlagen hat – sogar die Mutter hat das indirekt zugegeben, als sie von seiner Strenge sprach –, aber hinsichtlich des sexuellen Missbrauchs habe ich meine Zweifel. William Burtons Bericht von der Vergewaltigung lässt darauf schließen, dass Cill noch unberührt war. Er sagte, ihre Beine seien voller Blut gewesen, so dass Louise nach Hause laufen und eine lange Hose für sie holen musste, damit keiner es merkte. Es kann natürlich Menstruationsblut gewesen sein, aber ich neige mehr zu der Vermutung, dass ihr Hymen gerissen ist ... und das würde bedeuten, dass sie bis zu der Vergewaltigung unberührt gewesen war.«

»Aber das heißt nicht, dass sie nicht auf andere Weise in die Sexualität eingeführt worden war«, entgegnete Jonathan.

»Richtig. Und wenn ihr Vater der Verantwortliche war, dann erklärt das, warum sie nicht wollte, dass er von der Vergewaltigung erfährt. Er hätte zweifellos behauptet, sie habe sie selbst provoziert. Diese Ausrede benutzen Kinderschänder und Vergewaltiger ja regelmäßig, um ihr Verhalten zu entschuldigen – nicht sie hätten Schuld, sondern das Opfer, das sie gereizt hat.« Sie tippte mit dem Stift auf ihren Block. »Die gleichen Argumente

träfen auf die Mutter zu. Ich habe in einer Studie gelesen, dass bis zu fünfundzwanzig Prozent der Missbrauchsdelikte von Frauen verübt werden. Weiß der Himmel, was innerhalb dieser Familie los war.«

»Oder außerhalb«, bemerkte Jonathan. »Vielleicht war ein Nachbar oder Verwandter der Verführer – vielleicht war ihr Vater über ihre Sexualisierung so besorgt wie ihre Lehrer und wusste nicht, wie er damit umgehen sollte. Es kann gut sein, dass er nur der körperlichen Züchtigung schuldig war.« Er warf der ehemaligen Schulleiterin einen fragenden Blick zu. »Was war er für ein Mensch? Haben Sie ihn näher gekannt?«

»Nein, eigentlich nicht. Ich habe einmal mit ihm gesprochen, weil Priscilla ständig den Unterricht schwänzte, und dann noch einmal nach ihrem Verschwinden. Beide Male war er sehr aufgebracht. Wir kamen nicht zu einer Verständigung. Beim ersten Mal erklärte er mir, es sei die Pflicht der Schule, dafür zu sorgen, dass seine Tochter regelmäßig am Unterricht teilnimmt, und beim zweiten Mal machte er mir Vorwürfe, weil ich Priscilla vom Unterricht ausgeschlossen hatte und Louise nicht. Er sagte, wenn er gewusst hätte, dass Louise Burton das Mädchen war, mit dem seine Tochter sich geschlagen hatte, hätte er meine Strafmaßnahme nicht unterstützt.«

»Was glauben Sie, warum er so etwas sagte?«



Sie überlegte einen Augenblick. »Beide Elternpaare waren überzeugt, dass jeweils das andere Kind ihr eigenes zum Schuleschwänzen angestiftet habe, aber ich war schon damals sicher – und bin es immer noch –, dass Mr. Trevelyan mir die Schuld in die Schuhe schieben wollte. Wenn er nachweislich nur eine Strafmaßnahme der Schule unterstützt hatte, brauchte er sich wegen Priscillas Verschwinden – aus welchem Grund auch immer – keine Vorwürfe zu machen.«

»Sie haben ihn nicht gemocht?«, sagte George.

»Nein«, antwortete die alte Frau mit Entschiedenheit. »Er war ein brutaler Mensch, der mir mit der Faust drohte und erwartete, dass ich mich ihm beugen würde. Ich erklärte ihm beide Male klipp und klar, dass es meine Pflicht sei, Priscillas Schwänzen den Eltern und den zuständigen Behörden zu melden. Daraufhin gab er prompt der Schule die Schuld an ihren Schwierigkeiten. Wir hätten sie nicht gefördert – sie langweile sich im Unterricht – wir forderten sie nicht genug – sie sei zu intelligent für eine Schule wie die in Highdown.«

»Und das wurde dann alles in der Zeitung breitgetreten?«

»Ja.« Sie seufzte wieder. »Ohne dass wir etwas dagegen sagen konnten. Es wäre doch schäbig gewesen, dem Bild der Eltern von ihrer Tochter zu widersprechen, und noch schäbiger zu behaupten, die Trevelyans hätten« – sie sah Jonathan mit schräg

geneigtem Kopf an – »ihrer Aufgabe als Eltern nicht genügt. Sie kennen ja den Spruch: *De mortuis nihil nisi bene.*«

Jonathan sah sie neugierig an. »Ist das nur eine Redewendung, oder glaubten Sie tatsächlich, das Mädchen sei tot?«

»Beides. Wenn ein Kind verschwindet, wühlt das sehr stark auf ... wir haben alle um sie getrauert. Jeder erwartete, dass man irgendwo ein hastig ausgehobenes Grab finden würde, und als das nicht geschah ...« Sie zuckte resigniert mit den Schultern. »Ihre Eltern gaben die Hoffnung nicht auf, aber sonst glaubte kein Mensch daran, dass sie sich allein durchschlagen konnte.«

Er nickte. »Warum hat die Polizei dann die Ermittlungen eingestellt?«

»Ich glaube, das hat sie gar nicht getan. Der Fall blieb jahrelang offen, aber im Grunde wartete man nur darauf, dass irgendwo ein Skelett entdeckt werden würde. Wie einer der Beamten sagte, sie hat sich in Luft aufgelöst, nachdem sie das Haus ihrer Eltern verlassen hatte. Sie wurde beinahe mit Sicherheit von einem dieser Ungeheuer entführt, die es auf Kinder abgesehen haben. Sie könnte überall begraben sein.«

»Ihr Vater wurde befragt und als Täter ausgeschlossen«, bemerkte George. »Wissen Sie, auf welcher Grundlage? Er wäre doch am ehesten verdächtig gewesen.«

»Er hatte in der Woche Nachtschicht, und Priscillas Mutter sagte aus, ihre Tochter sei noch zu Hause gewesen, als er zur Arbeit ging. Er meldete sie vermisst, als er um sechs Uhr morgens nach Hause kam und feststellte, dass ihr Bett unberührt war. Seine Arbeitskollegen sagten übereinstimmend aus, er habe seinen Arbeitsplatz die ganze Nacht nicht verlassen.«

»Was hat er gearbeitet?«

»Er war Vorarbeiter bei Brackham & Wright, der Werkzeugfabrik. Sie hat einige Jahre später geschlossen, und auf dem Gelände wurde dann die neue Gesamtschule gebaut.«

Danach trat ein langes, gedankenvolles Schweigen ein.

»Was sagten Sie gleich wieder über örtliches und zeitliches Zusammentreffen?«, fragte George, ihren Stift auf Jonathan gerichtet. »Man solle sich davon nicht verlocken lassen, Zusammenhänge herzustellen ... ›Zufälle kommen vor‹. Tja, aber ich bin nun doch verlockt.« Sie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder Hilda Brett zu. »Erinnern Sie sich an die Ermordung von Grace Jefferies? Ihre Leiche wurde eine Woche nach Priscillas Verschwinden gefunden.«

Die alte Frau nickte. »Ja, eine schlimme Geschichte. Sie erwähnten vorhin schon den Mann, der sie ermordet hat.«

»Howard Stamp«, sagte George. »Seine Mutter Wynne – Grace' Tochter – hat ebenfalls bei

Brackham & Wright gearbeitet. Ich finde, man braucht schon eine Menge Fantasie, um zu glauben, dass eine Entführung und ein Mord innerhalb von einer Woche bei Familien, deren Angehörige bei derselben Firma arbeiten, Zufall sind. Irgendwie müssen diese beiden Ereignisse miteinander in Zusammenhang gestanden haben. Hat die Polizei Ihnen gegenüber jemals etwas in dieser Richtung angedeutet?«

»Mir gegenüber nicht, nein. Ich erinnere mich allerdings, dass ich erstaunt war, als ich im Lauf des Prozesses hörte, dass Mrs. Stamp bei der Firma arbeitete – aber das war natürlich erst ein Jahr nach Priscillas Verschwinden.« Hilda Brett zog sich einen Moment in sich selbst zurück und sah zum Fenster hinaus, während sie ihren Erinnerungen nachhing. »In der Rückschau springt es einem förmlich ins Auge, dass da möglicherweise ein Zusammenhang besteht«, sagte sie nach einer Weile, »aber damals war das nicht so offenkundig. Sie dürfen nicht vergessen, dass Brackham & Wright in den Sechzigerjahren einer der größten Arbeitgeber in Highdown war – circa zweitausend Leute arbeiteten dort, zum Beispiel auch eine große Zahl unserer Eltern. Soweit ich mich erinnere, war auch Louise Burtons Vater dort Vorarbeiter, und viele Schüler von uns gingen dort in die Lehre.«

»Was für Leute waren die Burtons?«, fragte Jonathan, bevor George etwas sagen konnte.

»Ich glaube, *ihn* habe ich nie persönlich kennen gelernt – man hatte damals nicht viel Kontakt mit den Eltern –, aber ich weiß, dass ich mit Mrs. Burton wegen Louises Schwänzen gesprochen habe. Sie war um einiges einsichtiger als Mr. Trevelyan und übernahm zumindest einen Teil der Verantwortung für das Verhalten ihrer Tochter, aber sie gab auch Priscilla die Schuld. Sie verlangte von mir, die Mädchen zu trennen, aber ich machte ihr klar, dass das gar nichts bewirken würde, solange sie so nahe beieinander wohnten.«

»Wie nahe? Wir wissen, dass die Burtons in der Mullin Street wohnten, aber die Adresse der Trevelyan's konnten wir nicht ausfindig machen.«

»Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, wohnten sie in der Lacey Street.«

»Zwei Straßen weiter also«, sagte George, während sie sich eine Notiz machte. »Wissen Sie, welche Nummer?«, fragte sie.

Hilda Brett schüttelte bedauernd den Kopf. »Es ist lange her.«

»Hatte Mrs. Burton denn Recht?«, hakte Jonathan nach. »War Priscilla in dieser Freundschaft die Tonangebende?«

»Eindeutig. Sie war die weit stärkere Persönlichkeit. Sie war auch diejenige, die mit dem Schwänzen anfang – zuerst nur nachmittags, dann ganze Tage.«

»Täglich? Wie lange ging das so?«

Hilda Brett überlegte kurz. »Genau kann ich es nicht mehr sagen – vielleicht ein- oder zweimal im zweiten Trimester. Beide Elternpaare bekamen vor den Osterferien Briefe, aber ich weiß noch genau, dass die Mädchen in den ersten zwei Wochen des Sommertrimesters die meiste Zeit fehlten. Das änderte sich schlagartig nach der Vergewaltigung – wobei wir allerdings erst später erfuhren, was die Veränderung herbeigeführt hatte. Ich schrieb die Besserung naiverweise einem Brief von mir an die Väter der beiden Mädchen zu, in dem ich sofortigen Schulausschluss angedroht hatte, falls sich nichts änderte.«

»Wann wurden die Briefe abgeschickt?«

»Es muss am Tag der Vergewaltigung gewesen sein. Die beiden waren an dem Morgen wieder nicht zum Unterricht erschienen, und daraufhin beschloss ich durchzugreifen.«

»Und Louise war nur eine Mitläuferin? Nicht die Anstifterin?«

Wieder nahm sie sich Zeit zum Überlegen. »Louise war ein merkwürdiges Kind – eine kleine Intrigantin, wenn Sie mich fragen. Für meine Begriffe hat sie Priscilla damals bei der Polizei angeschwärzt. Sie hat ein vernichtendes Bild von ihr gezeichnet. Sie stellte Priscilla als ein gewaltbereites, promiskuitives, aufsässiges junges Mädchen dar, die ihre Eltern hasste, die Schule schwänzte, um sich mit Jungen zu treffen, und die andere

Kinder unter Druck setzte. Es mag ein Fünkchen Wahrheit in dieser Beschreibung enthalten gewesen sein – Priscilla war groß und kräftig für ihr Alter und konnte hart zurückschlagen, wenn sie gehänselt wurde –, aber sie war weder brutal noch hat sie andere tyrannisiert. Auf kleinere Kinder, vor allem solche, die etwas schüchtern waren, übte sie eine starke Anziehungskraft aus, aber ich kann mich nicht erinnern, dass sie je unfreundlich zu einem von ihnen gewesen wäre – im Gegenteil, sie beschützte sie eher.«

»William Burton sagte, die polizeiliche Vernehmung habe Louise Angst gemacht. Vielleicht wollte sie Mitgefühl hervorrufen.«

»Bestimmt.« Hilda Bretts Stimme hatte einen beißenden Unterton. »Das war ganz ihre Art. Tränen und Ohnmachten, und wenn man mit ihr sprach, konnte sie einem nicht in die Augen sehen – das genaue Gegenteil von Priscilla. Die hat den Kopf hochgeworfen und gekämpft. Das bedeutet nicht, dass Louise an den Dummheiten keinen Anteil hatte. Es heißt nur, dass ihre Freundin die Strafe für beide bekam.«

»Wie bei der Vergewaltigung?«

»Ich denke, ja.«

»Und bei der Schlägerei, die für Priscilla zum Unterrichtsausschluss führte?«

»Ja. Das war ganz typisch für Louise. Ihre Lehrerin berichtete mir damals, Louise hätte den

ganzen Morgen flüsternd auf Priscilla eingeredet, aber Louise behauptete, es sei genau umgekehrt gewesen – Priscilla hätte sie wieder zum Schwänzen verleiten wollen und wäre aggressiv geworden, als sie nicht mitmachen wollte.«

»Und was sagte Priscilla dazu?«

»Nichts«, antwortete Hilda Brett bekümmert. »Ich habe sie gewarnt, dass sie vom Unterricht ausgeschlossen werden würde, wenn sie mir keine Erklärung gäbe. Ich deutete sogar an, dass Louise sie wahrscheinlich provoziert habe« – wieder seufzte sie –, »aber sie wollte nicht lügen.«

»Im Gegensatz zu Louise.«

»Hm.«

»Halten Sie es rückblickend für möglich, dass sie Priscilla wegen der Vergewaltigung hänselte?«, warf George ein.

»Ganz sicher.«

»Das ließe auf Grausamkeit schließen – oder auf fehlende Fantasie.«

Hilda Brett überlegte. »Grausamkeit – ja, möglicherweise. Sie hat sich jedenfalls offenkundig über Priscillas Bestrafung gefreut. Aber mir ist nie ein intrigantes Kind untergekommen, dem es an Fantasie mangelte«, schloss sie mit einem dünnen Lächeln. »Die ist schließlich erforderlich, wenn man Gerüchte über seine Altersgenossen in die Welt setzen will.«



*Halbinsel Sandbanks, Bournemouth*  
*Mittwoch, 23. April 2003, morgens*

Billy Burton saß seit mehr als einer Stunde in seinem alten Renault und beobachtete das Haus der Fletchers. Fast zwei Wochen waren vergangen, seit er Georgina Gardener die Adresse der Detektei in Bristol gegeben hatte, und er glaubte mittlerweile nicht mehr, dass sie daraufhin etwas unternommen hatte. Er trug eine Baseballmütze auf dem schütterten Haar und hatte, um sein Gesicht zu verfremden, eine billige, beim Drogeriemarkt Boots gekaufte Lesebrille mit schwarzen Rändern auf. Auf dem Lenkrad vor ihm lag ein aufgeschlagener Hefter voller Schriftstücke, in denen er zu lesen vorgab, aber allmählich wurde er nervös und bekam Angst, dass jemand ihn für einen Einbrecher halten und die Polizei alarmieren würde.

Das Haus stand in einer Seitenstraße hinter der Panorama Road, wo die Grundstückspreise wegen des freien Blicks auf den Hafen von Poole und die Insel Brownsea exorbitant waren, aber selbst für

die Villa im spanischen Stil, die keine Aussicht aufs Meer hatte, musste man nach Billys Schätzung mindestens eine Million Pfund hinlegen. Er hatte irgendwo gelesen, dass auf der Halbinsel Sandbanks die vierthöchsten Quadratmeterpreise auf der Welt bezahlt wurden. Nur in Tokio, Hongkong und in London, in Belgravia, wohnte man noch teurer. Ihm war völlig schleierhaft, warum. Hätte er die Wahl gehabt, er hätte ein Grundstück am Strand von Malibu in Kalifornien vorgezogen, wo das Wetter das ganze Jahr über angenehme Temperaturen bot.

Ein Auto näherte sich, und er rutschte mit heftigem Herzklopfen tiefer in den Sitz. Das war ja idiotisch. Prominente kauften sich hier Wochenendhäuser – die Hälfte der Häuser stand oft monatelang leer. Wahrscheinlich wurde er schon die ganze Zeit von einer Überwachungskamera aufgenommen. Wer zum Teufel war dieser Fletcher? Wie konnte er es sich leisten, Tür an Tür mit Popstars und Fußballgrößen zu wohnen? Es war ein Rätsel. Alle Erkundigungen, die Billy über ihn angestellt hatte, waren ergebnislos geblieben. »Nie von ihm gehört ...« – »Tut mir Leid ...« –

»Wenn er auf Sandbanks sitzt, spielt er in einer anderen Liga als ich, Kumpel ...« – »Was für Geschäfte macht der denn?«

Billy war stark versucht gewesen, dem *Crown and Feathers* einen Besuch abzustatten und Roy Trent

ein paar Fragen zu stellen, aber das hatte er dann doch lieber gelassen. Bei Leuten wie Trent war Vorsicht geboten, also besser nicht im Wespennest herumstochern. Trent war mehr als dreißig Jahre lang in den Tiefen seines Gedächtnisses verschüttet gewesen, und er verwünschte Georgina Gardener dafür, dass sie den Kerl ans Licht gezogen hatte.

Nun versuchte er seit Tagen, mit zwei Stunden Schlaf pro Tag auszukommen, und machte seine Töchter wahnsinnig damit, dass er sie auf Schritt und Tritt bewachte. Er hatte jede Minute der Vergewaltigung noch einmal durchgemacht, aber aus der Perspektive des erwachsenen Mannes, nicht aus der eines naiven, vom Alkohol beschwipsten Zehnjährigen, der keine Ahnung hatte, was ablief. Er wusste sogar, was ihm zu schaffen machte – posttraumatischer Stress nannte man das –, denn er war lange genug bei der Feuerwehr, um die Symptome zu erkennen. Es war eine Berufskrankheit – das bleibende Trauma nach den Rettungsbemühungen um Unfall- und Brandopfer war quälend –, aber er konnte sich die mehr als dreißigjährige Verspätung – und die Intensität –, mit der seine Schuldgefühle sich nun meldeten, nicht erklären.

Warum gerade jetzt? Mit den Detektiven, die auf der Suche nach Cill zu ihm gekommen waren, hatte er die Geschichte abgehandelt, ohne mit der Wimper zu zucken, und dann tauchte diese dicke

kleine Person auf, hielt ihm ein Foto unter die Nase, und er ging total aus dem Leim. Die Frau hatte ihm zu viel erzählt, das war es. »Wahrscheinlicher ist, dass sie Cill mit der Vergewaltigung gehänselt hat ... Man braucht sehr viel Fantasie, um sich die verheerenden Auswirkungen einer Vergewaltigung auf das Opfer vorzustellen, noch dazu einer Vergewaltigung, die von mehreren Tätern begangen wurde ... Das arme Kind hat sich wahrscheinlich Tag für Tag wundgeschrubbt, um sich von dem Schmutz zu reinigen ...«

Dreißig Jahre später begriff er endlich, was das Blut an Cills Beinen zu bedeuten gehabt hatte, und allein der Gedanke daran machte ihn krank. Wie das bei Träumen so ist, waren es seine Zwillinge, die ihn in seinen Albträumen heimsuchten, mit zart schwellenden Kleinmädchenbrüsten und von jungfräulichem Blut übergossenen Beinen. Hatte Louise damals schon begriffen, was geschah? Ja, sie musste es verstanden haben. Er erinnerte sich ihres schadenfrohen Lächelns, als sie mit einer langen Hose zurückgekommen war und diese auf den Boden geworfen hatte. »Männer merken das gleich«, hatte sie gesagt. »Jetzt findest du nie einen, der dich heiratet.« Und er erinnerte sich auch, wie Cill mit tränenerstickter Stimme gesagt hatte: »Wenigstens bin ich kein Feigling.«

Er hatte danach nie wieder mit Cill gesprochen. Ihre Freundschaft mit Louise hatte abrupt ein

Ende gefunden, und einen Monat später war sie verschwunden. Einige Wochen des Unbehagens waren gefolgt, dann war seine Familie nach Boscombe umgezogen, und Cill war vergessen. Billy hatte seine Schwester nie gefragt, warum sie der Polizei nicht gesagt hatte, dass er Zeuge der Vergewaltigung gewesen war. Mit zehn hatte er geglaubt, sie wolle ihm Schwierigkeiten ersparen, und hatte sie dafür geliebt. Jetzt, mit über vierzig, war er da nicht mehr so sicher.

»Grace' Mörder hatte rotblondes Haar ...«

Er erinnerte sich noch an den Tag, an dem die Polizei in die Mullin Street gekommen war. Er hatte geglaubt, es hätte mit Cill zu tun, bis ein uniformierter Polizist bei ihnen geläutet und ihnen mitgeteilt hatte, dass Mrs. Jefferies tot war. Seine Mutter hatte schon vorher nervös hinter dem Vorhang gestanden und die Polizisten beobachtet, die zu zweit von Haus zu Haus gingen. Als es läutete, hatte sie Billy in Louises Zimmer hinaufgeschickt, bevor sie die Tür geöffnet hatte. Billy erinnerte sich, dass ihre Hände gezittert hatten und er sich gewundert hatte, wieso sie solche Angst hatte.

Er hatte vor der Tür zu Louises Zimmer gestanden, um das Gespräch unten zu belauschen, und hatte gesehen, wie Louise blass wurde und Riesenaugen bekam. Die Stimme seiner Mutter war höher gewesen als normal, als sie erklärt, sie würde Mrs. Jefferies nicht kennen und wisse auch

nicht, in welchem Haus sie wohnte. Der Polizist zeigte es ihr – Nummer elf – und fragte, ob sie im Lauf der Woche jemanden kommen oder gehen gesehen hatte. Nein, sagte seine Mutter, aber sie sei auch kaum hinausgekommen. Sie habe sich um ihre Tochter gekümmert, die Cill Trevelyans beste Freundin gewesen sei. Der Polizist war teilnahmsvoll. Er hatte selbst eine Tochter.

Man hatte sie nie wieder befragt. Innerhalb von zwei Tagen nach Auffindung von Grace' Leiche war Howard Stamp verhaftet und unter Anklage gestellt worden, und der »Mord in der Mullin Street« war im Haus Burton so totgeschwiegen worden wie Cill Trevelyans Verschwinden. »Reg deine Schwester nicht auf«, war monatelang die Parole gewesen. Was Billy über die beiden Ereignisse wusste, hatte er von Freunden erfahren, deren Eltern nichts dagegen hatten, auch über schlimme Dinge mit ihren Kindern zu sprechen. Über Cill hieß es, sie sei nach London durchgebrannt. Über Grace Jefferies hieß es, Howard sei ausgerastet, nachdem sie ihn als Drückeberger beschimpft habe.

Den zehnjährigen Billy hatte diese Erklärung sehr verwundert. Er konnte sich nicht vorstellen, dass Howard fähig war, jemanden mit dem Messer totzustechen. Er hatte ja sogar vor Billy und Louise Angst gehabt und sich jedes Mal, wenn er sie sah, versteckt, weil Louise ihn immer ausgelacht und als »Spasti« verspottet hatte. Einmal hatte sie ihm so-

gar ein Bein gestellt, und er wäre beinahe gestürzt. Billy sah noch sein zu Tode geängstigtes Gesicht vor sich. Am Ende war sogar Mrs. Jefferies zu ihnen gekommen und hatte ihre Mutter gebeten, dafür zu sorgen, dass die Quälereien aufhörten. Sie war eine dickliche, grauhaarige Frau gewesen, die ständig nervös die Hände rang und beim Sprechen große Mühe hatte, die Wörter hervorzubringen. Sie hatte dauernd Bitte gesagt, als würde sie etwas Unbilliges verlangen.

Ihre Mutter war nicht besonders böse mit ihnen gewesen – »Jeder weiß, dass der Junge nicht ganz richtig ist« –, aber sie hatte sie ermahnt, Howard in Ruhe zu lassen. »Seine Großmutter sagt, dass er selbstmordgefährdet ist, und ich möchte nicht, dass die Leute sagen, ihr zwei wärt schuld, wenn er wirklich eine Dummheit macht.« Nach Grace Jefferies' Ermordung glaubte Billy, mit dieser »Dummheit« sei Mord gemeint gewesen, und seine Mutter habe die Polizei belogen, weil sie nicht wollte, dass die Familie schon wieder in so etwas hineingezogen wurde. Ihr Vater war ohnehin schon wütend darüber, dass Louise wegen Cills Verschwinden verhört worden war. Er erzählte ständig von einer schrecklichen Atmosphäre in der Arbeit, wo ihm seine Kollegen heimlich unterstellten, dass er und seine Frau von Cills Vergewaltigung gewusst haben müssten, wenn ihre Tochter davon gewusst hatte.

Die Monate bis zum Umzug waren bedrückend.

Louise durfte wegen ihrer Ohnmachtsanfälle zu Hause bleiben, aber Billy musste zur Schule gehen. Er wurde von Neid und Eifersucht auf seine Schwester geplagt, die ständig mit der Mutter zusammen war, und fürchtete sich vor seinem missgelaunten Vater, der ihn jedes Mal wütend anfuhr, wenn er fragte, was los sei. Die Trevelyans spielten die Hauptrolle in den Schimpfkanonaden seiner Eltern. Wenn es nicht um »dieses kleine Flittchen, diese Cill« ging, die Louise das Leben zur Hölle gemacht habe, dann um »David, den Mistkerl«, der versuchte, seinen Vater bei Brackham & Wright »rauszudrängen«. Grace Jefferies wurde höchstens einmal indirekt erwähnt. »Seit dem Mord an dieser verdammten Alten will jeder in dieser Straße nur noch wegziehen ...«

Mit dem Umzug nach Boscombe glätteten sich allmählich die Wogen. Ihr Vater nahm eine neue Stellung an, Louise änderte Frisur und Namen, sie nannte sich fortan Daisy, und Billy fand neue Freunde. Nur ihre Mutter schien die Last aus Highdown mitgeschleppt zu haben und schaute, wenn es an der Tür läutete, immer erst hinter dem Vorhang versteckt zum Fenster hinaus. Hin und wieder glaubte Billy, in einer Menschenmenge ein Gesicht zu erkennen, aber nach ein, zwei Jahren hörte auch das auf. Die Ereignisse dreier kurzer Wochen im Leben eines Zehnjährigen – der diese Ereignisse nicht einmal recht verstanden und kei-



nerlei Einfluss auf sie gehabt hatte – verblassten und wurden belanglos. Er konnte ja nichts dafür, dass Cill verschwunden und Mrs. Jefferies ermordet worden war.

»Wenn 1970 schon DNA-Vergleiche möglich gewesen wären, Mr. Burton, wäre Howard gar nicht erst angeklagt worden, geschweige denn verurteilt. Grace Jefferies wurde von jemand anderem getötet ...«

»Grace' Mörder hatte rotblondes Haar.«

George nahm die Fotografien von Priscilla Fletcher und Cill Trevelyan aus ihrem Köfferchen und reichte Hilda Brett die, die Priscilla Fletcher zeigte. »Könnte das Cill Trevelyan sein? Erinnern Sie sich ihrer gut genug, um dazu eine Meinung zu äußern?«

Die alte Frau betrachtete das Bild lange, ehe sie den Kopf schüttelte. Sie räumte ein, dass das Gesicht ihr vage bekannt vorkomme, aber, sagte sie, sie habe das Kind vor mehr als dreißig Jahren das letzte Mal gesehen und erinnere sich im Grunde nur an langes braunes Haar und einen gut entwickelten Körper. George zeigte ihr die Kopie des Zeitungsfotos von Cill, und Hilda Brett reagierte wie William Burton. »Ach, Gott, ach, Gott! Ich hatte ganz vergessen, wie jung sie war. Wie tragisch!«

»Glauben Sie, dass es sich hier um dieselbe Person handelt?«

Sie verglich die beiden Bilder. »Dazu kann ich wirklich nichts sagen. Einige meiner ehemaligen Schüler haben sich mit dem Erwachsenwerden kaum verändert, andere sind nicht wiederzuerkennen. Es gibt da zweifellos einige starke Ähnlichkeiten ...« Wieder schüttelte sie den Kopf.

»Wir dachten, es könnte vielleicht Louise Burton sein«, bemerkte George.

Hilda Brett lachte kurz auf. »Lieber Gott, nein, ganz sicher nicht. Louise war ein wieseliges kleines Ding mit spitzem Gesicht und ebenso spitzer Nase. Deswegen hingte sie sich ja an Priscilla – ich vermute, sie hoffte, etwas von deren besonderem Reiz würde auf sie abfärben.« Sie starrte auf Cills lächelndes Gesicht. »Sie konnte einem beinahe Leid tun, wissen Sie. Sie hatte eine Phase, da versuchte sie mit allen Mitteln, Priscilla nachzuahmen, im Aussehen, in ihrer Art, sich zu geben, aber sie wirkte nur wie eine misslungene Karikatur. Es war natürlich eine völlig einseitige Freundschaft. Auf Louises Seite war eine Menge Neid und Eifersucht.«

»Was für eine Farbe hatten ihre Haare?«, erkundigte sich Jonathan.

»Karottenrot«, antwortete Hilda Brett und reichte das Foto von Priscilla Fletcher zurück. »Das hier ist sie ganz sicher nicht.«

Von hinten näherte sich ein schwarzer BMW Billys Renault und nahm Tempo weg. Billy erkannte in

seinem Rückspiegel flüchtig eine dunkelhaarige Frau, dann bog der Wagen in die Auffahrt vor dem Haus der Fletchers ein. Er nahm die Brille ab und hob einen kleinen Feldstecher an die Augen, die er mit einer Hand beschattete.

Er sah, wie die Autotür geöffnet wurde und die Frau ausstieg. Sie war schlank, trug eine elegante marineblaue Hose und dazu einen pinkfarbenen Kaschmirpulli. Das dunkle Haar reichte ihr knapp bis zur Schulter. Ihr Gesicht konnte er nicht erkennen, weil sie ihm den Rücken zuwandte, und als sie ins Haus ging, glaubte er schon, er hätte sich die ganze Mühe umsonst gemacht. Aber einen Moment später erschien sie wieder, und er konnte deutlich ihr Gesicht sehen, als sie zum Heck des BMW ging und den Kofferraumdeckel aufklappte, um mehrere Einkaufstüten an sich zu nehmen und ins Haus zu tragen. So ging sie ein paar Mal hin und her, und selbst wenn Billy ihr Gesicht nicht auf Anhieb erkannt hätte, hätte er sie auf jeden Fall an ihrem Gang erkannt – kleine schnelle Schritte, die ein ungeduldiges Naturell verrieten.

»Die Burtons zogen bald nach Priscillas Verschwinden um, weil sie Louise auf eine andere Schule schicken wollten«, sagte George. »Wissen Sie zufällig, was später aus ihr geworden ist?«

»Nein. Sie besuchte in Boscombe ebenfalls eine Gesamtschule, aber was sie danach tat ...« Hilda

Brett schüttelte den Kopf. »Ich habe mich zwar bei ihrem Schulleiter nach ihr erkundigt, aber er hatte leider nichts Erfreuliches über sie zu berichten. Wenn ich mich recht erinnere, gebrauchte er den Ausdruck ›unbelehrbar‹. Ihre Eltern sorgten dafür, dass sie ihren Namen änderte, und ermunterten sie, die Vergangenheit zu vergessen, aber der Schulleiter hielt das für falsch.«

»Warum?«

»Oh, ich vermute, weil es der Weg des geringsten Widerstands war. Man ändert seinen Namen, und schon ist man alle Schwierigkeiten los, das ist doch wirklich ein bisschen sehr einfach, meinen Sie nicht?« Sie sah Jonathan an, als verdächtigte sie ihn der gleichen Schandtats, und er spürte, wie ihm heiß wurde.

»Was für einen Namen hat sie denn angenommen?«, fragte er.

»Daisy, glaube ich.«

»Und den Nachnamen hat sie beibehalten?«

Hilda Brett nickte. »Der kommt ja ziemlich häufig vor, da brauchte sie sich nicht zu sorgen.« Sie hielt einen Moment inne. »Um ehrlich zu sein, ich fand die Reaktion der Burtons übertrieben. Es stimmt zwar, dass die anderen auf ihr herumgehackt haben, als sie in der folgenden Woche wieder zur Schule kam, aber das hätte sich gegeben. Die anderen meinten, sie wäre schuld daran, dass Priscilla bestraft worden war – und damit indirekt

auch daran, dass sie von zu Haus weglief –, und machten ihr die ersten zwei Tage das Leben sauer. Ich drängte Louises Mutter, strenger durchzugreifen, aber das schaffte sie offenbar nicht, und schließlich schien ein Umzug die vernünftigste Lösung zu sein.«

»Sie glauben nicht, dass Louise diejenige war, die übertrieben reagierte?«

»Doch, ohne Frage«, stimmte die alte Frau trocken zu, »aber da ich nicht wusste, was sich zwischen den beiden Mädchen abgespielt hatte, war es schwierig für mich zu beurteilen, wie weit ihr Verhalten echt war. Wie ich ihre Mutter verstand, war ihre größte Angst, den Trevelyan zu begegnen, also hat eindeutig das schlechte Gewissen eine Rolle gespielt.« Sie zuckte bedauernd mit den Schultern. »Es war entsetzlich traurig. Keiner von uns kam dagegen an. Wir fühlten uns alle schuldig.«

In ihrer Stimme lag ein niedergeschlagener Ton, als fühle sie sich noch immer schuldig, und George fragte sich, ob das einer der Gründe war, weshalb sie David Trevelyan als Schläger und Kinderschänder hatte darstellen müssen. »Ich bin überzeugt, Sie haben Recht mit Ihrer Vermutung, dass häusliche Probleme Cill dazu trieben, von zu Hause wegzulaufen«, sagte sie. »Man muss sie einfach als Opfer sehen. Wissen Sie, ob sie früher schon einmal weggelaufen war? Es kommt ja häufig vor, dass Kinder mehrmals fortlaufen und wie-

der zurückkommen, ehe sie sich entschließen, für immer zu verschwinden.«

Hilda Brett sah ihr einen Moment lang in die Augen, ehe sie sich zurücklehnte und nachdenklich wieder zum Fenster blickte. »Wissen Sie, dass ich das noch nie bedacht habe? Das ist wirklich interessant. Wenn sie im Unterricht fehlte, dachte ich immer, sie schwänzt.« Sie schwieg kurz, dann sagte sie: »Ich halte es für unwahrscheinlich. Einmal, als sie drei Tage hintereinander nicht zum Unterricht kam, erschien auch Louise nicht, und sie wurden beide von ihren Eltern nicht als vermisst gemeldet, was wohl darauf schließen lässt, dass sie abends nach Hause kamen.«

»Haben die Mütter gearbeitet?«, fragte George. »Vielleicht sind die Mädchen den ganzen Tag zu Hause geblieben?«

»O nein, das hätte keine der beiden Mütter erlaubt. Soviel ich weiß, putzte Mrs. Burton in einem Büro, aber sie war mittags zu Hause. Und Mr. Trevelyan hat nachts gearbeitet, da wird er tagsüber geschlafen haben.« Hilda Brett kniff ärgerlich die Lippen zusammen. »Wir hatten mehrere hartnäckige Schulschwänzer, vor allem unter den Jungen. Es war wirklich ein Problem. Ohne die Unterstützung der Eltern konnten wir kaum etwas dagegen tun.«

»Und neunundneunzig Prozent der Lehrer drückten lieber beide Augen zu, weil es ihnen nur recht

war, diese Unruhestifter loszuwerden«, warf Jonathan leichthin ein. »Die Arbeit ist so schon schwer genug, da will man sich nicht noch mit Undiszipliniertheit und Desinteresse herumschlagen müssen.«

Die alte Frau lachte kurz und erheitert. »Sprechen Sie von den Schülern oder ihren Eltern, Dr. Hughes? Eines habe ich nämlich festgestellt, je undisziplinierter und desinteressierter die Eltern, desto fauler und aufsässiger die Kinder. Viele unserer Schulversager waren schon hoffnungslose Fälle, bevor sie zur Schule kamen. Am Ende bleibt einem nichts anderes übrig, als die Verantwortung an Polizei und Jugendgerichte abzugeben.«

»War Roy Trent einer dieser hoffnungslosen Fälle?«

Sie sah ihn mit gekrauster Stirn an. »Ich erinnere mich an den Namen, aber ich weiß nicht, warum.«

»Dunkles Haar, mittelgroß – der Vater hatte einen Zeitungsladen in der Highdown Road. Wir glauben, dass Louise ihn als einen von Priscillas Vergewaltigern beschrieben hat.«

Ihre Augen weiteten sich, als die Erinnerung in einem Schwall zurückkehrte. »Du meine Güte, Sie sind aber gut informiert. Roy Trent, Micky Hopkinson und Colley Hurst.« Sie wartete, während George mitschrieb. »Louise behauptete damals steif und fest, sie wüsste nicht, wer die Jungen gewesen seien, und könne nur eine grobe

Beschreibung geben. Die Polizei kam dann auf diese drei – auf Grund ihrer Vorgeschichten. Sie stritten natürlich alles ab.«

»Waren die drei bei Ihnen an der Schule?«

»Damals nicht. Sie hatten mehrmals die Schule gewechselt, weil sie immer wieder ausgeschlossen worden waren, aber ich weiß nicht, wo sie 1970 angemeldet waren ... wenn überhaupt. Soviel ich weiß, war das Jugendamt eingeschaltet gewesen, aber dem Problem war einfach nicht beizukommen. Man hätte sie in eine staatliche Erziehungseinrichtung stecken sollen, um die Verbindungen zur häuslichen Umgebung abubrechen – aber nach den Mittelkürzungen auf dem Bildungssektor gab es nur noch wenige spezialisierte Einrichtungen.« Sie schwieg nachdenklich. »Ich kann mich nicht mehr erinnern, in was für Verhältnissen Micky und Colley damals lebten, aber ich weiß, dass Roys Vater wieder heiratete und mit dem Jungen nichts mehr zu tun haben wollte. Es war grausam dem Kind gegenüber und hat dem armen Jungen gar nicht gut getan.«

»Man hat uns berichtet, dass einer von ihnen rot-blondes Haar hatte«, sagte George.

»Colley Hurst«, bestätigte sie.

»Wo hat er gewohnt?«

Hilda Brett schloss kurz die Augen, als blickte sie durch einen Zeittunnel zurück. »Ich glaube, die Jungen wohnten alle drei am Colliton Way. Da



lebten lauter schwierige Familien. Die meisten unserer schlechten Schüler kamen von dort.«

George warf Jonathan einen Blick zu. »Ich hoffe, da klingelt's bei Ihnen.«

Er schüttelte zweifelnd den Kopf. »Sollte es?«

»Es steht in Ihrem Buch«, sagte sie mit gutmütigem Spott, »und zeigt, dass es wieder eine örtliche Übereinstimmung gibt. Wynne und Howard Stamp wohnten am Colliton Way Nummer 48.«

Hilda Brett war von dieser Tatsache ebenso fasziniert wie George. »Man fragt sich, wieso die Polizei sich so schnell auf Howard Stamp einschoss«, sagte sie. »Wenn ich mich recht erinnere, wurde er unmittelbar nachdem der Leichnam gefunden worden war, vorläufig festgenommen.«

»Mehrere Zeugen sahen ihn aus Grace Jefferies' Haus laufen«, erklärte George. »Er besuchte seine Großmutter regelmäßig, daher kannte ihn jeder, und als er gestand, brauchte die Polizei nicht weiter zu suchen.«

»Aber Sie glauben nicht an das Geständnis?«

»Nein. Dr. Hughes und ich glauben, dass es erzwungen wurde. Was er zu seiner Verteidigung vorbrachte, passt weit besser zu den Fakten. Erinnern Sie sich noch, was er damals sagte?«

»Nur, dass seine Großmutter bereits tot gewesen sei, als er sie fand.«

George nahm ein Exemplar von *Kranke Seelen* aus ihrem kleinen Koffer. »Das ist das Buch von

Dr. Hughes. Kapitel zwölf enthält Howard Stamps Geschichte. Vielleicht möchten Sie es lesen. Es ist eine wohldurchdachte Arbeit, die Fehler in der Beweisführung der Anklage aufzeigt.« Sie reichte der alten Frau das Buch. »Dr. Hughes zieht darin nicht nur die Einschätzungen des Pathologen zur Todeszeit in Zweifel, sondern auch das psychologische Profil des Mörders oder der Mörder, und stellt die Frage, ob dieses Psychogramm mit der Persönlichkeit Howard Stamps übereinstimmte. Und geradeso bezweifelt er die Beweiskraft des am Tatort gefundenen Haarmaterials, das zusammen mit dem Geständnis die Geschworenen von Howard Stamps Schuld überzeugte.«

»Darf ich es behalten?«

»Bitte. Sie haben unsere Karten und unsere Telefonnummern. Uns interessiert alles, was Ihnen sonst noch zu der Geschichte einfällt.«

Hilda Brett griff nach ihrer Brille. »Ich erinnere mich, dass Howard rote Haare hatte«, bemerkte sie, während sie den Einband besah, »und wenn Haare als Beweis eine Rolle gespielt haben, dann erklärt das vermutlich Ihr Interesse an Louise und Colley Hurst? Sie halten es für möglich, dass einer von ihnen der Mörder ist?«

»Ja, es ist zumindest eine Möglichkeit. Auf Colley würde das psychologische Profil passen, und Louise wohnte in derselben Straße wie Grace Jefferies.«

»Hm.« Sie legte das Buch auf ihren Schoß und faltete die Hände darüber.

»Sie halten nichts von der Idee?«, fragte Jonathan mit einem Lächeln.

Die alte Frau betrachtete ihn über den Schildpattrand ihrer Halbbrille. »Das kann ich erst sagen, wenn ich das Buch gelesen habe«, antwortete sie, »aber ich fürchte, Sie klammern sich an einen Strohalm – jedenfalls, was Louise angeht. Sie hätte so etwas niemals allein getan – sie hatte viel zu viel Angst –, und wenn sie davon gewusst hätte, so hätte sie es brühwarm herumerzählt. Das war ihre Art. Sie hat immer getratscht.«

»Vielleicht hat nie jemand sie danach gefragt.«

Hilda Brett schüttelte den Kopf. »Sie hätte sich schon etwas einfallen lassen, um ihre Neuigkeiten loszuwerden. Am liebsten so, wie sie es mit Priscilla immer gemacht hat: Sie stichelte so lange auf die Person ein, die sie geärgert hatte, bis die zornig wurde, und dann spielte sie die gekränkte Unschuld. Ich vermute, in Priscillas Fall wollte sie es ihr heimzahlen, dass sie ihr vor aller Öffentlichkeit die Freundschaft aufgekündigt hatte ... aber ich hatte nie Zweifel daran, dass sie über das Verschwinden des armen Kindes wirklich erschrocken war.« Sie zuckte mit den Schultern. »Man muss Louises Persönlichkeit verstehen. Sie war ein unangenehmes kleines Mädchen, dem es immer nur darum ging, im Mittelpunkt zu stehen – und um das zu

erreichen, wusste sie nichts Besseres, als andere schlecht zu machen.«

Priscilla Fletcher knallte den Kofferraumdeckel ihres Wagens zu und fuhr erschrocken zusammen, als sie sich unversehens einem großen, kräftig gebauten Mann mit einer Baseballmütze auf dem Kopf gegenüber sah. »Verdammt noch mal!«, rief sie aufgebracht. »Was, zum Teufel, tun Sie hier?«

Billy nahm die Mütze ab und strich sich über das lichte Haar. »Hallo, Schwesterherz«, sagte er. »Das Gleiche wollte ich gerade dich fragen.«

So dicht vor seiner Schwester stehend, konnte Billy unter ihrem linken Auge die letzten Spuren eines Blutergusses erkennen, einen halbmondförmigen gelben Fleck, der mit Schminke übertüncht war. Er schob ihr die Hand unters Kinn und hob ihren Kopf an. »Wer hat dich geschlagen?«, fragte er.

Sie stieß seinen Arm weg und zog die dunkle Brille herunter, die in ihrem Haar klemmte. »Niemand«, versetzte sie heftig.

»Ich dachte, damit wär's ein für alle Mal vorbei, Lou. Nie wieder, hast du gesagt, als wir uns das letzte Mal gesehen haben.«

Sie drehte ihm den Rücken zu und ging zielstrebig zur Haustür. »Sie haben sich in der Adresse geirrt«, rief sie über die Schulter zurück. »Ich heiße Priscilla Fletcher und habe keinen Bruder. Also, verschwinden Sie.«

Billy folgte ihr. »Und wenn ich das nicht tue?«

»Dann rufe ich die Polizei.«

Sie wollte die Tür schließen, aber er ließ es nicht zu. »Mach dich nicht lächerlich, Lou. Was würdest du denen denn erzählen? Dass du mich

noch nie in deinem Leben gesehen hast? Na hör mal, ich brauche nur die Eltern anzurufen und ihnen zu sagen, sie sollen herkommen. Mam erkennt dich auf den ersten Blick. Du hast wahrscheinlich immer noch das Muttermal auf dem Oberschenkel und die Brandnarbe auf dem Bauch, wo du dir damals den kochenden Tee drübergeschüttet hast.« Er sah, wie sie resigniert die Schultern herabfallen ließ. »Seit zwanzig Jahren machen sie sich Sorgen um dich, verdammt noch mal. Uns wurde erzählt, du wärest nach Australien gegangen.«

Sie stand unschlüssig in der Tür, den Kopf zur Seite geneigt, als lauschte sie in die Tiefen des Hauses hinein. »Du kannst nicht reinkommen.« Sie legte ihm die kleine Hand auf den Arm. »Nick ist in seinem Arbeitszimmer, und ich brauch nicht noch mehr Ärger. Wir können uns irgendwo treffen. Wann hast du Zeit?«

»Jetzt. Ich fahr mit dir eine Runde spazieren.«

»Das geht nicht. Er weiß, dass ich zu Hause bin.« Sie hörten beide, wie irgendwo im Haus eine Tür geöffnet wurde. »O Gott!«, zischte sie. »Ich wartete heute Nachmittag um vier vor Dingles auf dich. Und jetzt hau ab, aber schnell, sonst krieg ich das nächste Veilchen verpasst.«

Er hob instinktiv die Hand, um sie daran zu hindern, die Tür zu schließen. »Das ist doch idiotisch. Sag ihm, dass ich dein Bruder bin.«

Aber sie war zu schnell. »Das würde er mir nicht glauben«, flüsterte sie, und schon war die Tür zu.

»Wenn ich solche Frauen sehe, könnte ich fuchsteufelswild werden«, sagte George über Hilda Brett, als sie das Auto aufsperrte.

»Wirklich?«, fragte Jonathan verblüfft. »Ich fand sie toll. Ein messerscharfer Verstand und ein unglaubliches Gedächtnis. Wenn ich mit achtzig auch noch so unterwegs bin, werde ich mich nicht beklagen.«

»Genau.« George warf ihren Koffer auf den Rücksitz. »Das Leben ist so verdammt ungerecht.«

Er wartete, während sie sich über den Sitz streckte, um die Tür auf der Mitfahrerseite zu entriegeln, dann beugte er sich hinunter und sah sie an. »Viele Menschen besiegen den Krebs, George. Es gibt überhaupt keinen Grund, warum Sie nicht achtzig werden sollten, wenn Sie sich an die Anweisungen Ihrer Ärzte halten. Vererbung, gut und schön, aber man darf sich davon nicht fertig machen lassen. Wenn Ihre Mutter an Krebs gestorben ist, heißt das noch lange nicht, dass auf Sie das gleiche Schicksal wartet.«

Sie schob sich auf ihren Sitz. »Ach, das ist doch nicht der Grund, warum ich wütend werde, wenn ich Frauen wie Miss Brett sehe! Sie ist große Klasse, Jonathan. Sie hätte *Kinder* haben sollen. Stellen Sie sich vor, was für Menschen das geworden wären –

intelligent, gesund, *weise*. Das macht mich fertig, echt! Was ist nur los mit den Männern, dass sie so gar keinen Blick für das Besondere haben?»

Er fragte sich, ob sie von sich selbst sprach. »Veranlagung ist nicht alles. Die Erziehung ist genauso wichtig. Miss Bretts Rolle im Leben war es, anderer Leute Kinder zu formen, und das erfordert weit mehr von einem Menschen als dreißig Sekunden blinden Beischlafs, bei dem eine völlig willkürliche Kombination von Chromosomen zustande kommt. Aber wie dem auch sei«, schloss er mit einem Lächeln, während er seinen Gurt einrasten ließ, »woher wollen Sie wissen, dass sie nicht doch ein Kind bekommen hat?»

»Dann hätte sie es bestimmt nicht behalten können ... oder über es sprechen dürfen. In den Sechzigerjahren hätte man niemals eine ledige Mutter zur Schulleiterin gemacht.« Sie schob den Schlüssel ins Zündschloss und schnallte sich ihrerseits an. »Das ist doch eine total verrückte Welt. Gerade bei den Unfähigsten der Gesellschaft unterstützt man das Kinderkriegen noch, und intelligente Karrierefrauen werden dafür bestraft.«

Es war eine erstaunlich reaktionäre Ansicht für eine Frau, die sich schmeichelte, liberal zu sein. »Es hat sich schon einiges gebessert«, widersprach er milde. »Wenigstens werden Frauen, die außereheliche Kinder zur Welt bringen, heutzutage nicht mehr an den Pranger gestellt.«



»Das vielleicht nicht«, versetzte sie, »dafür werden sie im Finanziellen bestraft. Versuchen Sie mal, Vollzeit zu arbeiten und von dem, was nach Steuerabzug von Ihrem Gehalt übrig bleibt, die Kinderbetreuung zu bezahlen. Da vergeht's Ihnen! Wenn ich was zu sagen hätte, müsste jede Arbeitsstelle eine Kinderkrippe zur Verfügung stellen.«

»Zu teuer und völlig undurchführbar«, wandte Jonathan ein. »Überlegen Sie mal, was es eine kleine Firma kosten würde, wenn nur eine einzige weibliche Angestellte irgendwann ein Kind bekäme.«

»Dann muss die kleine Firma sich eben mit anderen kleinen Firmen im näheren Umkreis zusammentun und eine Gemeinschaftskrippe auf die Beine stellen.« George ließ den Motor an. »Oder haben Sie eine bessere Idee? Ich habe neulich in einem Bericht gelesen, dass mehr als dreißig Prozent der Frauen mit abgeschlossener Berufsausbildung sich dafür entscheiden, kinderlos zu bleiben. Das ist eine Katastrophe! Was passiert, wenn der Prozentsatz auf sechzig steigt? Was passiert, wenn wir am Ende mit einer Gesellschaft dastehen, die ausschließlich von Leuten mit unterdurchschnittlichem Leistungsniveau erzeugt wurde?«

»Jetzt sehen Sie aber sehr schwarz.«

»Ich wünschte, es läge allein an meiner Sicht der Dinge«, entgegnete sie, während sie losfuhr und wendete.

»Männer haben es genauso schwer«, sagte Jonathan.

»Nur laufen die Uhren der Männer später ab«, versetzte George mit einem Lächeln, »und sie können jede Woche ein Kind zeugen, wenn sie genug willige Frauen finden.«

»Nur dass das nicht so einfach ist«, brummte er niedergeschlagen.

An der Ecke zur Hauptstraße bremste sie ab und sah ihn an. »Dann müssen Sie eben Kompromisse schließen«, sagte sie beinahe schroff. »Sie sind ein gut aussehender und begabter Mann, Jonathan, Sie sollten Kinder in die Welt setzen.«

Er lachte leise. »Danke, George. Leider ist die Reaktion auf meine plumpen Bemühungen meistens die gleiche: Mit dir würde ich kein Kind zeugen, und wenn du der letzte Mann auf Erden wärst.«

»Dann tun Sie etwas dagegen.«

»Zum Beispiel?«

»Seien Sie kompromissbereit«, wiederholte sie.

»Waren Sie das denn?«

»Nein. Gleich um die Ecke wartete ja immer etwas Besseres ... und als mir endlich klar wurde, wie fatal diese Einstellung war, war ich schon ausgemustert.« Sie sah ihn mit einem strahlenden Lächeln an, um kein Mitleid aufkommen zu lassen. »Machen Sie nicht den gleichen Fehler, Jon. Nichts ist schlimmer, als mit nachträglichem Bedauern leben zu müssen.«

Er legte, ganz gegen seine Art, seine Hand auf die ihre und drückte einmal kurz. »Trösten Sie sich«, sagte er, »auch wenn man seine Gene weitergibt, ist man sehr schnell ausgemustert. Wenn ein Kind erst geboren ist, kann man ihm – abgesehen von den wenigen Jahren, in denen man es zur Selbständigkeit erzieht – nichts geben, was nicht schon angelegt ist. Es kann gut oder schlecht sein, aber spätestens in der dritten Generation sind Ihre Gene so verwässert, dass Ihr Urenkel nur noch einen verschwindend kleinen Teil von Ihnen in sich trägt. Der Wert der Menschen liegt in ihren Leistungen, George, nicht in ihren Genen.«

Beinahe hätte sie gesagt, Leistung sei nichts, wenn man sie nicht mit jemandem teilen könne, stattdessen jedoch lachte sie entspannt. »Kommen Sie, suchen wir uns ein Lokal, wo wir gemütlich essen können, während wir versuchen, dahinter zu kommen, wer Grace Jefferies wirklich getötet hat«, sagte sie, als sie links in die Bridport Road einbog. »Das wäre doch eine verdammt starke Leistung.«

Sie fuhr zum *Smugglers Inn* in Osmington Mill, im Osten von Dorchester. Es war im dreizehnten Jahrhundert erbaut worden und stand an einem Bach in einer Schlucht zwischen zwei langgezogenen Hügelkämmen, die sich zu den spektakulären Jurafelsen der Küste von Dorset emporschwangen. Der Parkplatz war direkt am Meer – wind-

gepeitschtes wogendes Grau an diesem Mittag im April –, zum reetgedeckten Gasthaus gelangte man über eine steile Rampe und eine Treppe.

»Ich lade Sie ein«, sagte George, die vorausging, in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. »Ich habe heute Morgen einen Gehaltsscheck bekommen, da komme ich mir reich vor.«

Jonathan legte lahmen Protest ein. »Warum machen wir nicht halbe-halbe?«

»Weil Sie pleite sind, und ich Ihre Mutter sein könnte.« George stieß die Tür auf. »Außerdem habe ich einen irren Hunger und keine Lust, mich zu schämen, wenn ich drei Gänge verdrücke, während Sie in einer jämmerlichen kleinen Vorspeise herumstochern, weil Sie sich mehr nicht leisten können.«

Er folgte ihr ins Innere. »Da hat Andrew ja mal wieder kräftig über mich hergezogen.«

»Das würde ich nicht sagen. Das meiste, was er erzählt hat, war durchaus schmeichelhaft.« Sie drehte sich nach ihm um. »Was meinen Sie?«

»Dass ich Ihnen Leid tue.«

»Nein! Über das Pub, Jonathan. Was meinen Sie zu dem Pub?«

»Geht schon«, sagte er, während er die massigen Eichenbalken an der niedrigen Decke betrachtete, die rot glühenden offenen Kamine und die schwarzen Wandtafeln, auf denen frisch gefangener Hummer und eine ansehnliche Auswahl an

Weinen angeboten wurden. »Auf jeden Fall besser als das *Crown and Feathers*.«

»Sie sind schwer zufrieden zu stellen«, erklärte sie mit einem Seufzen. »Alles ist besser als das *Crown and Feathers*. Ich hatte gehofft, ein bisschen Atmosphäre würde Ihnen gefallen.«

Er lachte und schob sie zur Bar. »Ich habe doch nur Spaß gemacht, George. Wenn Sie unbedingt meine Mutter spielen wollen, müssen Sie das aushalten.«

Bei diesem gemeinsamen Essen war alles so anders als bei ihrem ersten Zusammentreffen, dass Jonathan sich fragte, ob es mit Georges Bemerkung, dass alles, was schlecht begann, auch schlecht endete, tatsächlich seine Richtigkeit hatte. Wie dem auch sein mochte, an dem Schlamassel damals war Roy Trent schuld gewesen. Gewiss, er – Jonathan – hatte sich an dem Tag schlecht gefühlt, aber in Rage gebracht hatte ihn Trent mit seinen verächtlichen Bemerkungen.

»Sagen Sie, George«, begann er, als eine kleine Gesprächspause eintrat, »haben Sie damals im Februar Roy Trent angerufen und ihm gesagt, dass Sie sich zu unserer Verabredung verspäten würden?«

»Aber natürlich.« Georges voll beladene Gabel blieb auf halbem Weg zu ihrem Mund in der Luft hängen. »Ich sagte, ich käme wahrscheinlich nicht vor Viertel vor eins, und bat ihn, Sie schon mal ins Zimmer hinaufzuführen. Warum fragen Sie?«

»Es würde mich einfach interessieren, warum er so aggressiv war. Er hat mich bestimmt zehn Minuten in der Bar stehen lassen, bevor er seinen Auftritt machte, und dann beschimpfte er mich als Erstes als ›Bimbo‹, obwohl er meiner Ansicht nach mindestens vermuten konnte, wer ich war. Außer mir waren nur noch ein Pärchen und Jim Longhurst da, also weiß Gott keine riesige Auswahl an möglichen Jonathan Hughes'.«

George war entsetzt. »Er hat Sie wirklich einen ›Bimbo‹ genannt?«

Jonathan nickte.

Georges Mienenspiel war faszinierend anzusehen. »Das ist ja wirklich unerhört. Kein Wunder, dass Sie so brummig waren.«

Jonathan lachte ein wenig. »Ich glaube, er wollte mich vertreiben, noch bevor Sie damals eintrafen.«

»Das wäre ihm auch gelungen, wenn nicht zufällig mein Nachbar aufgekreuzt wäre. Ich dachte, ich müsste die Batterie noch mindestens eine halbe Stunde am Ladegerät hängen lassen, aber dann hat Barry mir Starthilfe gegeben, und schon war ich unterwegs.« Sie krauste die Stirn. »Ich habe kurz nach Mittag bei Roy angerufen, und er sagte, Sie seien schon da.«

»Dann hat er mich durch einen Spion beobachtet«, stellte Jonathan fest. »Er kam nämlich erst um Viertel nach zwölf in die Bar. Ich dachte noch,

was für eine merkwürdige Art das ist, ein Lokal zu betreiben.«

»Er hat über der Kasse eine Überwachungskamera und zwei Bildschirme in der Küche.« Sie kaute einen Moment schweigend. »Ich bin erschüttert. Mir hat er erzählt, er habe lediglich gesagt, er habe einen Weißen erwartet, worauf Sie ausgerastet seien. Glauben Sie immer noch, dass er nichts mit der Sache zu tun hat?«

Jonathan schüttelte den Kopf. »Ich kann mir vorstellen, dass er einer der Kerle war, die Cill Trevelyan vergewaltigt haben, aber eine Verbindung zu Grace Jefferies kann ich nicht erkennen, es sei denn, die Polizei hat damals eine Menge Spuren übersehen. Selbst wenn Colley Hurst der Mörder war, der nach seiner Tat ein Bad genommen hat, weist nichts darauf hin, dass die anderen beiden Jungen dabei waren.« Er zuckte mit den Schultern. »Es könnte natürlich sein, dass Colley ihnen hinterher alles erzählt hat, aber das ist keine Erklärung dafür, warum Roy Trent heute daran gelegen sein sollte, ihn zu decken.«

»Vielleicht sollten wir ihn einfach fragen«, meinte George leichthin.

»Er würde uns ins Gesicht lachen.«

»Nicht wenn wir uns auf Cills Vergewaltigung konzentrieren«, widersprach sie. »Wir wissen, dass er deswegen von der Polizei befragt wurde, und wir wissen die Namen seiner Freunde. Es wäre

interessant zu sehen, wie er reagiert.« Ungeduldig schob sie ihren Teller weg und stützte die Ellbogen auf den Tisch. »Er ist so selbstgefällig, Jonathan. Versuchen wir doch wenigstens, ihn ein bisschen unsicher zu machen.«

Die Vorstellung war verlockend. »Aber was hilft uns das, wenn wir keine Verbindung zu Grace Jefferies herstellen können?«

»Es wird ihm auf jeden Fall Angst machen«, sagte sie, »besonders wenn wir ihn fragen, wer Priscilla Fletcher ist und warum sie es für nötig hielt, Ihre Brieftasche zu stehlen. Er glaubt ja, seine Exfrau wäre uns völlig unbekannt. Und überhaupt – ich kann es nicht fassen, dass er Sie einen Bimbo genannt hat –, das ist eine wahnsinnige Unverschämtheit.«

Je näher sie Bournemouth kamen, desto mehr bedauerte es Jonathan, dass er zugestimmt hatte, sie zu begleiten. Mit Anfeindungen und Beleidigungen in dieser oder jener Form hatte er von Kindheit an leben müssen. Sie hatten ihn zu einem tief gehemmten Menschen gemacht, aber sie machten ihm keine Angst. Angst hatte er vor offener Auseinandersetzung.

*Du bist so ein Feigling, Jon – es ist richtig peinlich. Wann wirst du endlich mal für dich selbst eintreten?*

»Ich weiß nicht, ob ich das schaffe«, sagte er plötzlich.



George, der schon aufgefallen war, dass er immer schweigsamer geworden war, war nicht überrascht. Zwei Gläser Wein hatten seine Hemmungen vorübergehend so weit gelöst, dass er im Stande gewesen war, die Herausforderung anzunehmen, aber dieser angetrunkene Mut hatte die fünfzehnminütige Fahrt nicht überdauert.

»Er wird jeder Konfrontation ausweichen, solange er irgend kann«, hatte Andrew Spicer sie gewarnt, »und Ihnen immer wieder erklären, dass seine Stärke die dokumentarische Recherche ist. Er wird Berge von Unterlagen auftürmen, bevor er es auf eine direkte Auseinandersetzung mit Roy Trent ankommen lässt. Es ist reine Vermeidungstaktik.«

»Und was will er vermeiden?«

»In eine Situation zu geraten, über die er keine Kontrolle hat ... Gefühle der Unzulänglichkeit ... Angst. Was musste ich reden, bis ich ihn so weit hatte, dass er bereit war, sich in Bournemouth mit Ihnen zu treffen.«

»Aber wieso denn?«

Andrew hatte mit den Schultern gezuckt. »Er kannte Sie nicht und wusste nicht, was er zu erwarten hatte. Im Umgang mit Fremden fühlt er sich offenbar wie ein Fisch auf dem Trockenen.«

»Ist das Schüchternheit?«

»Nur zum Teil. Er ist als Schuljunge schrecklich gehänselt und gepiesackt worden und ist seit-

her äußerst misstrauisch – er wittert hinter allem gleich Zurückweisung.«

»Wie Howard.«

Andrew hatte genickt. »Nur sind Jons Narben nicht sichtbar und ich denke, das macht es ihm umso schwerer. Er hat keinen offenkundigen Grund, sich als Außenseiter zu fühlen – außer seiner Hautfarbe. Deshalb stellt er sich als Rassismusopfer dar. Das ist einfacher, als zugeben zu müssen, dass er in Wirklichkeit den Spott der anderen fürchtet.«

George reagierte auf Jonathans Bemerkung erst, als sie eine Seitenstraße entdeckte, die ihr erlaubte, von der Hauptstraße abzubiegen. Hinter einem dort geparkten Auto hielt sie an. »Was meinen Sie damit? Was glauben Sie, nicht schaffen zu können?«

»Mit Roy Trent zu reden.« Er rieb sich das Gesicht heftig mit beiden Händen.

»Warum nicht?«

»Wir wissen doch gar nichts. Was wollen wir denn zu ihm sagen?«

Sie sah ihn einen Moment lang an, ohne daran zu zweifeln, dass er wirklich Angst hatte. »Ich werde ihm erzählen, was ich von William Burton über die Vergewaltigung erfahren habe«, sagte sie ruhig und sachlich, »und ihm dann auf den Kopf zusagen, dass meiner Meinung nach er und seine Freunde Colley Hurst und Micky Hopkinson die Täter waren.«

»Das wird ihm nicht gefallen.«

»Soll mich das kümmern?«, fragte George mit einem belustigten Lachen.

»Er wird es abstreiten. Sie haben keinen Beweis gegen ihn.«

»Ich habe nicht vor, ihn festzunehmen, Jonathan, ich will ihm lediglich zeigen, was ich weiß, und sehen, was dann passiert.«

Er ließ die geballten Hände sinken und schlug sie mehrmals gegeneinander. »Ich verstehe nicht, was es für einen Sinn haben soll, ihn zu warnen, bevor es unbedingt nötig ist. Was ist, wenn er in die Luft geht?«

»Sie sollten mehr Angst haben, dass ich gleich in die Luft gehe«, entgegnete sie milde. »Vergewaltigung ist für mich mit das Schlimmste, was es gibt, Jonathan, noch dazu die Vergewaltigung eines Kindes. Wäre Cill meine Tochter gewesen – wäre ich an Jean Trevelyans Stelle gewesen –, ich hätte mich vor dreiunddreißig Jahren vor Roy Trents Haustür gehockt und wäre nicht gewichen und gewankt, bis er zu der Tat gestanden hätte. Und dann hätte ich ihn umgebracht. Er kann froh sein, dass er es *nicht* mit mir zu tun hatte.«

Jonathan starrte sie verzweifelt an. »Ich kann es nicht.«

Sie legte ihm die Hand auf den Arm. »Was fürchten Sie? Dass er handgreiflich wird? Das hoffe ich sogar – dann zeige ich ihn wegen Körperverletzung

an. Aber genau aus diesem Grund wird er es nicht tun.«

Jonathan schüttelte den Kopf. »Das können Sie doch gar nicht wissen.«

»Nein«, stimmte George zu, »aber abschrecken lasse ich mich davon bestimmt nicht. Im Übrigen habe ich ein Pfefferspray in meiner Handtasche. Das ist hier zwar strengstens verboten – ich habe es in Amerika gekauft –, aber lieber gehe ich ins Gefängnis, weil ich einen Übeltäter unschädlich gemacht habe, als dass ich auf dem Friedhof lande, weil der Kerl ein Messer dabei hatte.« Sie machte eine Pause, um ihre Worte wirken zu lassen. »Mich schüchtert so leicht keiner ein, Jonathan. Ich bin vielleicht nicht gerade die Fitnesskönigin, aber mein Vater hat mir beigebracht, mich zu wehren, und die Lektion hat gegessen. Ich nehme mir Roy allein vor, wenn es sein muss, aber Ihnen wird das keine Hilfe sein.«

Er lächelte trübe. »Es wird mir auf jeden Fall mehr helfen, als mir den Kiefer brechen zu lassen.«

»Ist das schon mal passiert?«

»Einmal, ja.«

»Waren es Schläger?«

»Einer.«

»Haben Sie ihn angezeigt?«

»Nein. Ich habe allen erzählt, ich wäre mit dem Rad gestürzt.«

»Warum?«

»Weil er gesagt hat, er würde mir den Kiefer gleich noch mal brechen, wenn ich nicht den Mund hielt.« Sein Lächeln wurde verzerrt. »Ich hatte nicht so einen Vater wie Sie, George. Sich wehren war das Letzte, was man tat, wenn man mit meinem Vater zu tun hatte – es sei denn, man wollte mehr davon.«

Es war sinnlos, ihm sagen zu wollen, dass es sich hier nur um eine Variation zu einem Thema handelte, das sich in jeder einzelnen Fallstudie über körperliche Misshandlung wiederholte, die George je gelesen hatte. Eine Familie mit niedrigem Einkommen, die sich mit Mühe über Wasser hielt. Geheimhaltung unter Androhung von Vergeltungsmaßnahmen, sollte der Missbrauch aufgedeckt werden. Ein Kind, das sich in der Schultoilette versteckte, weil es sich fürchtete, nach Hause zu gehen. Ein wütender Vater, dessen aggressive Neigungen durch Alkohol verstärkt wurden. Eine verachtete Mutter, die, um nicht selbst geschlagen zu werden, zusah, wie ihr Sohn geschlagen wurde. Eine gestörte Eltern-Kind-Beziehung, die zusätzlich belastet wurde durch einen Großvater, der ständig Aufmerksamkeit forderte. Ein magerer, rasch in die Höhe schießender Halbwüchsiger in schlecht sitzender Kleidung, der von gewalttätigen Schulkameraden aufs Korn genommen wurde, weil er seine Ängstlichkeit zu offen zeigte. Erfundene

Geschichten, weil Lügen weniger schmerzhaft waren als die Wahrheit. Unterdrückte Gefühle, mangelnde soziale Kompetenz, Angst vor Nähe, Angst vor Kritik, Versagensangst ...

»Andrew hat mir erzählt, dass Sie bis Weihnachten eine feste Freundin hatten«, sagte George. »Was ist aus ihr geworden?«

*Du bist so ein Feigling, Jon ... es ist richtig peinlich.*

Das war keine Geschichte, die Jonathan erzählen wollte, und er hätte es auch nicht getan, wenn George sich nicht in ein zermürbendes Schweigen zurückgezogen hätte, das immer drängender wurde, je länger es anhielt. Er begriff, dass sie über weit mehr Entschlossenheit verfügte als er, und er fragte sich, ob sie und Andrew sich miteinander verschworen hatten, um ihn dazu zu bringen, über Emma zu sprechen.

»War das eine Lüge, als Sie sagten, Sie wollten mit Roy reden?«, fragte er aufgebracht, als wäre George in seine Gedankengänge eingeweicht.

Und vielleicht war sie es ja, denn sie sprach seine unausgesprochene Frage direkt an. »Ist es wirklich so schwer, mir von ihr zu erzählen?«

»Es gibt nichts zu erzählen«, entgegnete er schroff. »Es hat nicht geklappt, also haben wir uns getrennt. Das passiert jeden Tag.«

Wieder zog das Schweigen sich in die Länge. Es

zerrte an Jonathans Nerven. Unzählige Autos fuhren vorüber, während George in aller Ruhe da-  
saß und abwartete. Er hätte sie gern der Neugier  
geziehen und deswegen verachtet, aber das ging  
nicht. Eine neugierige Person hätte ungeduldig auf  
eine Antwort gedrängt. Er hätte ihr gern wütend  
Manipulation vorgeworfen, aber das ging auch  
nicht. Denn als er die Geschichte schließlich er-  
zählte, tat er es aus freien Stücken.

*Kaufhaus Dingles, Bournemouth*  
*Mittwoch, 23. April 2003, 16 Uhr 30*

Billy Burton sah noch einmal auf seine Uhr, dann warf er den Zigarettentstummel zu Boden und trat ihn aus. Er war zu früh gekommen und stand seit einer Dreiviertelstunde in nächster Nähe der Kaufhaustür, Louise hatte er bis jetzt nicht gesichtet. Er war enttäuscht, aber nicht überrascht. Sie hatte ihn schon früher, bevor die Familie endgültig den Kontakt zu ihr verloren hatte, mehrmals auf ähnliche Weise versetzt.

Von seinem Vater angetrieben, hatte er sich in den ersten Jahren nach jedem ihrer Umzüge – die stets erfolgten, wenn ihr nichtsnutziger Ehemann wieder einmal in den Knast musste – von neuem an ihre Fersen geheftet und Treffen mit ihr verabredet, zu denen sie nie erschienen war. Schließlich war es ihm zu dumm geworden, und er hatte seinem Vater geraten, sie eine Weile schmoren zu lassen. Sie wird euch schon anrufen, wenn sie so weit ist, hatte er zuversichtlich gesagt. Aber er hatte sich getäuscht.



Der Kontakt zu ihr war abgebrochen, und sie hatten über zwanzig Jahre lang nichts mehr von ihr gehört.

Seine Eltern machten ihm keine Vorwürfe. Im Gegenteil, manchmal hatte er den Eindruck, sie seien insgeheim erleichtert, sie los zu sein. Sein Vater sagte, er habe es nicht anders erwartet, und seine Mutter sagte, Billy habe ja alles versucht, und dann hatten beide sich nach bewährtem Muster – und als wären nicht inzwischen Jahre ins Land gegangen – wieder auf Cill Trevelyan eingeschossen. Seit dem Tag, an dem das »kleine Flittchen« durchgebrannt war, sei Louise für immer verändert gewesen. Hätten sie geahnt, was für einen Einfluss das schreckliche Mädchen auf ihre naive kleine Lou hatte, sie hätten diese Freundschaft von Anfang an unterbunden.

Trotzdem hatte Billy sich immer schuldig gefühlt. Hin und wieder – meist wenn seine Frau ihn unter Druck setzte – fragte er sich, warum seine Eltern nicht selbst die Suche nach ihrer verlorenen Tochter in die Hand genommen hatten, aber das vermochte kaum, ihn zu entlasten. Louises Abrutschen in Prostitution und Heroinabhängigkeit war so unerklärlich gewesen, dass bei ihren seltenen Besuchen zu Hause auf die erste Freude der Eltern über das Wiedersehen unweigerlich ein Riesenkrach zu folgen pflegte. Am Ende war Kommunikation nur noch über Billy möglich gewesen, der den rapiden

Abstieg seiner Schwester von der braven Ehefrau zur Nutte ebenso wenig verstand. Eines allerdings hatte er seinen Eltern nie mitgeteilt – dass unter den diversen Decknamen, die sie sich zugelegt hatte, auch der Name Cill war.

Ihre Mutter war überzeugt, dass sie in Australien gestorben war, entweder am Drogenmissbrauch oder an Aids, und stellte endlose Mutmaßungen über Kinder an. Hatte sie Kinder hinterlassen? Wenn ja, wo hielten sie sich auf? Wer kümmerte sich um sie? Die Stadträtin Gardener glaubte, sie hätte noch als Teenager ein Kind von Roy Trent zur Welt gebracht, und wenn Billy auch wusste, dass das nicht zutraf, war er doch bezüglich einer Ehe weniger sicher. Sie hatte ja Namen und Adressen gewechselt wie die Hemden.

Er schaute noch einmal auf die Uhr und überlegte, ob er nach Sandbanks zurückfahren sollte. Lou hatte nicht geleugnet, dass sie immer noch im Gewerbe war, aber ihre Bemerkung über »das nächste Veilchen« ließ darauf schließen, dass Fletcher sie geschlagen hatte. Was war das für ein Zuhälter, der in einem Haus auf der Millionärsmeile lebte und seine Frau auf den Strich schickte?

Er zündete sich noch eine Zigarette an und nahm sich vor zu gehen, wenn er sie fertig geraucht hatte. Er verstand heute so wenig wie damals, was Lou für ein Leben führte, aber er würde ihr noch einmal fünf Minuten geben ...

»Es war wie in *Rat mal, wer zum Essen kommt*, bloß ohne Happy End«, sagte Jonathan. »Erst nachdem wir ein ganzes Jahr zusammengelebt hatten, war Emma bereit, mich mit ihren Eltern bekannt zu machen – sie meinte, wir müssten erst einmal sicher sein, dass wir heiraten wollen.« Er lächelte gequält. »Wir haben sie also am Heiligen Abend zu uns eingeladen, um ihnen unseren Entschluss mitzuteilen – und es war furchtbar! Sie hatte mich zwar vorher gewarnt, dass ihr Vater nicht erfreut sein würde, aber sie hatte mich nicht darauf vorbereitet, dass er mich als ›dreckigen Nigger‹ beschimpfen und dann auf sie losgehen würde. Ich rannte aus dem Zimmer, als er sie ohrfeigte – und sie ist am ersten Weihnachtsfeiertag ausgezogen. Seitdem hat sie kein Wort mehr mit mir gesprochen.«

»Was haben Sie gemacht, als Sie aus dem Zimmer rannten?«

»Ich habe mich in der Toilette versteckt.«

»Und was hat Emma dazu gesagt?«

»Dass ich ein Feigling bin, und sie sich für mich geschämt hat – nichts, was ich nicht verdient hätte. Sie wollte einen Mann, der ihrem Vater Paroli bietet, und das kann ich nicht – also haben wir uns getrennt.«

»Ist sie jetzt mit jemand anderem zusammen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Haben Sie sie angerufen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Er schloss die Augen. »Was glauben Sie wohl?«

»Ich weiß es nicht, Jon, aber ich kann ja mal raten. Weil es Ihnen besser geht, wenn Sie stumm leiden? Weil Sie sich eingeredet haben, dass Emma die Beziehung zu einem brutalen Vater, der sie schlägt, lieber ist als die Beziehung zu einem Feigling, der sich in der Toilette versteckt?« Georges Ton war schroff. »Vielleicht haben Sie Angst, dass er bei Ihnen vorbeikommt und Sie ohrfeigt, und finden, dass Emma die dreißig Sekunden Schmerz nicht wert ist? Vielleicht stimmen Sie ihr zu ... dass Sie ein Feigling sind, für den man sich schämen muss, und dass sie ohne Sie besser dran ist? Oder vielleicht sind Sie wie Howard und hoffen, wenn Sie die Selbstverstümmelung weit genug treiben, wird schon jemand wie ich daherkommen und Ihren guten Ruf wiederherstellen.«

Er begann wieder, sich das Gesicht zu reiben. »Sie würde sofort auflegen, wenn sie meine Stimme hört«, sagte er bitter. »*Darum* habe ich nicht angerufen.«

»Ach, so ist das!«, rief George künstlich erstaunt. »Sie haben Angst vor Zurückweisung. Na so was! Das nenne ich einen Mann mit doppelter Moral, Jonathan. Es spielt keine Rolle, wenn andere verletzt werden – Hauptsache, Sie werden nicht verletzt. Sind das Ihre Regeln?«

»Natürlich nicht, das wissen Sie.«

»Nein, das weiß ich leider nicht. Sie haben ein Jahr lang mit der Frau zusammengelebt, da ist es doch das Mindeste, dass Sie sich nach ihrem Befinden erkundigen.« Sie sah ihn mit einem ironischen Lächeln an. »Oder bin ich da zu altmodisch?«

»Du siehst schlimm aus«, sagte Billy mit scharfem Blick auf die frischen Blutergüsse unter der Schminke im Gesicht seiner Schwester. »Wie geht's dir?«

»Gut.« Sie zog den Schal über ihren Mund. »Nick ist scheißjähzornig, aber er meint's nicht so – echt nicht. Er ist unheimlich eifersüchtig, aber das bedeutet schließlich nur, dass er mich liebt.«

Billy nahm sie beim Arm und zog sie mit sich zu einem Café in der Seitenstraße gegenüber dem Kaufhaus. »Du bist wirklich blöd, Lou«, sagte er. »Männer, die ihre Frauen lieben, prügeln sie nicht. Hast du das immer noch nicht begriffen?«

»Jetzt fang nicht schon wieder an«, sagte sie unwillig. »Ich hab genug von deinen Vorträgen. Ich wär am liebsten gar nicht hergekommen, aber ich hab Angst gehabt, du kommst zurück und schlägst mir die Tür ein.«

Im Café ging er ihr voraus zu einem freien Tisch. »Was möchtest du? Tee? Kaffee? Was zu essen?«

»Kaffee. Schwarz«, sagte sie ungnädig. »Aber be-

zahlen musst du. Er hat mir das ganze Geld abgenommen.«

Und was gibt's sonst Neues?, dachte Billy auf dem Weg zum Tresen. Sie war besser gekleidet als vor zwanzig Jahren, und sie lebte in einem teuren Haus, aber das war auch der einzige Unterschied zu früher. Sie ließ sich immer noch verprügeln ... sie musste immer noch ihre Familie um Taschengeld angehen ... sie wollte immer noch nicht, dass ihr Bruder zu ihr ins Haus kam. Da sollte einer klug draus werden.

Er kehrte mit zwei Tassen Kaffee zurück und schob ihr eine hin.

»Also, wer ist Nick Fletcher?«, fragte er, nachdem er sich gesetzt hatte. »Was treibt er so?«

»Er ist Geschäftsmann«, antwortete sie.

»Was für Geschäfte?«

»Buchmacher.«

»Nie von ihm gehört.«

»Gibt auch keinen Grund, warum du von ihm gehört haben müsstest.« Sie wechselte abrupt das Thema. »Und wie läuft's bei dir so, Billy? Bist du verheiratet? Hast du Kinder?«

Er nickte. »Erinnerst du dich an Rachel Jennings? Die Schwester von Mark Jennings, der dein Jahrgang war? Wir haben fünfundachtzig geheiratet. Zwei Jahre später haben wir Zwillinge bekommen, Mädchen – Paula und Jules –, sie sind jetzt sechzehn.«

»Du meine Güte!«, rief Louise. »Dann bin ich jetzt Tante?«

Billy lachte. »Von zwei Rotfüchsen, ja. Und wie schaut's bei dir aus? Hast du auch Kinder? Bin ich Onkel?«

Sie starrte in ihre Kaffeetasse. »Ich hatte eine Fehlgeburt, das war alles. Irgendwie schade. Ich hätte gern Kinder gehabt.«

In ihrer Stimme schwang echtes Bedauern, und er glaubte ihr. Gleichzeitig fragte er sich, wer wohl Georgina Gardener das Märchen von dem Kind aufgebunden hatte. »Das tut mir Leid.«

»Tja ... Und – wie geht's den Eltern? Wohnen sie noch im alten Haus?«

»Nein, das haben Rachel und ich ihnen abgekauft, weil sie gern nach Cornwall wollten.« Er gab ihr einen kurzen Überblick über die Geschicke der Familie seit 1980. »Dad ist eigentlich im Ruhestand, aber er arbeitet als eine Art Gelegenheitsgärtner, weil ihm sonst zu Hause die Decke auf den Kopf fällt. Und Mam hat vor zwei Jahren die Wiedergeborenen Christen für sich entdeckt. Sie ist Gemeindefunktionärin oder so was – besucht alte Leute, die das Haus nicht mehr verlassen können. Und jeden Sonntag ist sie in der Kirche. Dad hat überhaupt kein Verständnis dafür und sagt dauernd, sie müsse ja eine Menge auf dem Gewissen haben.«

Erst als er sah, wie unversehens das Lächeln in

Louises Gesicht erlosch, begann er, sich über seine letzten Worte Gedanken zu machen. Er hatte seinen Vater mehrmals Bemerkungen in diesem Sinn machen hören, aber er hatte stets angenommen, sie seien scherzhaft gemeint. Er wusste, wie sehr es seinem Vater gegen den Strich ging, dass seine Frau, die sich immer nach ihm gerichtet hatte, plötzlich ein Eigenleben entwickelte, von dem er ausgeschlossen war, aber er hatte die Sticheleien nie ernst genommen.

Louise sah wieder zu ihrer Kaffeetasse hinunter.

»Hat sie denn Grund, ein schlechtes Gewissen zu haben?«, fragte er gespannt.

»Woher soll ich das wissen?«, gab sie heftig zurück. »Ich habe seit Jahren nichts mehr mit ihr zu tun gehabt.«

»Warum machst du dann so ein schuldbewusstes Gesicht?«

Sie antwortete nicht.

Er gab Zucker in seinen Kaffee und rührte um. »Interessiert es dich nicht, wie ich dich aufgestöbert habe?«

»Nicht besonders, aber du wirst es mir ja so oder so erzählen. Du hast dich doch immer schon dran aufgegeilt, allen zu beweisen, wie schlau du bist. Du warst eine echte Nervensäge, Billy. Die Alten brauchten nur mit den Fingern zu schnalzen, und schon bist du wieder angedackelt gekommen und hast dich in mein Leben eingemischt ... Nicht ein



einziges Mal hast du dich gefragt, ob ich überhaupt gefunden werden will.«

»Wir haben dich doch prompt aus den Augen verloren«, entgegnete er nüchtern. »Wolltest du das wirklich? Ich kann mir's nicht vorstellen. Du konntest das Geld, das ich jedes Mal mitgebracht habe, doch gar nicht schnell genug einstecken. Du hast in zwei Jahren mehr als tausend Pfund kassiert ... aber es ist dir nicht im Traum eingefallen, mal vorbeizuschauen und dich zu bedanken. Sie wollten doch nicht mehr, als dich hin und wieder sehen und wissen, dass du lebst.« Er trank von seinem Kaffee. »Du warst doch diejenige, die sich dran aufgegeilt hat, dass ich dir hinterhergelaufen bin. Das hat dir das Gefühl gegeben, dass du wichtig bist. Aus dem gleichen Grund lässt du dich von Männern schlagen – weil du Aufmerksamkeit haben willst.«

»Hör auf mit dem Mist«, sagte sie scharf und bitter. »Ich bin nicht in Stimmung. Ich hab bis vor drei Jahren gefixt und war nur noch ein Zombie.« Sie hob den Blick. »Na los schon, erzähl mir, wie du mich gefunden hast. Ich halt's ja vor Spannung kaum noch aus.«

»Vor zehn Tagen kreuzte bei mir eine Stadträtin auf. Sie hieß George Gardener ...«

Jonathan zog ein Taschentuch heraus und schnäuzte sich. Er war immer noch zum Erbarmen dünn,

Hände und Unterarme stießen knochig aus seinen Hemdsärmeln hervor, und George fragte sich, ob er sich je über den herumgestoßenen Halbwüchsigen von damals hinausentwickelt hatte. Roy Trents abschätzige Bemerkungen über Howard Stamps »zerrupften kleinen Bart« und seine »Hühnerbrust« fielen ihr ein. Vielleicht hatte Roy dieselben Ähnlichkeiten wie sie zwischen Howard und Jonathan entdeckt. Für seine Versuche, Jonathan zu verscheuchen, wäre das auf jeden Fall eine Erklärung. George war ziemlich sicher, dass Howard unentwegt Pöbeleien und Handgreiflichkeiten über sich hatte ergehen lassen müssen. Sie fragte sich, woher er den Mut genommen hatte, überhaupt noch einen Schritt aus dem Haus zu machen.

»Was könnte ich ihr denn sagen?«, fragte Jonathan. »Tut mir Leid? Es wird nie wieder vorkommen? Das wäre nicht wahr, George. Wenn ihr Vater sie zwanzigmal ohrfeigte, würde ich immer noch davonlaufen. Ich bin wie meine Mutter. Egal, wem der Kiefer gebrochen wird, Hauptsache, mich trifft's nicht – und wenn's Emma ist. Es stimmt alles, was sie mir vorgeworfen hat. Ich bin genau wie meine Mutter.« Er holte zitternd Atem. »Und ich habe meine Mutter *gehasst*.«

»Und darum hasst Emma Sie«, stellte George fest.

»Ich nehme es ihr nicht übel.«

»Nur ist das die reine Übertragung, Jon – eine verzerrte Sicht auf die Welt, wo vergangene Bezie-

hungen alle neuen vergiften.« Sie lachte kurz auf. »Mal anders gesagt – wenn Sie sich dafür entschieden haben, Ihre Mutter zu spielen, welche Rolle haben Sie dann Emma gegeben? Was sollte sie in dieser Beziehung sein?«

»Freundin ... Partnerin ... Geliebte. Wir hatten keine Probleme, bis ihr Vater auf der Bildfläche erschien.«

»Sind Sie da sicher?«

Jonathan hatte einen alten Mann beobachtet, der ihnen auf dem Gehweg entgegenkam. Er hatte einen kleinen Yorkshire-Terrier an der Leine, und jedes Mal, wenn der Hund irgendwo schnuppern wollte, riss er ihn dort ungeduldig weg. Es war offensichtlich, dass das Tier ihm auf die Nerven ging, vielleicht weil es seiner Frau gehörte, vielleicht auch weil er sich wegen des roten Schleifchens auf seinem Kopf genierte, dieses ruckhafte Reißen an der Leine jedenfalls war grausam.

»... du kannst so hart sein, Jon. Ich bin nicht für alles zuständig ... und ich bin auch nicht verantwortlich dafür, wenn bei dir was schief läuft ...«

Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf George. »Ich weiß es nicht«, sagte er aufrichtig. »Ich war vorher nie einem Menschen so nahe. Ich habe sie manchmal enttäuscht, aber es war nie meine Absicht. Wenn es passierte, wurden mir meistens die Leviten gelesen.«

George war fasziniert. »Sie haben sie also zum

Kindermädchen gemacht? Sehr interessant. Da wundert's mich nicht, dass sie ihre Sachen gepackt hat. Die Frauen von heute wollen nicht mal für ihre eigenen Kinder das Kindermädchen sein, und schon gar nicht für ihre Ehemänner.«

»Ich habe sie nicht dazu gemacht«, widersprach Jonathan gereizt. »Sie hat sich vielleicht manchmal so verhalten, aber nicht, weil ich es so wollte. Ich wollte eine gleichwertige Partnerin.«

»Dann geben Sie aber offenbar verwirrende Signale. Wir alle werden gemäß den Reaktionen behandelt, die wir hervorrufen, Jon. Ich kenne Sie kaum, aber es ist offensichtlich, dass Ihnen gegenüber sich jeder berufen fühlt, das Kindermädchen zu spielen – Emma, Andrew, ich –, sogar Priscilla Fletcher hat sich so verhalten, während sie Ihnen die Briefftasche stahl. Und ich vermute, die Sekretärinnen an der Uni machen es nicht anders.« Sie zog fragend die Augenbrauen in die Höhe. »Das ist zwar für das kindliche Ich wunderbar – es heißt, wenn was schief geht, kann man immer dem Kindermädchen die Schuld geben –, aber mit einer reifen Beziehung zwischen gleichwertigen Erwachsenen unvereinbar.«

Er wandte sich ärgerlich ab, um den alten Mann zu beobachten. »Ich habe Sie nicht um eine Analyse gebeten«, sagte er mühsam beherrscht. »Ich habe lediglich gesagt, dass ich nicht mit Roy Trent sprechen möchte. Wenn Sie das respektiert hätten, wäre

uns dieses Gespräch erspart geblieben.« Er hielt kurz inne, als überlegte er, ob es klug sei, mehr zu sagen, dann brach es heftig aus ihm heraus: »Sie sind genau wie Emma – Sie können einfach nicht aufhören –, ständig geht es pick, pick, pick – und wozu? Damit ich mich mit so einem gottverdammten Mistkerl anlege, den ich kaum kenne, nur weil es Ihnen nicht gefällt, wie er Sie behandelt.«

»Jeder von uns lässt sich in seinen Reaktionen mehr oder weniger von Übertragungen bestimmen«, entgegnete George milde. »Mir hat mein Vater das Leben verpfuscht.«

Jonathan sah sie argwöhnisch an. »Das hatte ich aber anders verstanden. Sie reden immer so, als hätten Sie ihn sehr gern gehabt.«

»Eben. Kein anderer Mann konnte ihm das Wasser reichen. Was glauben Sie, warum ich nie geheiratet habe?«

Billys Bericht über seine Gespräche mit George Gardener hatte Louise sichtlich mitgenommen. Ihre Hände zitterten so stark, dass der Kaffee überschwappte, als sie die Tasse zum Mund führen wollte. »Wieso hast du ihr geraten, sich an die Trevelyan zu wenden, wenn du von Anfang an gewusst hast, dass ich Priscilla Fletcher bin?«, fragte sie ihn aufgebracht.

»Weil sie das ohnehin getan hätte – vielleicht nicht gleich, aber früher oder später ganz bestimmt.«

Er zündete eine Zigarette an und hielt sie ihr hin. »Ich fand das ziemlich clever von mir«, sagte er so lügenerisch wie sie. »Wie wär's mit einem kleinen Dankeschön?«

Tränen glitzerten an ihren Wimpern, und sie steckte sich mit unsicherer Hand die Zigarette zwischen die Lippen. »Was soll daran clever sein? Als Nächstes wird ein Privatdetektiv bei mir vor der Tür hocken.«

»Na und? Du kannst doch beweisen, dass du nicht Cill Trevelyan bist. Du brauchst nur deine Geburtsurkunde vorzuzeigen.«

Er zündete sich selbst ebenfalls eine Zigarette an und beugte sich vor. »Ich fand es insofern clever, dass ich diese Gardener durch meine Hilfsbereitschaft überzeugen konnte, dass Priscilla Fletcher nicht Louise Burton ist. Das heißt natürlich nicht, dass sie dich nicht aufstöbern wird, aber du gewinnst auf die Weise immerhin Zeit, um dir eine Erklärung auszudenken.«

Sie starrte ihn misstrauisch an. »Wofür?«

»Na, zunächst mal dafür, dass du dich in einen Abklatsch von Cill verwandelt hast. Warum übrigens, wenn ich das mal fragen darf?«

»Das geht dich gar nichts an.«

»Weil du dich schuldig fühlst? Ist ihr was zugestoßen?«

»Sie ist vergewaltigt worden.«

»Davon abgesehen.«

Sie schaute ihn nicht an. »Warum hast du so lang gebraucht, um mich zu finden? Du hast gesagt, George war schon vor zehn Tagen bei dir.«

»Ich hatte eine Weile Tagschicht, da hatte ich keine Zeit. Und du stehst nicht im Telefonbuch. Ich musste erst einen Kumpel bei der Post beschwatzen, mir deine Adresse zu geben.« Ihm war aufgefallen, mit welcher Selbstverständlichkeit sie von »George« gesprochen hatte. »Kennst du diese Frau, Lou?«

»Nein.«

»Okay, hast du von ihr gehört? Sie ist ziemlich gut im Bilde über dich – oder genauer gesagt, über Priscilla Fletcher. Sie hat mir erzählt, dass du in Sandbanks lebst, dass du mal mit Roy Trent verheiratet warst und einen Sohn von ihm hast, der zur Welt kam, als du noch ein Teenager warst.« Er erschrak, als er die Furcht in den Augen seiner Schwester erkannte. »Ach, verdammt nochmal, Lou«, murmelte er, die Stimme senkend. »Wo bist du da reingeraten? Hat sie Recht mit ihrer Vermutung über Roy? Hast du gelogen, als du vorhin gesagt hast, du hättest keine Kinder?«

Er konnte noch so mühelos in ihrem Gesicht lesen wie früher, als sie ein Kind gewesen war, und beobachtete ihre Züge, während sie sich verschiedene Versionen einer Story ausdachte und wieder verwarf. Offenbar fand sie keine überzeugend genug, ihn glauben zu machen, sie sei nicht in

Schwierigkeiten. »Das mit dem Kind war nicht gelogen«, sagte sie schließlich, »Roy hat eines. Einen Sohn. Er ist inzwischen erwachsen und lebt in London – in einer Zelle in Wandsworth –, aber zu Anfang unserer Ehe hat er eine Weile bei uns gelebt. Daher hat diese Schnüfflerin wahrscheinlich die Geschichte mit dem Sohn. Es würde mich allerdings interessieren, wer ihr das gesteckt hat. Der Junge war ein einziger Albtraum – hat ständig irgendwelche krummen Sachen gemacht, wir hatten dauernd die Bullen im Haus ... Er ist schuld dran, dass Roy und ich uns getrennt haben.«

»Wer war seine Mutter?«

»Eines von Roys Flittchen. Ich hab ihm gesagt, dass er den Jungen nicht aufzunehmen braucht, aber er wollte sich nichts nachsagen lassen und hat nicht auf mich gehört. Es war klar, dass der Junge früher oder später im Knast landen würde ...« Sie verzog geringschätzig den Mund. »Er war sechzehn, als er zu uns kam, und neunzehn, als sie ihn eingebuchtet haben – und in den drei Jahren hat er es geschafft, alles zwischen Roy und mir kaputtzumachen.«

»Wann war das?«

Sie zog noch einmal an ihrer Zigarette und drückte sie dann aus. »Wir haben zweiundneunzig geheiratet, zweitausendeins bin ich gegangen, nachdem ich mir neun Jahre lang von Roy angehört hatte, sämtliche Probleme seines beschissenen



Sohnes wären allein meine Schuld, und letztes Jahr war die Scheidung. Mit Roy und mir hätte es prima klappen können – er ist immer noch irre verknallt in mich –, an den ganzen Problemen war nur der verdamnte Junge schuld.«

Es waren zu viele Informationen auf einmal, und Billy war nicht geübt genug, die Spreu vom Weizen zu trennen. Warum hatte Louise Roy Trent überhaupt geheiratet? War auch sie eines seiner Flittchen gewesen? Was hatte sie getan, um sich die Schuld an den Problemen seines Sohnes in die Schuhe schieben lassen zu müssen? Was war nach der Scheidung geschehen? Wann hatte sie Nick Fletcher geheiratet? Woher wusste sie, dass Roy immer noch in sie verliebt war? War er an dem blauen Auge und der geschwollenen Lippe schuld?

Er stellte schließlich die Frage, die ihn am meisten belastete. »Warst du jemals bei Grace Jefferies im Haus?« Er umschloss ihr Handgelenk mit festem Griff. »Sag die Wahrheit, Lou.«

Die Veränderung in ihrem Gesicht war zu auffällig. Diese Erklärung war eingeübt. »Du spinnst ja!«, sagte sie verächtlich und riss sich von ihm los. »Du weißt genau, dass ich da nicht war. Ich war gerade mal dreizehn Jahre alt und total von der Rolle, weil meine beste Freundin verschwunden war. Frag Mam, wenn du mir nicht glaubst. Sie hat vor meiner Tür Wache gestanden, damit ich keine Dummheiten mache.«

»Ich habe ›jemals‹ gesagt, Lou. Ich habe nicht gefragt: ›Warst du an dem Tag dort, als sie ermordet wurde?‹«

Louise griff nach seinen Zigaretten und seinem Feuerzeug. Ihre Hände zitterten wieder. »Ich war nie bei Mrs. Jefferies im Haus. Zufrieden?«

»Nein.« Billy schüttelte den Kopf. »Ich glaube, du und Cill habt euch bei ihr versteckt, wenn ihr die Schule geschwänzt habt. Ich weiß, dass du einmal zu mir gesagt hast, sie hätte einen größeren Fernseher als wir.«

Ihr Mund begann zu zucken, und sie hob den Schal, um es zu verbergen. »Du hast dich echt überhaupt nicht verändert, Billy.« Wieder glänzten Tränen an ihren Wimpern. »Du bist noch genauso eine penetrante Nervensäge wie früher.«

*25 Mullin Street, Highdown, Bournemouth*  
*Mittwoch, 23. April 2003, 17 Uhr*

George wohnte in einer Doppelhaushälfte aus den Dreißigerjahren mit weißem Rauverputz und anachronistisch wirkenden Pseudotudorfenstern und -türen in hartem Schwarz. Unter der Traufe befand sich ein erhaben gearbeitetes Blütenblattmotiv, die Fenster hatten rautenförmige bleiverglaste Scheiben, und zwei kümmerliche Holzbalken, die im rechten Winkel aufeinander trafen, sollten die Illusion von Fachwerk erzeugen.

»Es ist ein typisches Beispiel seiner Zeit«, bemerkte sie ironisch, als Jonathan nichts sagte.

Er lächelte. »Also ähnlich wie Poundbury – relativ neu, aber auf alt gemacht.«

»Guter alter Vorkriegstinneff halt«, sagte sie, schon auf dem Weg zur Haustür, »aber wenigstens für die Ewigkeit gebaut. Von außen finde ich es auch nicht gerade hinreißend, aber innen ist es ganz schön.« Sie drehte den Schlüssel im Schloss. »Die Nachbarin, die damals beobachtete, wie Howard

das Haus betrat, sagte, es sei ein Abklatsch von Grace' Haus, das dort drüben stand, bevor es abgerissen wurde.« Sie wies mit dem Kopf zu einem großen Mietshaus etwa fünfzig Meter die Straße runter.

»Wo haben die Burtons gewohnt?«

George öffnete die Tür und hielt sie mit dem Knie angelehnt. »Nummer achtzehn.« Sie wies zu einer Zeile Backsteinhäuser gegenüber dem Wohnblock. »Die Häuser gehörten ursprünglich der Gemeinde, aber die hat sie in den Achtzigern an die Mieter verkauft.«

Sie führte ihn in ihr Wohnzimmer und warf ihr Köfferchen auf einen Sessel. Es war ein großer offener Raum mit einer zweiflügeligen Tür zum Garten und einem Torbogen zu einer Essecke und der Küche. George hatte offensichtlich eine Vorliebe für Schnickschnack und Nippes, sämtliche verfügbaren Flächen waren damit voll gestellt. Ihr Farbsinn war interessant, fand Jonathan, während er sich fragte, ob er die Kombination von senfgelben Wänden und schokoladenbraunem Teppich mochte. Ein wenig sehr erdhaft und den Gemälden an den Wänden nicht immer zuträglich, aber die ganze Atmosphäre spiegelte doch sehr gut Georges Persönlichkeit: warm, kreativ, nicht immer bequem.

»Das Telefon ist in der Küche«, sagte sie, während sie aus ihrer Kostümjacke schlüpfte und sich diese gefaltet über den Arm legte. »Ich gehe inzwischen

nach oben und ziehe mich um. Eine halbe Stunde werde ich dazu schon brauchen. Der Kaffee steht neben dem Wasserkocher, und im Kühlschrank ist eine offene Flasche Wein. Bedienen Sie sich einfach.«

»Und wenn ich nicht anrufe?«

George hob die Schultern und senkte sie wieder. »Dann erfahren Sie nie, wie es weitergegangen wäre.« Sie zog ein Gesicht. »Aber tun Sie's bloß nicht für mich. Mein Vater sagte immer, ich sei neugieriger, als mir gut tut. Tun Sie es, weil Sie es tun möchten, Jon.«

Er wartete, bis er ihre Schritte auf der Treppe hörte, dann ging er unter dem Torbogen hindurch und sah sich nach dem Telefon um. Es hing an der Wand am Ende einer L-förmigen Arbeitsplatte, die die Küche von der Essecke abtrennte. Er legte seine Aktentasche auf den Tisch und zog sein Jackett aus, wobei er automatisch die Brieftasche herausnahm und in die Aktentasche schob. Als dabei sein Handrücken das Innenfutter der Tasche streifte, erinnerte er sich, wie er im *Crown and Feathers* genau die gleichen Handgriffe ausgeführt hatte. Er hob den Blick und starrte durch die bleiverglasten Fenster in Georges ungepflegten Garten hinaus. Warum hatte Priscilla Fletcher ihm die Brieftasche gestohlen, wenn sie keine Aufmerksamkeit hatte auf sich ziehen wollen?

Seufzend trat er zur Arbeitsplatte und griff zum

Telefonhörer. Er wusste, dass das Gespräch in Tränen enden würde, aber er wusste auch, dass George Recht hatte. Er konnte nicht ewig in einem emotionalen Vakuum leben, wenn er nicht verrückt werden wollte.

Louise schleuderte Billys Hand von ihrem Arm, als sie aus dem Café stürmte. »Wenn du mich nicht in Ruhe lässt, schrei ich«, drohte sie zischend. »Und wenn mich jemand fragt, sag ich, dass du mir die blauen Flecken verpasst hast.« Mit ihren blauen Augen starrte sie ihn herausfordernd an. »Du kannst es mir ruhig glauben.«

Das tat er. Sie war nie davor zurückgeschreckt, ihn fälschlich zu beschuldigen, wenn ihr das half, selbst ungeschoren davonzukommen – außer das eine Mal, als Cill vergewaltigt worden war. »Bitte«, sagte er mit gleichem unerschrockenem Blick. »Schrei doch – und wenn die Polizei kommt, erzähl ich denen, dass ich bei Cill Trevelyans Vergewaltigung dabei war, dass ich die drei Schweinekerle benennen kann, die da mitgemacht haben, und dass Howard Stamp nicht der einzige Mensch mit rotblondem Haar war, der sich in Grace Jefferies' Haus aufgehalten hat.«

Louise lachte schrill. »Das würdest du nie tun«, entgegnete sie. »Du bist Mam viel zu ähnlich. Du hast viel zu viel Schiss, was die Nachbarn sagen, und hältst lieber den Mund.«

»Darauf würde ich mich an deiner Stelle nicht verlassen, Lou.«

Es folgte eine kleine Pause, dann berührte sie unerwartet liebevoll seine Wange. »Das sind doch alte Geschichten«, sagte sie, »und du kannst sie nicht wieder aufwärmen, ohne deiner Frau und den Kindern zu schaden. Glaubst du denn, sie würden es dir danken, wenn du ihren Namen in den Schmutz ziehst? Es sind nie die Schuldigen, die leiden, Billy.«

Sie wandte sich ab, und diesmal ließ Billy, von plötzlicher Furcht ergriffen, sie gehen. »Deine Mutter hat eine Menge auf dem Gewissen ...«

Jonathan war im Garten, als George wieder nach unten kam. Er streunte mit gesenktem Kopf und zusammengedrückten Händen, zwischen denen er ein Taschentuch zerknüllte, ziellos im hochstehenden Rasen umher. Sie wusste, dass er den Anruf gemacht hatte. Sie hatte oben seine Stimme gehört.

»Ach, Mist«, murmelte sie vor sich hin und nahm den Wein aus dem Kühlschrank. »Mist, Mist, Mist.« Sie goss zwei Gläser ein und nahm sie mit nach draußen. »Kopf hoch«, sagte sie mit falscher Munterkeit, als sie Jonathan eines in die Hand drückte und mit ihm anstieß. »Versuchen Sie, es als Neubeginn zu sehen – wenn eine Tür sich hinter einem schließt, heißt das, dass man in die andere

Richtung weitergehen kann. Und das ist gut so. So soll es sein.«

»Ihr Rasen müsste mal gemäht werden«, sagte er, mit dem Fuß durch das Gras streifend. »Haben Sie einen Rasenmäher? Soll ich es für Sie machen?«

»Wollen Sie nicht lieber nach Hause fahren? Ich kann Sie zum Bahnhof bringen.« Sie senkte ihr Weinglas. »Den kann ich austrinken, wenn ich zurück bin.«

Jonathan schob den Finger unter den Stiel und drückte aufwärts. »Trinken Sie ruhig. Andrew hat mir dreißig Pfund geliehen, da kann ich mir nachher ein Taxi leisten.«

Sie wartete und sagte, als er nicht fortfuhr: »Möchten Sie darüber reden? Was hat Emma gesagt?«

»Nichts. Ich habe gar nicht mit ihr gesprochen.« Er lächelte mit bitterer Ironie über ihren Gesichtsausdruck. »Ihr Vater war am Telefon. Er sagte, er würde mir ›meine schwarzen Eier zerquetschen‹, wenn ich noch einmal anrufen sollte. Ich nehme an, sie lebt bei ihren Eltern. Oder aber er hat ihr Handy konfisziert.«

»Was haben Sie gesagt?«

Er strich wieder mit dem Fuß durch das Gras. »Dass ich morgen früh vorbeikomme und ihm seine weißen zerquetsche, wenn er mich nicht sofort mit Emma sprechen lässt.«

George lachte überrascht. »Gut gemacht! Und?«



»So viel Mut traut er mir nicht zu. Er hat einfach aufgelegt.«

Sie ließ einen Moment verstreichen und sagte dann: »*Haben* Sie den Mut?«

»Vielleicht – wenn ich erst einen Probelauf mache.«

»Mit wem?«

»Roy Trent«, antwortete er und lächelte. »So wie ich mich im Moment fühle, bin ich nämlich ohne weiteres bereit, *dem* die Eier zu zerquetschen, wenn er auch nur die kleinste Bemerkung macht, die mir nicht passt.«

**Von:** *wandr.burton@compuline.com*  
**Abgesandt:** Mi, 23.04.03, 17:31  
**An:** *robandeileen.burton@uknet.co.uk*  
**Betrifft:** Louise

---

Ich weiß dass normalerweise rachel oder die mädchen euch mailen aber ich mag nicht anrufen weil ich wütend bin und nicht weiß wie ich mit euch reden soll ohne gleich wieder wegen den Streiks krach zu kriegen ich habe louise gefunden sie lebt wieder mit so einem kerl zusammen von dem sie sich verprügeln und ausnützen lässt und außerdem läuft hier was ganz seltsames ab lou schaut aus wie cill trevelyan und sie war eine zeit lang mit einem von cills vergewaltigern verheiratet sie behauptet mam wüsste was was sie für sich behalten hat um die familie nicht in Verlegenheit zu bringen und ich möchte wissen was das ist

Bei mir war eine stadträtin die gesagt hat howard stamp hätte grace jefferies nicht umgebracht und ich erinnere mich dass mam gelogen hat als die polizei da war und gefragt hat ob sie sie gekannt hat ich habe immer gewusst dass damals was schlimmes passiert ist weil ihr beide solche angst hattet diese frau hat gesagt dass jemand mit rotblonden haaren grace getötet hat aber howard sei es nicht gewesen ich weiß dass ihr beide immer gewusst habt dass lou jedes mal wenn sie die schule geschwänzt hat bei grace war ist das das einzige, was mam verheimlicht hat? warum sagst du immer

wieder dass mam eine menge auf dem gewissen haben muss  
dad?

Ich will endlich antworten haben dad sonst muss ich glaube ich  
zur polizei gehen

Billy

**Von:** Rob Burton [*robandeileen.burton@uknet.co.uk*]  
**Abgesandt:** Mi, 23.04.03, 18:40  
**An:** *wandr.burton@compuline.com*  
**Betrifft:** Louise

---

Mein lieber Junge,

ich hatte ziemliche Mühe, deinen Brief überhaupt zu verstehen. Hättest du nur in der Schule Punkt und Komma gelernt. Was unseren Krach angeht, da kennst du meine Meinung. Die Streiks sind unpatriotisch, mein Junge, daran ist nicht zu rütteln. Was diesen Unsinn betrifft, den du uns da geschrieben hast, kann ich nur annehmen, dass Louise dir wieder mal einen Haufen Lügen aufgetischt hat. Es ist doch eindeutig, dass die Drogen aus ihr sprechen, und ich muss sagen, du bist leider noch naiver, als ich gedacht habe, wenn du auf sie hörst.

Ich weiß nicht, wer diese Frau ist, von der du schreibst, und auch nicht, warum du behauptest, deine Mutter hätte gelogen, als sie sagte, sie hätte sie nicht gekannt. Und ich verstehe auch nicht, was du meinst, wenn du schreibst »Lou schaut aus wie Cill Trevelyan«. Selbstverständlich hat Howard Stamp seine Großmutter umgebracht, er hat ja damals sofort ein Geständnis abgelegt und ist verurteilt worden. Wenn deine Mutter und ich zu der Zeit »solche Angst« hatten, dann weil David Trevelyan mir in der Arbeit das Leben zur Hölle gemacht hat. Er hat behauptet, unsere Familie würde Lügen über Cill verbrei-

ten, und sagte, es gäbe nur Louises Wort dafür, dass eine Vergewaltigung stattgefunden hätte. Wenn die beiden Mädchen aber tatsächlich zusammen gewesen wären, sagte er, dann wäre ihnen beiden das Gleiche widerfahren. Er war wütend auf Louise, weil sie andeutete, seine Tochter sei »leicht zu haben« und hätte es »selbst herausgefordert«, während ihr selbst nichts passiert war. Er war vollkommen irre. Zum Beispiel behauptete er auch, wenn die Vergewaltigung wirklich stattgefunden hätte, dann müsste Louise es deiner Mutter und mir erzählt haben, so schnell wie sie zur Polizei gerannt sei. Das sollte nichts anderes heißen, als dass wir ihn nicht informiert hätten und es zuließen, dass Cill wegen der Prügelei mit Louise bestraft wurde, obwohl wir wussten, wie empfindlich sie zu der Zeit war. In seinem verdrehten Denken waren wir damit schuld am Verschwinden seiner Tochter.

Ich muss sagen, dass wir nie wirklich an die Vergewaltigung geglaubt haben. Wir waren allerdings ziemlich sicher, dass Cill mit ein paar Jungen im Beisein von Louise Geschlechtsverkehr hatte, und deine Schwester missverstand, was da geschah. Deine Mutter und ich sind noch heute der Meinung, dass diese Freundschaft nichts Gutes hatte. Durch sie machte deine Schwester mit Dingen Bekanntschaft, von denen sie mit 13 keine Ahnung hätte haben sollen. Wir hatten von Anfang an unsere Zweifel an David Trevelyan. Es war unnatürlich, wie schnell er mit Prügeln bei der Hand war, wenn es um das Mädchel ging, ganz besonders, als sie in die Pubertät kam, uns war

das beiden nicht geheuer. Wenn deine Mutter was zu bereuen gehabt hat, dann das. Sie hat oft gesagt, sie hätte den Mund aufmachen und ihn anzeigen müssen, dass er seine Tochter missbraucht. Ich muss noch dazu sagen, dass wir uns oft gefragt haben, ob Louises Probleme nicht zum Teil daher kommen, dass er sie ebenfalls missbraucht hat. Sie war ja sehr viel bei diesen Leute zu Hause und hatte nach Cills Verschwinden plötzlich große Angst vor ihm. Wir haben uns bemüht, unvoreingenommen zu bleiben, aber das wurde immer schwieriger, als David anfang, in der Arbeit die Leute auf seine Seite zu ziehen, indem er mich schlecht machte. Er stand unter Druck von der Polizei und wäre trotz seines Alibis garantiert angeklagt worden, wenn sie die Leiche von Cill gefunden hätten. Aber er hat es geschafft, die Aufmerksamkeit der Arbeitskollegen davon abzulenken, indem er behauptete, deine Schwester würde lügen. Zwei- oder dreimal hat Jean deine Mutter in aller Öffentlichkeit deswegen angeschrien. Für deine Mutter war das sehr peinlich und belastend. Alle diese Geschichten haben Louise schließlich zu einer verängstigten kleinen Maus gemacht und uns überzeugt, dass es am besten wäre wegzuziehen.

Was das »Gewissen« deiner Mutter angeht: Ich habe keine Ahnung, was für Geheimnisse sie in ihrem Herzen trägt, aber ich bin ganz sicher, sie hat nichts davon gewusst, dass Louise sich in Grace Jefferies' Haus versteckt hat, wenn sie die Schule geschwänzt hat, weil das nämlich einfach nicht stimmt. Wer hat dir nur diesen Unsinn in den Kopf gesetzt? Und wo-

her hast du deine Weisheit von Louises Heirat mit einem von Cills Vergewaltigern? Louise hat ja nicht mal gewusst, wie die Jungen heißen, und die Polizei hat die Namen der Kerle, die sie vernommen hat, nie verraten. Ich glaube sogar, dass mehrere befragt worden sind, weil Cill ja mit ihrer »Gunst« ziemlich freigebig war, aber keiner konnte mit der angeblichen Vergewaltigung und/oder ihrem Verschwinden in Verbindung gebracht werden. Wenn Louise deine Quelle ist, dann solltest du bedenken, wie Drogen auf ihr Gehirn wirken. Sie konnte ja zu nichts und niemandem mehr die Wahrheit sagen, nachdem sie ins Prostitutions- und Drogenmilieu abgerutscht war, und ich kann mir nicht vorstellen, dass sich in der Beziehung was geändert hat, wenn sie jetzt wieder mit einem Mann zusammenlebt, der sie »verprügelt und ausnutzt«, wie du schreibst. Was für ein vergeudetetes Leben, aber mir ist das Mitleid mit ihr ausgegangen. Deine Mutter und ich haben alles getan, um sie da rauszuholen, aber sie hat uns ja klar und deutlich zu verstehen gegeben, dass sie lieber im Dreck lebt und sich für Drogen verkauft, als endlich anzufangen, sich wie ein erwachsener Mensch zu benehmen.

Ich habe nichts dagegen, wenn du ihr unsere Adresse und Telefonnummer gibst, ich glaube allerdings nicht, dass sie sich melden wird. Ich vermute, sie hat dich wie immer mit Drohungen abgewimmelt, dass sie irgendeine Dummheit macht, wenn du dich noch mal einmischst. Es ist immer das alte Lied, und ich versteh's nicht und werd's auch nie verstehen. Deine

Mutter ist im Moment unterwegs, müsste aber bis sieben zurück sein. Wenn du mit uns reden willst, dann ruf an, aber mir wär's auch lieber, wenn es keinen Krach gäbe. Louise hat uns in der Vergangenheit genug Anlass zu Streitereien gegeben, ich habe für so was heute nicht mehr die Kraft. Deiner Mutter geht es gut, wie hoffentlich auch Rachel und den Mädchen.

Dad



**Von:** *wandr.burton@compuline.com*  
**Abgesandt:** Mi, 23.04.03, 18:55  
**An:** *robandeileen.burton@uknet.co.uk*  
**Betrifft:** Louise

---

Lieber Dad

lou war nicht die einzige die die Vergewaltigung mit angesehen hat ich war auch dabei die kerle waren zu dritt und einer hatte rote haare er hieß colley hunt oder so ähnlich roy war der schlimmste und jetzt hör ich dass lou mit ihm verheiratet war und seh dass sie sich in einen klon von cill trevelyan verwandelt hat schaut genauso aus wie sie außerdem weiß ich auch dass lou zu grace jefferies gegangen ist cill auch ich hab sie selbst ein paarmal gesehen wie sie sich alle beide hinten rausgeschlichen haben frag mam sie weiß dass es wahr ist grace war einmal bei uns und hat sich beschwert weil ich und lou ihren howard immer verspottet haben und sie hat gesagt, sie hats mit freundlichkeit versucht und lou immer bei sich fernsehen schauen lassen ihr müsst das mal miteinander besprechen, du und mam, und sehen, an was ihr euch erinnert ich ruf später an, aber ich will nicht dass du mir sagst ich soll den mund halten ich fühle mich echt schlecht dass ich damals nichts gesagt habe aber wie ich neulich cills foto gesehen habe ist mir klar geworden dass sie sich nie allein hätte durchschlagen können ich denke dass ihr vater sie getötet hat und ihm nie jemand draufgekommen ist und ich glaube dass lou es weiß darum ist

sie so abgerutscht außerdem hab ich es immer komisch gefunden dass howard seine großmutter getötet hat wo er doch so ein angsthase war und einmal sogar geweint hat wie lou ihn spasti genannt hat

Billy

Roy warf Louise einen genervten Blick zu, als sie zu ihm in die Küche kam und erzählte, George Gardener habe ihren Bruder über Cill Trevelyans Verschwinden ausgefragt. »Ich hab dir gleich gesagt, dass sie's rauskriegt, aber du wolltest ja nicht auf mich hören«, fuhr sie ihn an.

Er saß am Tisch beim Abendessen, die beiden Überwachungsbildschirme im Blick. Auf ihre Bemerkung antwortete er nicht, tat so, als sei er ganz auf sein Essen konzentriert.

Louises Augen blitzten wütend. »Du brauchst mich gar nicht so auflaufen zu lassen, Roy. Du bildest dir ein, du hättest jeden im Griff – aber da täuschst du dich. George weiß meinen Namen, und sie weiß, dass ich mit dir verheiratet war. Sie zeigt überall mein Bild rum und dazu eines von Cill. Billy hat ihr weisgemacht, ich wäre Cill, und ihr die Nummer der letzten Detektei gegeben, die bei ihm rumgeschnüffelt hat, aber sobald sie den Trevelyans mein Foto zeigt, werden die ihr sagen, dass Priscilla Fletcher Louise Burton ist. Und was tun wir dann? Kannst du mir das vielleicht sagen?«

Er schob seinen Teller weg und zündete sich eine Zigarette an, bevor er seinen Stuhl nach rückwärts kippte und die Füße auf den Tisch legte. »Genauer gesagt, was tust *du* dann, Schätzchen? *Ich* geb mich ja nicht für jemand anderen aus. Vielleicht lass ich dich einfach fallen wie eine heiße Kartoffel,

wie ich das schon an dem Tag hätte tun sollen, als du mit meinem Jungen in die Kiste gehüpft bist.« Er blies einen Rauchring in die Luft und sah zu, wie er größer werdend langsam in die Höhe stieg. »Was würdest du sagen, wenn ich dich über die Klinge springen lasse, hm?«

Sie trat hinter ihn, drückte ihre Wange an sein Haar und kreuzte die Arme über seiner Brust. »Das würdest du nie tun. Vorher würde Nick dich umbringen.«

Er strich über den weichen Flaum ihres Unterarms. »Hat er dich wieder geschlagen«, fragte er, zu ihrer geschwellenen Lippe hinaufblinzeln, »oder war das Mache für Billy?«

Lächelnd drückte sie ihm einen Kuss auf den Scheitel. »Billy ist Wachs in meinen Händen, wenn ich ihm Leid tue. Ich habe immer etwas mehr Geld bekommen, wenn er Dad erzählt hat, ich wäre geprügelt worden.«

Roy setzte die Füße wieder auf dem Boden auf. »Was hast du vor?«

»Nichts.«

Abrupt schüttelte er sie ab und stand auf. »Ich hätte dir besser nicht geholfen, vom Stoff loszukommen. Wenn du zugeröhrt warst, warst du wenigstens halbwegs kontrollierbar, seit du angefangen hast, selbständig zu denken, bist du eine verdamnte Plage. Es wär ja nicht so schlimm, wenn du nur Sägemehl im Hirn hättest. Du han-

delst ohne Überlegung, Cill, das war immer schon dein Problem.« Er trat ein Stück von ihr weg.

»Nenn mich nicht so«, sagte sie gereizt. »Du weißt, dass ich das hasse.«

Roy zuckte mit den Schultern. »So bist du doch den größten Teil deines Lebens genannt worden.« Er sah, wie ihr Gesicht sich verfinsterte. »Du schleppst zu viele Gespenster mit dir rum, Schätzchen. Und jedes Mal, wenn du dich im Selbstmitleid suhlst, fallen sie über dich her. Du hättest mal lieber deine Kleider anlassen und den Jungen in Ruhe lassen sollen, dann wär ich vielleicht nicht so schnell dabei gewesen, dich an Nick weiterzureichen.«

Sie zog den Schal hoch, um ihren Mund zu verbergen. Es war eine automatische Geste, oft geübt zum Schutz vor neugierigen Blicken. An jemanden, der sie so gut kannte wie Roy, war sie verschwendet. »Billy hat erzählt, dass meine Mutter sehr gläubig geworden ist«, sagte sie und kicherte plötzlich. »Und als er meinen Dad gefragt hat, wieso, hat der gesagt, sie hätte einiges auf dem Gewissen. Das ist doch ein echter Witz, oder?«

Roy betrachtete sie nachdenklich. »Was hat Billy sonst noch erzählt?«

»Dass George von der Vergewaltigung weiß und glaubt, wir beide hätten miteinander ein Kind gehabt, als wir noch Teenager waren.« Sie warf ihm einen scheuen Blick zu. »Sie ist durcheinander, weil sie glaubt, ich wäre Cill – was bedeuten würde,

dass das Kind das Produkt einer Vergewaltigung ist und du der Erzeuger bist.«

Roy Gesicht wurde angespannt. »Und?«

»Ich habe Billy erklärt, er wär dein Sohn von einer deiner Nutten, und ich hätte mich bemüht, ihm die Mutter zu ersetzen, so weit das bei den Gegebenheiten möglich war.«

»Was für Gegebenheiten?«

»Dass er seinem Vater nachschlug«, antwortete sie schnippisch. »Dass er ein frühreifer, total hemmungsloser Bursche war, der Drogen genommen und geklaut hat wie ein Rabe und deshalb im Knast gelandet ist.«

»Mein Gott!«, sagte er voll Abscheu. »Du bist wirklich ein hinterhältiges Luder!«

Sie zog gleichgültig eine Schulter hoch und ließ sie wieder herabfallen. »Na, es kommt doch der Wahrheit ziemlich nahe.«

Flüchtig erkannte Roy, dass er sie nie beherrscht hatte – *nicht einmal, wenn sie auf den Knien gelegen und um einen Schuss gebettelt hatte* –, aber der Gedanke war so erschütternd, dass er nicht an ihm festhalten konnte. »Du bist echt krank, Lou.«

Sie ließ die Bemerkung an sich abprallen. »Also, was soll ich Billy sagen? Der kommt nämlich garantiert wieder. Wie immer.«

Roy drückte seine Zigarette aus und ließ sie zu Boden fallen.

»Das ist nicht mein Problem«, versetzte er schroff.

»Du hast dir das selbst eingebrockt. Du hättest George mir überlassen sollen, wie ich dir geraten habe.«

Louise schlang ihre dünnen Arme um ihren Oberkörper. »Vielleicht wollte ich das ja nicht«, sagte sie mit stockender Kleinmädchenstimme. »Vielleicht habe ich gehofft, sie würde alles über Cill rauskriegen ... vielleicht kann ich nicht so lässig mit der Vergangenheit leben wie du, Roy.«

Er lachte zornig. »Das Getue kannst du dir sparen«, warnte er. »Das wirkt vielleicht bei deinem Bruder, aber nicht bei mir. Da ist das Telefon.« Er wies mit einer ruckartigen Kopfbewegung zu einem Gerät auf einer der Arbeitsplatten. »Nimm's. Ruf sie an. Schau mal, wie gut die Nummer vom traumatisierten kleinen Mädchen bei der Frau ankommt. Oder noch besser, ruf die Bullen an. Wenn du Glück hast, glauben sie dir nicht ...« Er brach ab, als sie sich vorbeugte, um auf den Bildschirm zu sehen. »Was ist los?«

»Du hast Besuch«, sagte sie bemerkenswert sachlich, nichts Mitleidheischendes mehr in der Stimme.

Er warf einen Blick auf den Bildschirm und erkannte George und Jonathan im Gespräch mit der Bedienung. »Verdammte Scheiße«, murmelte er, als das Mädchen die Klappe im Tresen hob und die Besucher zur Küche wies. »Geh rauf und bleib da, bis ich dich hole«, befahl er und packte Louise grob am Arm. »Ich warne dich – wenn dieser Hughes

dich zu Gesicht bekommt, hau ich dich schneller in die Pfanne, als du O sagen kannst.«

Mit einem Blick, der ihre ganze Verachtung ausdrückte, setzte Louise den Fuß auf die unterste Treppenstufe.



*Crown and Feathers, Friar Road, Highdown*  
*Mittwoch, 23. April 2003, 19 Uhr 35*

George, die prophezeit hatte, dass Roy den Jovialen spielen würde, zumindest anfänglich, beunruhigte die Feindseligkeit, mit der er sie empfing, als sie in die Küche traten. Eine große Seelenkennerin bin ich offensichtlich nicht, sagte sie sich und ließ ihren Blick zu dem Bildschirm schweifen, der die Bar zeigte. Gewarnt sein hieß, gewappnet sein, und ein Mann wie Roy Trent sah natürlich im Angriff die beste Verteidigung. Der zweite Bildschirm war wie meistens ausgeschaltet, und nicht zum ersten Mal fragte sie sich, wozu er eigentlich zwei Geräte brauchte.

Jonathan reagierte sofort auf die feindselige Atmosphäre und ging instinktiv in Abwehrstellung, indem er das Kinn vorschob und seine seitlich herabhängenden Hände zu Fäusten ballte. Er fühlte sich an ihr erstes Zusammentreffen erinnert, doch diesmal erfolgte keine Entschuldigung von Roy, um die Wogen zu glätten.

Er stand mit dem Gesicht zur Tür, das Gesäß gegen den Tisch gestemmt, in der rechten Hand ein Bierglas, das er nachlässig mit einem Geschirrtuch polierte. Er hielt es am Griff, als wäre gar nicht das Polieren Zweck der Übung. Er wirkte sehr entspannt und hatte sich so postiert, dass George und Jonathan im Türrahmen gebannt waren und nicht ins Zimmer treten konnten. Eine ungünstige Position, nicht zuletzt, weil sie, so dicht nebeneinander stehend, komisch wirkten.

Er grinste. »Ach was – unser Traumpaar! Was verschafft mir die Ehre?«

»Wir wollten uns ein bisschen unterhalten«, antwortete George unverfänglich.

Er starrte sie einen Moment lang mit unergründlicher Miene an. »Das ist im Moment etwas ungünstig. Wenn Sie morgen wiederkommen, werde ich sehen, was ich tun kann.« Er richtete seine Aufmerksamkeit auf Jonathan. »Sie nicht, Meister, Sie haben Lokalverbot hier.« Er kniff drohend die Augen zusammen. »Ich hab nichts übrig für Leute, die mich einen Lügner nennen, und in meinem Pub will ich sie bestimmt nicht haben.«

»Jon hat nie ...«, begann George.

»Lassen Sie ihn doch für sich selbst sprechen«, unterbrach Roy. »Er hat ja wohl eine Zunge. Oder hat er Schiss, sie zu gebrauchen?«

Jonathan sagte nichts.

»Na, typisch. Ich hab ja gleich gewusst, dass

Sie ein Schisser sind.« Er richtete sich auf und trat einen Schritt näher. »Ende der Unterhaltung. Machen Sie sich vom Acker, bevor ich die Bullen anrufe und Sie wegen Hausfriedensbruch festnehmen lasse.«

George reagierte zuerst. »Kommen Sie.« Sie zupfte Jonathan an der Jacke. »Er ist leider im Recht. Ein Gastwirt kann jedem, der ihm nicht passt, Hausverbot geben, er muss noch nicht einmal einen Grund dafür nennen.«

Aber zum ersten Mal in seinem Leben gab Jonathan nicht klein bei. »Dann muss ich eben dafür sorgen, dass er sich's anders überlegt.«

Roy senkte seine rechte Hand und trat, das Glas seitlich herabhängen lassend, noch einen Schritt näher. »Und wie wollen *Sie* das anstellen?«

»Sicher nicht, indem ich mich mit Ihnen prügele«, erwiderte Jonathan freundlich und löste die geballten Fäuste. »Erstens bin ich nicht bewaffnet, und zweitens würde Ihnen das nur einen noch besseren Vorwand liefern, mich rauszuwerfen.« Er wies zum Hof hinaus. »Auf der Straße parkt ein schwarzer BMW mit dem Kennzeichen R848 OXR. Der stand da auch an dem Tag, an dem ich hier mit George verabredet war – ich habe ihn gesehen, als ich ging –, und dann wieder am Abend, als Andrew Spicer mit mir hergekommen ist, um meine Briefftasche abzuholen. Ist das Ihr Auto, Mr. Trent?«

»Das geht Sie gar nichts an.«

»Wissen Sie, was für einen Wagen er fährt, George?«

Sie runzelte die Stirn. Sie erinnerte sich einer Bemerkung über einen BMW, wusste aber nicht mehr, in welchem Zusammenhang sie gefallen war. »So viel ich weiß, fährt Roy einen Lieferwagen. Er steht hinten in einer Garage.«

»Der Bahnangestellte am Bahnhof Branksome sagte, die Frau, die meine Aktentasche durchwühlte, sei in einem schwarzen BMW weggefahren. Ich denke, der Wagen gehört Ihrer Exfrau, Mr. Trent. Sie sagte, sie habe mich hier gesehen, und sie wusste, wer ich bin, und sie war zweifelsfrei hier, als mein Agent meine Brieftasche bei Ihnen abholte.« Er schaute zur Treppe. »Ist sie jetzt oben? Wenn ja, würden wir gern mit ihr sprechen.«

Roy hob die linke Hand und rammte sie Jonathan vor die Brust. »Raus!«, schimpfte er. »Los! Auf der Stelle! Verpisst euch, alle beide.«

Jonathan wich sofort zurück. »Zu Gewalt besteht nicht der geringste Anlass, Mr. Trent.« Er hob die Stimme. »Richten Sie Priscilla Fletcher aus, dass wir an ihrem Wagen warten werden, bis sie kommt. Wir möchten sie über die Vergewaltigung von Cill Trevelyan durch Roy Trent, Colley Hurst und Micky Hopkinson befragen.«

»Brüllen Sie nicht so!«, herrschte Roy ihn an. »Draußen sind Gäste, die Sie hören können.«

Jonathan ignorierte ihn. »Wir möchten sie außerdem über den Mord an Grace Jefferies befragen«, rief er laut. »Wir wissen, dass Roy Trent in derselben Straße wohnte wie Howard Stamp, und dass Louise Burton gegenüber von Grace wohnte. Wir glauben, dass Priscilla Fletcher uns über die Zusammenhänge aufklären kann. Wir werden warten, und wenn es noch so lange dauert. Sie kann ihren Wagen nicht ewig da draußen stehen lassen.«

George vereitelte Roys Versuch, Jonathan mit Gewalt zum Schweigen zu bringen. Mit ihrem Aktenköfferchen blockierte sie seinen empor-schwingenden Arm. »Wie können Sie es *wagen*?«, rief sie mit hochrotem Gesicht. »Uns können Sie nicht einschüchtern wie damals diese wehrlosen Kinder. Was ist Cill zugestoßen? Was ist Louise zugestoßen? Wie viele kleine Mädchen haben Sie noch vergewaltigt?«

Roy hätte vielleicht reagiert, wenn nicht im Gang hinter Jonathan die Bedienung und einer seiner Stammgäste erschienen wären. Sie blieben mit offenen Mündern stehen und hörten Georges Vorwürfen zu.

»Los, in die Küche«, befahl er George und Jonathan kurz. »Und du ...«, er wies auf das Mädchen. »Mach, dass du wieder hinter den Tresen kommst. Das hier geht dich überhaupt nichts an.«

Aber so leicht ließ Tracey sich nicht vertreiben.  
»Soll ich die Polizei anrufen?«

»Nein.«

Mit neugierigem Gesicht wandte Tracey sich George zu. Vielleicht fühlte sie sich nach den Bemerkungen über eine Vergewaltigung solidarisch mit der Frau, vielleicht mochte auch sie einfach ihren Chef nicht besonders. »Alles in Ordnung? Geht's Ihnen gut? Hat Ihnen jemand was getan?«, fragte sie.

George schüttelte den Kopf. »Nein, im Moment ist alles in Ordnung, Tracey, aber wenn es noch mehr Geschrei gibt, sollten Sie vielleicht doch die Polizei anrufen. Wir sind nicht hergekommen, weil wir streiten wollen, aber wenn Leute die Beherrschung verlieren, ufern die Dinge leicht aus.«

»Das kann man sagen«, bestätigte das Mädchen mit Nachdruck. Sie warf einen letzten Blick auf Roy, in den Augen einen Anflug von Spott, als wäre etwas zur Sprache gekommen, was ihr bestens bekannt war. »Also dann, bis nachher.«

Roy nickte kurz und schloss die Tür, aber es dauerte eine Weile, ehe er etwas sagte. Er stand mit gesenktem Kopf, den Blick zu Boden gerichtet. Offensichtlich überlegte er sich, was er tun sollte. Jonathan, dem der Erfolg Auftrieb gegeben hatte, wollte den Vorteil nutzen, aber George legte einen Finger auf die Lippen und bat ihn so, sich still zu verhalten. Ab und zu knarrten im oberen

Stockwerk die Dielenbretter, ob allerdings aus natürlicher Ursache, weil das Holz arbeitete, oder unter den verstohlenen Schritten eines Lauschers, ließ sich nicht sagen.

Als Roy schließlich sprach, wirkte er völlig ruhig. »Von Rechts wegen sollte ich Ihnen meinen Anwalt auf den Hals hetzen«, sagte er aufblickend. »Sie haben mich vor meinen Gästen und meinem Personal verleumdet. Es stimmt, dass die Polizei mich gemeinsam mit Colley und Mick in Verbindung mit der Vergewaltigung von Cill Trevelyan befragt hat, aber wir hatten nichts damit zu tun, und es gab keinen einzigen Beweis für das Gegenteil. Das Mädchen, das der Polizei die Hinweise geliefert hatte, wusste die Namen der Täter nicht und hat uns nicht identifiziert. Am Ende ...«, er zuckte mit den Schultern, »war die Polizei nicht einmal mehr sicher, ob überhaupt eine Vergewaltigung stattgefunden hatte.«

Er trat von der Tür weg und griff nach seinen Zigaretten, die auf dem Tisch lagen. »Ich will gar nicht behaupten, dass wir Unschuldslämmer waren. Das waren wir weiß Gott nicht. Wir brachten alle um uns herum zur Verzweiflung, uns selbst eingeschlossen. Die Schule haben wir nur von außen gekannt – lesen konnten wir keinen Strich –, wir hatten immer irgendwas vor.« Er neigte seinen Kopf zum Feuerzeug hinunter. »Alkohol war so ziemlich das Einzige, was das Leben erträglich

machte, und wenn wir keinen gekriegt haben, haben wir den Kick mit extremeren Mitteln gesucht. In der Hinsicht waren wir nicht anders als Howard.« Er richtete seine Aufmerksamkeit auf Jonathan. »Sie haben neulich gesagt, er hätte keine andere Möglichkeit gehabt, als sich in sich selbst zu verkriechen. Wir waren nicht viel anders. Wir haben ähnliche Sachen gemacht – dabei haben wir uns allerdings weniger selbst was angetan, obwohl das auch vorgekommen ist.« Er spannte seine Finger an und ließ sie wieder locker. »Mick war der Schlimmste, er hat sich immer Spiralen in den Handrücken geschnitten. Aber meistens haben wir andere als Zielscheibe genommen.« Er verzog zynisch den Mund. »Es fällt mir nicht leicht, das zu sagen, und Sie wollen es wahrscheinlich nicht hören, aber es war ein gutes Gefühl, wenn ein anderer gelitten hat. Es hieß, dass wir nicht die Einzigen mit einem Scheißleben waren.«

Er hielt kurz inne und zog an seiner Zigarette. »Wir waren hundsgemein zu Howard«, sagte er abrupt. »Jahrelang – es hat angefangen, als wir noch kleine Knirpse waren und er ein Teenager. Er hat nicht weit von uns in derselben Straße gewohnt, und wir haben ihm die ganze Zeit die Hölle heiß gemacht. Mick hat ihn immer mit seinem Messer in den Rücken gestochen – oft hat's geblutet, bis Howard sich dann eine Lederjacke zugelegt hat. Es war eben so verdammt einfach. Er war so ein



erbärmlicher Wicht.« Wieder konzentrierte er sich ganz auf Jonathan. »Wir haben wahrscheinlich gehofft, er würde sich endlich mal wehren – ein bisschen Mumm zeigen –, aber das ist nie passiert. Vielleicht war er zu vernünftig.« Sein Blick wurde hart, als gälten seine Worte Jonathan. »Wie George vorhin schon sagte, wenn Leute die Beherrschung verlieren, ufern die Dinge gern aus, und Howard hatte wirklich Angst vor Micks Messer.«

Jonathan stützte sich mit den Händen auf die Rückenlehne eines Stuhls. »Sie waren drei gegen einen«, stellte er sachlich fest. »Wie standen da seine Chancen?«

»Nicht gut«, gab Roy zu, »deshalb war's auch gescheit von ihm, dass er versucht hat, uns auszuweichen. Das Schlimme war nur, dass uns das gerade erst recht gereizt hat. Meistens hat er sich versteckt – entweder bei sich zu Hause oder bei seiner Großmutter –, aber wir haben immer die Augen nach ihm offen gehalten. Sie sagen beide dauernd, dass er seine Großmutter nicht umgebracht hat. Aber er hat's getan. Ich weiß das, weil wir ihn so weit gebracht haben. Mick hat ihn nicht in Ruhe gelassen und sich ständig über ihn lustig gemacht, weil er keine Waffe hatte, und eines Tages zieht Howard plötzlich ein Riesenfleischermesser raus und fängt an, auf Colley loszugehen. Im Prozess haben sie gesagt, er wäre ausgerastet und hätte seine Großmutter mit dem Messer angegriffen – wie

bei Colley. Er war total weggetreten – hat getobt wie ein Berserker und so wild um sich geschlagen, dass Mick und ich nicht an ihn rankommen konnten. Er hat Colley zweimal am Arm erwischt, bevor wir abgehauen sind. Wir sind direkt zum Krankenhaus gerannt. Soweit ich mich erinnere, musste Colleys Arm mit zwanzig Stichen genäht werden, und die Narben waren noch fünf Jahre später zu sehen.«

Er wandte sich George zu. »Ich bin nicht stolz darauf, deshalb wollte ich nicht, dass Sie davon erfahren. Wir hatten Angst, Howard würde behaupten, es wäre nur unsere Schuld, dass er sich wie ein rasendes Monster aufgeführt hatte, aber die Polizei hat sich nie bei uns gemeldet, obwohl die meisten Leute in der Straße wussten, dass wir ihn immer terrorisiert hatten. Am merkwürdigsten hat Wynne sich verhalten. Jedes Mal, wenn sie uns gesehen hat, hat sie uns beschimpft, aber der Polizei hat sie nie was gesagt, nicht mal beim Prozess.« Er schnippte Asche zu Boden. »Ich weiß bis heute nicht, warum. Wenn sie ihn für vermindert zurechnungsfähig erklärt hätten, wär er nach Broadmoor in psychiatrische Behandlung gekommen. Aber so haben sie ihn in Dartmoor eingesperrt, wo er nie eine Chance hatte.«

George legte ihren Koffer auf den Tisch und zog sich einen Stuhl heraus. »Er hat sich für nicht schuldig erklärt«, sagte sie und öffnete dabei die

Schnappschlösser. »Wie Sie ihn behandelt haben, war daher unerheblich für seine Verteidigung. Das wissen Sie so gut wie ich, Roy. Interessanter ist die Frage, warum die Verteidigung diese Episode mit dem Fleischermesser nicht vorgebracht hat, um ihre Beweisführung zu untermauern.« Sie nahm ihren Notizblock aus dem Köfferchen. »Hat Colley ihn damals angezeigt? Wie hat er die Verletzung im Krankenhaus erklärt?«

»Er hat gesagt, er wär in eine Messerstecherei verwickelt gewesen, aber er hat keine Namen genannt.«

»Warum nicht?«

Roy zuckte mit den Schultern. »Wir wollten nichts mit der Polizei zu tun haben.«

»Wann passierte diese Geschichte?«

»Ein oder zwei Monate bevor Grace umgebracht wurde. Ich weiß nicht mehr genau.«

Jonathan schaltete sich ein. »Wie gut waren Sie mit ihr bekannt?«

»Überhaupt nicht.«

»Wieso nennen Sie sie dann Grace?«

Ein kurzes Zögern. »Alle haben sie so genannt. Auch die Zeitungen.«

»Sie haben gesagt, Sie könnten nicht lesen.«

Unwillen flackerte kurz in den dunklen Augen auf. »Und? Im Laden bei meinem Vater ist damals doch von nichts anderem geredet worden. Er hat jede gottverdammte Zeitung gelesen und jedem,

der es hören wollte, die neuesten Entwicklungen mitgeteilt.«

Jonathan beugte sich über den Tisch und schlug eine Seite in Georges Block zurück. »Wir haben gehört, dass Sie mit Ihrem Vater keinen Kontakt hatten. Die Ehe Ihrer Eltern war gescheitert, und Sie lebten mit Ihrer Mutter am Colliton Way. Ihr Vater verheiratete sich wieder und wollte nichts mehr mit Ihnen zu tun haben.« Er sah auf. »Vermutlich hatte Ihre Stiefmutter eigene Kinder und wollte keinen Rowdy, der nicht schreiben und lesen konnte, im Haus haben.«

Roy Trents Miene verfinsterte sich. »Was regen Sie sich denn so auf?« Er lächelte süffisant. »Daraus können Sie mir jetzt keinen Strick drehen – ich hab nämlich in einer Erziehungsanstalt lesen gelernt, als ich sechzehn war. Da war ich zwölf Monate wegen Einbruch drin – und hab so einiges dazugelernt.«

Jonathan richtete sich auf und zog seine Zigaretten heraus. »Ich rege mich auf, weil ich Ihnen nicht glaube, Mr. Trent.« Er knipste sein Feuerzeug an. »Sehr praktisch, diese Geschichte von Howards Ausraster mit dem Fleischermesser einen Monat vor Grace Jefferies' Ermordung. Eine beachtliche Leistung, wenn Sie sich das in den letzten Minuten ausgedacht haben, ich glaube allerdings eher, dass Sie und Ihre Freunde sie damals schon erfunden haben.«

»Und warum hätten wir das tun sollen?«

»Für den Fall, dass Sie von der Polizei befragt werden sollten.«

Roy schüttelte wegwerfend den Kopf. »Das stand nie zur Debatte. Wir haben nicht mal zum Kreis der Verdächtigen gehört. Nennen Sie mich ruhig einen Lügner – das lässt mich kalt –, aber Sie sind da total auf dem Holzweg. Unser Revier waren der Colliton Way und die runtergekommenen alten Gebäude auf dem Industriegelände dahinter. Wir haben Grace nicht gekannt, wir waren nie in der Nähe ihres Hauses und wollten da auch gar nicht sein – aus dem einfachen Grund, weil wir jedes Mal Scherereien gekriegt haben, wenn wir uns außerhalb von unserem Revier rumgetrieben haben. Wenn wir schön innerhalb unserer Grenzen geblieben sind, hat man uns in Ruhe gelassen. Und so hat's uns auch gepasst.«

Jonathan sah ihm in die Augen, bis er den Blick senkte. »Sie gehörten nur aus einem Grund nicht zum Kreis der Verdächtigen – weil Howard gestand. Hätte er das nicht getan, hätten Sie ganz oben auf der Liste rangiert. Die Polizei hatte Sie alle drei erst fünf Tage vorher wegen der Vergewaltigung an einem verschwundenen kleinen Mädchen vernommen, das nur zwei Straßen von Grace entfernt wohnte. Auf Sie passte die Beschreibung, die die beste Freundin des verschwundenen Mädchens gegeben hatte. Und diese Louise Burton wohnte *genau gegenüber* von Grace Jefferies. Sie waren mit

Howard Stamp gut bekannt, Sie wussten, dass er eine Großmutter hatte, dass er sich häufig zur ihr flüchtete, dass er immer im Laden Ihres Vaters für sie einkaufte. Einer von Ihnen, Micky Hopkinson, trug gewohnheitsmäßig ein Messer bei sich. Der andere, Colley Hurst, hatte rotes Haar, genau wie Louise Burton, die regelmäßig die Schule schwänzte und zweifelsfrei mit Ihnen zu tun hatte.«

»Wieso konnte sie uns dann nicht identifizieren?«, schnauzte Roy.

»Wieso *hat* sie Sie nicht identifiziert, sollte die Frage lauten, Mr. Trent. Sagen Sie mir das.«

»Weil wir's nicht waren.«

George, die sich eifrig Notizen gemacht hatte, blickte auf. »Das lässt sich leicht nachprüfen, Roy. Louise Burtons Bruder William war Zeuge der Vergewaltigung, und wenn Sie nichts dagegen haben, zeige ich ihm ein Foto von Ihnen. Dann werden wir sehen, was er sagt. Haben Sie noch Fotos von sich aus dieser Zeit? Noch besser wäre natürlich ein Gruppenbild von Ihnen mit Colley und Micky.«

Diesmal zögerte Roy Trent lange. »Nein«, sagte er schließlich, »Das ist ein Teil meines Lebens, den ich lieber vergessen möchte.« Er drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus und drehte den Kopf, um auf den Bildschirm zu schauen. »Können Sie sich überhaupt vorstellen, wie schwer es ist, nach einer Kindheit, wie ich sie gehabt habe, etwas

aus sich zu machen? Man muss sich von allen Menschen trennen, die man gekannt hat, und ganz neu anfangen. Ich habe keine Ahnung, wo Colley und Mick sich heute aufhalten – was aus ihnen geworden ist, ob sie noch am Leben sind.« Er lachte mit grimmiger Belustigung. »Ich glaube nicht, dass es überhaupt Fotos gibt – man hätte jemanden mit einem Apparat kennen müssen, um sich fotografieren zu lassen, und das haben *wir* damals nicht. Das war was für die reichen Affen.«

Jonathan wäre vielleicht bereit gewesen, diese Ausrede zu akzeptieren – auch aus seiner Kindheit gab es kaum Fotografien –, aber George lachte nur. »Also bitte! Mir kommen gleich die Tränen. Ich habe mir in den Sechzigern eine kleine Brownie gekauft, die ungefähr drei Pfund vier Pence gekostet hat – also unter zwanzig Pence in heutigem Geld. Und da wollen Sie behaupten, das wäre was für die ›reichen Affen‹ gewesen. Es gibt bestimmt Schnappschüsse von Ihnen. Aus der Zeit, als Sie achtzehn, neunzehn waren oder Anfang zwanzig – das würde völlig reichen. Bis dahin werden Sie sich nicht wesentlich verändert haben. Wie steht's zum Beispiel mit einem Hochzeitsbild?«

»Die hat alle meine Exfrau mitgenommen.«

»Priscilla Fletcher?«

»Die Erste – die Mutter von meinem Sohn.«

George musterte ihn einen Augenblick. »Wie oft waren Sie denn verheiratet?«

»Zweimal«, antwortete er schroff. »Nicht dass Sie das was anginge.«

»Und wie hieß Ihre erste Frau?«

Er antwortete nicht.

»Geht mich nichts an?«, fragte sie und lächelte. »Na ja, da haben Sie wahrscheinlich Recht.« Sie nahm eine Digitalkamera aus ihrem Kofferchen und schob ihren Stuhl zurück, um aufzustehen. »Wenn Sie nichts dagegen haben, mache ich jetzt ein Foto von Ihnen. Mein Computer hat eine besondere Funktion, mit der sich die Alterungsspuren in einem fotografierten Gesicht löschen lassen, da müsste ich eigentlich ein Bild von Ihnen hinkriegen, wie Sie in den Siebzigern ausgesehen haben.«

Roy Trent kehrte ihr prompt den Rücken. »Unterstehen Sie sich«, warnte er. »Sie wollen doch Ihre Kamera heil wieder mitnehmen.«

»Es wäre nur von Vorteil für Sie«, erklärte sie freundlich. »Wenn Sie mit der Vergewaltigung nichts zu tun hatten, wird William Burton Sie entlasten.« Sie stellte die Kamera vor sich auf den Tisch und kramte in ihrem Koffer. »Ich möchte Ihnen ein Foto von Cill Trevelyan zeigen, das kurz vor ihrem Verschwinden gemacht wurde ... vielleicht hilft das Ihrem Gedächtnis auf die Sprünge. Sie hat eine auffallende Ähnlichkeit mit Ihrer zweiten Frau.« George schob das Foto über den Tisch und wartete, um zu sehen, ob er anbeißen würde.



»Ich habe auch eines von Priscilla, das bei einem Grillfest hier von Jim Longhurst gemacht wurde.« Sie legte die zweite Aufnahme neben die erste.

»Der Angestellte am Bahnhof identifizierte sie als die dunkelhaarige Frau, die am Bahnhof Branksome Dr. Hughes' Aktentasche durchwühlt hat.«

Roy Trent zündete sich eine weitere Zigarette an, aber auf die Bilder warf er keinen Blick. »Worauf wollen Sie hinaus? Wollen Sie beweisen, dass ich Cill Trevelyan geheiratet habe?«

»Und? Haben Sie?«

Er lachte zornig. »Natürlich nicht. Die Kleine ist verschwunden. Wenn die Polizei ihre Arbeit ordentlich gemacht hätte, wäre der Vater auf der Anklagebank gelandet.«

»Er hatte ein Alibi«, warf Jonathan ein. »Er war die ganze Nacht bei der Arbeit.«

Roy Trent drehte sich halb herum. »Es gab nur die Aussage seiner Frau. Und die schwor, dass er's nicht getan hat, bevor er zur Arbeit gegangen ist. Die Polizei hat Mrs. Trevelyan so wenig geglaubt wie alle anderen. Die hat ihren Mann doch ganz offensichtlich gedeckt.«

Jonathan beobachtete einen Moment George, die nach wie vor fleißig mitschrieb. »Warum hätte sie das tun sollen?«, fragte er.

»Weil sie genauso schuldig war. Sie hätte sich besser um ihre Tochter kümmern müssen.«

»Inwiefern?«

»Sie hätte sie beschützen müssen. Dazu sind Mütter schließlich da.«

Diese Bemerkung, fand Jonathan, der sich seiner eigenen Kindheit erinnerte, warf eine Reihe Fragen auf. In welchem Maß war eine Mutter, soweit sie nicht selbst an dem Vergehen beteiligt war, mitverantwortlich, wenn ihr Kind Opfer von Missbrauch wurde? Was, wenn sie selbst ebenfalls misshandelt wurde? Wo hörte die Verantwortung für andere auf, setzte der Selbsterhaltungstrieb ein? Wie weit ging die Pflicht jedes Einzelnen im Leben, wenn man selbst vor Angst wie gelähmt war? In welchem Maß projizierte Roy das Verhalten seiner Mutter, die ihn vernachlässigt hatte, auf Mrs. Trevelyan? In welchem Maß versuchte er lediglich, von seiner Verwicklung in die ganze Sache abzulenken?

»Wovor hätte sie sie Ihrer Meinung nach beschützen müssen?«, fragte Jonathan unumwunden. »Vor der Vergewaltigung?«

»Vor den Prügeln, die sie ständig von ihrem Vater bezogen hat – auf die Weise hat er sie wahrscheinlich umgebracht.«

»Hat Cill Ihnen von den Prügeln erzählt?«

Roy warf ihm einen vernichtenden Blick zu. »Blödsinn! Ich hab sie doch gar nicht gekannt. Aber es hat in sämtlichen Zeitungen gestanden. Ich hab's aus zweiter Hand erfahren, wie alles andere, bis ein halbwegs menschlicher Typ in

der Erziehungsanstalt fand, ich müsste dringend Schreiben und Lesen lernen.«

George schaltete sich ein. »Wenn David Trevelyan sie getötet hat, wie und wann hat er seine tote Tochter dann verschwinden lassen?«, fragte sie sachlich. »Miss Brett zufolge hat er sie gleich nach seiner Heimkehr am Samstagmorgen vermisst gemeldet. Das würde heißen, dass er sie in der Zeit zwischen ihrer Heimkehr am Freitagnachmittag und seinem Aufbruch zur Nachtschicht hätte töten und begraben müssen. Das Grab hätte tief genug sein müssen – und weit genug weg von zu Hause –, damit die Leiche nicht entdeckt wird oder zumindest der Eindruck entsteht, das Kind sei von einem Entführer getötet worden.«

Die beiden Männer sagten nichts.

»Einzig Jean Trevelyan hätte die ganze Nacht Zeit gehabt«, fuhr George langsam fort, »und sie hätte schon eine zweite Myra Hindley sein müssen, um erst ihre Tochter zu töten und verschwinden zu lassen, und dann die von Schmerz und Gewissensbissen geplagte Mutter zu spielen.«

»So was soll vorkommen«, sagte Roy.

»Aber die Psychologie stimmt nicht«, wandte George ein. »Ich hätte das schon vorher durchdenken müssen. Da, schauen Sie ...«

Sie tippte mit dem Bleistift auf die Zeitungsausschnitte. »Zuerst sagte Mrs. Trevelyan bei der Polizei, dass es zu Hause Schwierigkeiten gegeben

und ihr Mann eine Auseinandersetzung mit Cill gehabt habe. *Dann* drückte sie in einem Presseinterview ihre Angst aus und ihr Bedauern darüber, dass sie beide so streng mit ihrer Tochter gewesen waren.« Sie sah Jonathan kopfschüttelnd an. »Aber sie hätte das Gegenteil gesagt, wenn sie gewusst hätte, dass das Kind bereits tot war. Sie hätte betont, was für eine *gute* Beziehung sie und ihr Mann immer zu ihrer Tochter gehabt hatten.«

»Vielleicht war das Taktik. Das Mädchen hatte doch immer Probleme mit ihrem Vater. Jeder hat das gewusst«, erklärte Roy Trent. »Wenn ihre Mutter was anderes behauptet hätte, wäre das noch verdächtiger gewesen.«

»Man müsste schon ein echter Psychopath sein, um sich das zu überlegen, nachdem man eine ganze Nacht lang nicht geschlafen hat, weil man ein Grab für die eigene Tochter ausheben musste«, meinte George sarkastisch. »Ganz zu schweigen davon, dass man das Haus von oben bis unten säubern musste, um auch den kleinsten Hinweis auf einen Mord zu entfernen.«

»Ich weiß nur das, was die Leute damals geredet haben«, behauptete Roy Trent hartnäckig. »*Er* hätte die Kleine umgebracht, und *sie* hätte ihn gedeckt. Am Ende hat sie das dazu gezwungen, sich eine andere Bleibe zu suchen.«

*9 Galway Road, Boscombe, Bournemouth*  
*Mittwoch, 23. April 2003, 20 Uhr*

Robert Burton meldete sich gleich nach dem ersten Läuten, und Billy stellte sich vor, wie er im engen kleinen Flur des Bungalows gestanden und auf den Anruf gewartet hatte, um zum Apparat stürzen zu können, ehe seine Frau etwas mitbekommen konnte. Billy hatte stets eine ungezwungene, wenn auch distanzierte Beziehung zu seinem Vater gehabt, aber Argwohn zerstört Vertrauen, und er hielt sich jetzt nicht mit Höflichkeiten auf. »Ich möchte mit Mam sprechen«, sagte er kurz.

»Sie ist nicht da.«

»Du hast gesagt, sie wäre um sieben zurück.«

»Sie macht einen ihrer Gemeindebesuche. Es dauert offensichtlich länger als gedacht.« Es wurde abrupt still, als er die Hand auf die Sprechmuschel legte, aber vorher hörte Billy noch im Hintergrund die Stimme seiner Mutter. »Entschuldige, Junge«, sagte Robert Burton, »die Katze war am Kabel. Ich sag Mam einfach, sie soll dich anrufen, wenn sie kommt.«

»Nein danke«, widersprach Billy schroff. »Gib sie mir lieber gleich. Ich weiß, dass sie da ist. Ich hab sie gehört.«

»Aber sie will nicht mit dir sprechen.«

»Dann sag ihr, dass ich morgen zurückkomme.«

Eine kurze Pause. »Wieso bist du nicht bei der Arbeit?«, fragte sein Vater. »Du weißt, was ich von diesen Vierundzwanzig-Stunden-Streiks halte. Du lässt dein Vaterland im Stich, du erwartest, dass die Soldaten deine Arbeit übernehmen, während die im Irak einen Krieg führen. Das ist unpatriotisch, Billy.«

Billy starrte wütend an die Wand. Das war typisch für seinen Vater, es mit Ablenkungsmanövern zu versuchen, wenn ihm etwas nicht in den Kram passte. »Ach, hör doch auf, Dad, ich bin wirklich nicht in der Stimmung dazu. Ich wechsele gerade die Schicht – ab Freitag arbeite ich wieder tags. Gib mir jetzt bitte mal Mam. Ich muss wirklich mit ihr sprechen.«

»Ich werd's versuchen, aber ich glaube nicht, dass sie kommt.«

Der Hörer wurde abgelegt, und Billy hörte seinen Vater ins Wohnzimmer gehen. Er konnte nicht ausmachen, was gesprochen wurde, weil seine Eltern sich im Flüsterton unterhielten, aber dann vernahm er den leichteren Schritt seiner Mutter.

»Hallo, mein Junge«, sagte sie auf ihre gewohnt ausdruckslose Art. »Dad hat mir erzählt, dass du

Louise wieder einmal aufgetan hast. Wie geht es ihr?»

»Hat Dad dir das nicht erzählt? Ich habe ihm eine E-Mail geschickt.«

»Er hat nur gesagt, dass sie es genauso treibt wie früher.« Seine Mutter seufzte mit echtem Bedauern, wie ihm schien. »Wir können sie nicht ändern, Billy. Ich bete jeden Tag darum, dass sie uns wiedergegeben wird, aber Jesus kann nur bei Menschen Wunder vollbringen, die an ihn glauben.«

Billy hatte kein Interesse an metaphysischen Lösungen. »Es gibt hier eine Frau, die sich mit der Ermordung von Grace Jefferies beschäftigt«, sagte er. »Sie behauptet, Howard Stamp sei nicht der Täter gewesen, und ich erinnere mich, dass du den Polizisten angelogen hast, als er wissen wollte, ob du mit Mrs. Jefferies bekannt warst. Du hast damals gesagt, du wüsstest nicht, wo sie wohnte, und du hättest auch nie mit ihr geredet – aber das war beides gelogen. Warum hast du gelogen, Mam?»

Er erwartete, dass sie leugnen oder sagen würde, sie könne sich nicht erinnern. Stattdessen überraschte sie ihn mit Ehrlichkeit. »Aus Angst um unsere Familie«, antwortete sie. »Wir waren schon in einen Skandal verwickelt, ich wollte nicht, dass wir noch in einen zweiten reingezogen werden. Du warst damals noch so jung, du weißt nicht mehr, wie furchtbar es war – alle hatten Angst –, wir

glaubten, es würde noch mal was passieren, bis dann Howard Stamp festgenommen wurde.«

Billy ließ sich von der Lüge nicht blenden. »Du hast schon Angst gehabt, bevor die Polizei kam«, sagte er. »Ich habe dich beobachtet. Deine Hände haben gezittert.«

Eileen zögerte, als überlegte sie, was es bringen würde, die Wahrheit zu sagen. »Ich dachte, es hätte mit Cill zu tun«, erklärte sie schließlich. »Ich dachte, sie hätten ihre Leiche gefunden, und dieser ganze Albtraum würde nie mehr aufhören.« Sie gab ein Geräusch von sich, das wie ein Lachen klang. »Ich war so erleichtert, als der Polizist sagte, dass Mrs. Jefferies tot sei. Ich konnte immer nur denken, Gott sei Dank, da kann wenigstens niemand behaupten, wir hätten was damit zu tun. Ich habe nur ein bisschen geschwindelt, Billy, und ich war nicht die Einzige, die das getan hat«, fuhr sie fort. »Kein Mensch wollte zugeben, dass er sie gekannt hatte. Es war schon schlimm genug, dass es passiert war, wir wollten nicht auch noch von der Polizei befragt werden. Wir haben alle nur gewünscht, es würde ein schnelles Ende haben, und es war dann ja auch bald vorbei, als der Enkel gestanden hat.«

Billy starrte wieder an die Wand. »Wieso hast du gedacht, Cills Leiche wäre in der Mullin Street?«

Neuerliches Zögern. »Da hast du mich falsch verstanden. Ich meinte nur, dass ich Angst hatte,



sie hätten ihre Leiche gefunden – *irgendwo*, nicht an einem bestimmten Ort. Ich hatte tagelang keinen anderen Gedanken im Kopf – immer nur die Frage, wo sie die Leiche von dem armen Kind finden würden. Und als es da plötzlich in der ganzen Straße von Polizisten wimmelte ...« Ihre Stimme versickerte in Schweigen.

Billy hätte ihr gern geglaubt. Es war ja damals auch sein erster Gedanke gewesen – dass die Polizei wegen Cill Trevelyan in die Mullin Street gekommen war. »Cill und Lou sind immer zu Mrs. Jefferies zum Fernsehen gegangen. Du hast es gewusst, ich habe selbst gehört, wie Mrs. Jefferies es dir gesagt hat.«

Eileen antwortete nicht.

»Hast du mal dran gedacht, dass Cill sich bei Mrs. Jefferies versteckt haben könnte, als sie damals durchgebrannt ist? Du hättest der Polizei die Wahrheit sagen müssen, Mam. Und Lou auch.«

Ein wütender Unterton schwang in der Stimme seiner Mutter, als sie antwortete. »Und was glaubst du wohl, wie die Trevelyans reagiert hätten, wenn ich angedeutet hätte, Cill könnte in einen Mord verwickelt sein? Jean hat mich auch so schon jedes Mal, wenn sie mich gesehen hat, angekeift wie ein Fischweib.« Sie holte Luft. »Du hast leicht reden, Billy, aber ich hatte gerade mal zwei Sekunden Zeit, mich zu entscheiden, und ich bin immer noch überzeugt, dass ich das Richtige getan habe.«

Verwirrt rieb Billy sich den Kopf. »Ich sage ja gar nicht, dass sie was mit dem Mord zu tun hatte«, protestierte er. »Ich sage nur, dass sie sich vielleicht dort im Haus versteckt hatte, nachdem sie von zu Hause abgehauen war.«

»Meinetwegen, aber das hat doch mit uns überhaupt nichts zu tun.«

»Doch. Alle haben sie gesucht wie verrückt. Warum habt ihr, du oder Lou, nicht was gesagt, als Lou wegen der Vergewaltigung befragt wurde?«

Die Stimme seiner Mutter war brüchig. »Sie ist nicht befragt worden und ich auch nicht – und ich verstehe nicht, warum du so ekelhaft zu mir bist ...«

Sein Vater kam ans Telefon. »Hör auf, deine Mutter zu quälen, Junge. Worauf willst du überhaupt hinaus? Wenn du etwa behaupten willst, *sie* hätte was mit dem Mord an dieser alten Frau zu tun gehabt, kriegst du es mit mir zu tun, das sag ich dir gleich. Ist das klar?«

Billy dachte an das lange rote Haar seiner Mutter, das er als kleiner Junge so gern zu Zöpfen geflochten hatte, wenn sie es ihm erlaubt hatte. Diese Momente geteilter Intimität hatten aufgehört, als sie sich die Haare nach dem Umzug dunkelbraun färben ließ, nie wieder hatte sich solche Nähe zwischen ihnen eingestellt. Alle Intimität war fortan Louise vorbehalten, aus der zur gleichen Zeit eine braunhaarige Daisy mit frechem Stoppelkopf

wurde. Bis heute hatte er vergessen gehabt, wie eifersüchtig er gewesen war.

»Hat sie etwas damit zu tun gehabt, Dad?«, fragte er scharf. »Die Stadträtin sagte, Mrs. Jefferies wäre von einer Person mit rotblondem Haar getötet worden – Mam hatte rotblondes Haar, bevor du uns gezwungen hast, unsere Siebensachen zu packen und aus der Mullin Street zu verschwinden. Und Louise auch. Du hast sie immer die ›Schrecklichen Zwei‹ genannt. Weißt du noch?«

Sein Vater legte auf.

*Crown and Feathers, Highdown, Bournemouth*  
*Mittwoch, 23. April 2003, 20 Uhr 15*

George überzeugte Roys Theorie nicht recht. »Das würde heißen, dass drei Leute« – sie zählte sie an den Fingern ab –, »nämlich einerseits Howard Stamp und andererseits David und Jean Trevelyan am selben Ort und praktisch zur selben Zeit völlig unabhängig voneinander zwei Morde an zwei Personen verübt haben, die nichts miteinander zu tun hatten. Finden Sie das nicht reichlich unwahrscheinlich, Roy? Man kann doch weiß Gott nicht behaupten, dass Mord in unserem Land an der Tagesordnung ist. Totschlag, ja, der kommt häufiger vor, aber doch nicht Mord. 1970 hat es bestimmt nicht mehr als drei- bis vierhundert Morde gegeben. Dass zwei davon praktisch am selben Ort und zur selben Zeit begangen werden, ist statistisch gesehen äußerst unwahrscheinlich.«

»Es sei denn, die Taten standen miteinander in Zusammenhang«, warf Jonathan ein.

»Wir wissen nicht einmal, ob Cill tot ist«, fuhr George fort. Sie richtete die Spitze ihres Bleistifts auf die Fotografie von Priscilla Fletcher. »Vielleicht ist sie *das*.«

Jonathan beobachtete, wie Roy Trents Blick zu dem Bild flog.

»Ist sie es, Mr. Trent?«

»Nein.«

»Würden Sie uns freundlicherweise sagen, wer die Frau ist?«

Roy Trent zuckte lässig mit den Schultern. Er wurde von Minute zu Minute unbeschwerter, und Jonathan fragte sich, aus welchem Grund. Weil sie von Howard Stamp abgekommen waren? »Sie hat sich Priscilla Curtis genannt, als ich sie geheiratet habe.«

»Wie können Sie so sicher sein, dass sie nicht Cill Trevelyan ist? Sie sieht aus wie sie.« Jonathan beobachtete Roy Trent scharf, aber dessen Miene blieb unbewegt. »Beides zugleich geht nicht, Mr. Trent«, fuhr er fort. »Wenn Sie Cill nicht gekannt haben, können Sie nicht wissen, ob sie sich nicht doch hinter der Frau versteckt, die Sie geheiratet haben.«

Roy Trent starrte zu Georges schreibender Hand hinunter. »Sie sind auf dem Holzweg, Meister«, sagte er und versuchte nicht, seine Gereiztheit zu verbergen. »Ich bestreite nicht, dass ich es als junger Kerl schlimm getrieben habe, aber mit Mord hatte ich nichts zu tun. Ich weiß nicht, was mit Cill Trevelyan passiert ist, und« – er stach mit einem Finger gegen die Tischplatte, um seinen nächsten Worten Nachdruck zu verleihen – »ebenso wenig weiß meine Exfrau etwas darüber. Sie können mir das glauben oder Sie können zur Polizei gehen und

denen diesen ganzen Mist auftischen, mir reicht's jetzt jedenfalls. Ich hab George vielleicht nicht genau erzählt, wie das mit mir und Howard war – ich war nicht gerade stolz drauf, wie ich den armen Kerl behandelt habe –, aber alles andere, was ich gesagt habe, ist wahr.« Er stand auf und trat zur Tür. »Tun Sie, was Sie wollen. Für mich ist das Gespräch beendet.«

Jonathan tauschte einen Blick mit George. »Dann werden Sie nichts dagegen haben, wenn wir Priscilla um Bestätigung bitten«, sagte sie zu Roy.

»Bitte«, erwiderte er belustigt. »Aber dazu müssen Sie sie erst finden.« Er wies mit einer Kopfbewegung zum Bildschirm. »Sie hat sich vor ungefähr zehn Minuten rausgeschlichen. Ich hab's gesehen.«

George blickte stirnrunzelnd auf den Bildschirm. »Warum freut Sie das?«, fragte sie. »Ich wäre fuchsteufelswild, wenn die einzige Person, die beweisen kann, dass ich die Wahrheit sage, mich im Stich ließe.«

»Sie wird schon bestätigen, was ich gesagt habe, wenn Sie sie finden.«

»Ja, wenn Sie sie richtig präparieren«, versetzte George sarkastisch. Sie schüttelte den Kopf. »Bis jetzt haben Sie das allerdings nicht besonders gut gemacht, Roy. Ich habe den Eindruck, sie reitet Sie öfter irgendwo rein, als dass sie Ihnen hilft. Es war doch sicher nicht Ihre Idee, Jonathan die Brieftasche zu stehlen – Sie hatten das gar nicht nö-

tig, Sie hatten ihn ja schon abgewimmelt. Warum hat Sie es dann getan?»

»Sie machen aus einer Maus einen Elefanten«, sagte er geringschätzig. »Es hat doch niemand was verbochen. Ihr Freund hat sein ganzes Zeug heil und vollständig wiedergekriegt.«

George fasste spontan einen Entschluss. »Ich denke, wir greifen Ihren zweiten Vorschlag auf und legen das, was wir haben, Sergeant Lovatt vor«, sagte sie und begann, ihre Sachen einzusammeln und in die Tasche zu packen. »Dr. Hughes und ich sind der festen Überzeugung, dass zwischen Cill Trevelyans Verschwinden und Grace Jefferies' Ermordung eine Verbindung besteht, und wenn der Sergeant es für möglich hält, dass Priscilla und Cill ein und dieselbe Person sind, wird er ganz gewiss mit ihr reden wollen – und mit Ihnen auch.«

Roy Trent öffnete die Küchentür und trat zur Seite. »Tun Sie, was Sie nicht lassen können«, sagte er, »aber Sie werden sich nur blamieren. Sie haben überhaupt nichts in der Hand, wenn Priscilla beweisen kann, dass sie nicht Cill Trevelyan ist – und das kann sie natürlich –, und den Bullen wird's nicht einfallen, Howard Stamp wieder auszugraben, nur damit Sie mit Ihrem Buch Geld machen können. Sie haben ihn damals völlig zu Recht in den Knast geschickt, das weiß jeder ...« Er verzog verächtlich den Mund. »Außer Ihnen beiden.«

Jonathan nahm die Aktentasche und bedeutete

George, ihm vorauszugehen. »Tja, über James Watson und Francis Crick hat man sich damals bestimmt genauso lustig gemacht«, murmelte er. »Und wo sind sie jetzt alle geblieben, die Spötter? Die Entdeckung der Doppelhelix war eine Revolution, aber Watson und Crick waren zu Beginn die beiden Einzigen, die daran glaubten.«

»Hey, lernen Sie erst mal Englisch, Meister«, sagte er aggressiv. »Ich hab keine Ahnung, was Sie da reden.«

Jonathan blieb direkt vor ihm stehen. »Nein, natürlich nicht, aber das ist Ihr Problem – Meister –, nicht meines. Sie sind ein Soziopath und Ignorant.«

Trent wollte Jonathan packen, aber der war gewappnet. Überraschend sanft schloss er seine Faust um die Trents und schob sie weg. »Ich spreche von der dreidimensionalen Struktur des DNA-Moleküls, Mr. Trent. Wenn die Polizei nicht alles Beweismaterial zum Fall Jefferies vernichtet hat, werden Sie vielleicht dank Watsons und Cricks Entdeckung im Gefängnis landen.«

Mit missbilligendem Zungenschnalzen quetschte sich George hinter das Lenkrad. »Sie können von Glück reden, dass er nicht zugeschlagen hat.«

Jonathan lachte. »Er hatte Angst, Sie würden ihm die Augen auskratzen.«

Sie lächelte automatisch, aber ihre Stimmung hatte sich zu Mutlosigkeit verdüstert. »Und was



tun wir jetzt? Was die Polizei angeht, hat er vollkommen Recht. Mit dem, was wir bisher haben, zu Lovatt zu gehen, wäre reine Zeitverschwendung. Wir haben ja nichts Konkretes – es ist alles nur reine Spekulation. Wir wissen nicht einmal, wer Priscilla Fletcher ist, geschweige denn, ob sie sich 1970 in Highdown aufgehalten hat. Genauso gut kann sie in Sydney groß geworden sein.«

»Sie spricht den hiesigen Akzent.«

»Das beweist gar nichts.«

Jonathan, der bester Stimmung war, wunderte sich über ihre plötzliche Niedergeschlagenheit.

»Was ist denn los mit Ihnen?«

»Wir sind nicht weiter als vor einer Stunde.«

»Haben Sie etwas anderes erwartet?«

»Ja.« Sie legte müde die Arme aufs Lenkrad, ausgepowert von der Aufregung der vergangenen Stunde. »Was wäre sonst der Zweck dieser Übung gewesen?«

Der Triumph über eine neurotische Angst, dachte Jonathan und fragte sich, ob das vielleicht bei allem, was er tat, sein stärkstes Motiv war. Er fühlte sich so wohl wie seit Monaten nicht und konnte nicht verstehen, warum George alles so negativ sah.

»Ich weiß nicht, wie wir weitermachen sollen«, fuhr sie fort. »Wir können natürlich versuchen, mit Priscilla Fletcher zu reden, aber selbst wenn sie bereit ist, sich mit uns zu unterhalten, bringt uns das nicht weiter. Sie kann uns erzählen, ihr Name sei

eigentlich Mary Smith, und wir können nicht beweisen, dass sie lügt. Wir haben kein Recht, eine Geburtsurkunde zu verlangen.«

»Was ist mit ihrem Mann? Er weiß doch sicher genauso viel über sie wie Roy Trent.«

George stieß einen Seufzer der Ungeduld aus. »Und wie kommen wir an ihn heran? Wenn wir einfach hinfahren und anklopfen, macht garantiert Priscilla die Tür auf und schlägt sie uns gleich wieder vor der Nase zu. Ich weiß nichts über ihn, außer dass er angeblich Buchmacher ist, und selbst das ist nicht sicher.« Sie wies mit dem Kopf zur Tür des Pubs. »Meine Quelle ist Tracey, und die hat es von Jim Longhurst. Ich weiß nicht einmal den Vornamen des Mannes.«

»Also, heute Abend können wir sowieso nichts mehr unternehmen«, sagte Jonathan mit einem Blick auf seine Uhr. »Überschlafen wir das Ganze erst einmal. Ich muss um neun am Bahnhof sein, sonst komme ich vor halb zwei nicht nach Hause. Wenn Sie mich in Branksome absetzen könnten, nehme ich mir ein Taxi in die Stadt.«

Davon wollte George nichts hören. »Seien Sie nicht albern«, sagte sie, ließ den Motor an und fuhr los. »Andrew wäre stocksauer, wenn Sie das Geld, das er Ihnen geliehen hat, für ein Taxi ausgeben. Ich bin sicher, er wollte, dass Sie sich davon etwas Ordentliches zu essen kaufen.«

»Wahrscheinlich.«

»Dann kaufen Sie sich im Zug wenigstens ein Sandwich, und fangen Sie endlich an, für sich selbst zu sorgen.«

Er hörte ihr nicht zu. »Was ist mit William Burton?«, meinte er. »Der wäre doch einen zweiten Versuch wert, insbesondere wenn wir ihn überreden können, mit uns zur Polizei zu gehen und die Namen der Jungen zu nennen, die Cill damals vergewaltigt haben. Lovatt könnte das nicht einfach ignorieren, schon gar nicht, wenn wir ihm unsere beiden Fotos vorlegen. Er hätte gar keine andere Wahl, als mit Priscilla Fletcher zu sprechen – und ebenso mit Roy Trent, wenn der einer der drei ist, die Burton beschuldigt.« Georges Stimmung hellte sich sofort auf. »Glauben Sie, er wäre dazu bereit?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete George, »aber es ist auf jeden Fall einen Versuch wert.«

Im Geist ging er die Möglichkeiten durch. »Außerdem müssen wir die Trevelyans ausfindig machen. Wenn sie mit Cills Verschwinden nichts zu tun hatten, werden sie zusätzlichen Druck machen. Ich muss mir das Band anhören. Ich habe den Verdacht, dass Roy uns wesentlich mehr gesagt hat, als Sie glauben – es geht nur darum, das herauszufiltern, was wichtig ist.«

»Haben Sie alles drauf?«

»Ich hoffe es.« Er nahm einen Recorder aus seiner Tasche und spulte ein Stück zurück, bevor er das

Band ablaufen ließ. Roy Trents höhnische Stimme klang in die Stille des Autos. »... Sie werden sich nur blamieren. Sie haben überhaupt nichts in der Hand, wenn Priscilla beweisen kann, dass sie nicht Cill Trevelyan ist ...« Jonathan schaltete das Gerät aus. »Das ist das Erste, was überschlafen werden muss«, brummte er.

»Sie glauben, er lügt?«

»Nein«, antwortete Jonathan mit Bedauern.

Prompt stellte sich bei George wieder Mutlosigkeit ein. »Ich auch nicht.«

»Und?«

»Und damit ist es überflüssig, nach Cills Eltern zu suchen.«

»Falsch«, sagte Jonathan liebevoll. »Es ist umso wichtiger. Wie wäre Ihnen zumute, wenn irgendeine Fremde sich als Ihre Tochter ausgäbe? Sie würden doch wissen wollen, warum sie das tut, oder nicht?«

George sah ihn verblüfft an. »Tut sie das denn?«

»Nun, es ist ebenso gut vorstellbar wie eine Übertragung – das eine geschieht bewusst, das andere unbewusst ... Man kann fragen: Ist es Verrücktheit oder hat die Verrücktheit Methode?«

George war skeptisch. »Und wozu das Ganze?«

»Die Maskerade? Vielleicht zieht sie eine Anna Anderson ab – gibt sich als Großherzogin Anastasia aus, um das Romanow-Erbe für sich zu beanspruchen. Cill war ein Einzelkind, vergessen Sie das nicht, vielleicht gibt es da etwas zu holen.«

»Priscilla lebt in Sandbanks«, wandte George ein.  
»Ihr Mann muss schwerreich sein.«

»Aber vielleicht gehört ihm das Haus nicht – oder vielleicht hat er einen Ehevertrag gemacht.«

»Ja, aber – das ist doch *absurd*«, sagte sie mit Nachdruck.

»Selbst wenn die Trevelyan zu einem eigenen Haus gekommen sind, ist das bestimmt nicht viel wert. In der Lacey Street wohnten sie in einem Sozialbau, sie können bestenfalls getauscht haben, als sie weggezogen sind und später das eingetauschte Haus gekauft haben – na, und was ist so ein Sozialbau schon wert?«

»Es ist immerhin besser als gar nichts.«

»Und warum nennt sie sich dann nicht Cill Trevelyan? Warum hat sie sich bei den Eltern nicht gemeldet? Das ist wirklich die hanebüchenste Theorie, die ich je gehört habe«, schloss sie aufgebracht.

»Okay, okay«, beschwichtigte Jonathan mit einem kleinen Lachen. »Es war ja nur eine Idee. Sonst fällt mir nur der Zufall als Erklärung ein – eine Frau namens Priscilla sieht genauso aus wie eine Priscilla, die verschwunden ist, und heiratet rein zufällig deren Vergewaltiger Roy Trent –, aber das ist doch genauso weit hergeholt. Außerdem hasse ich Zufälle.«

George konzentrierte sich eine Weile aufs Fahren.  
»Anna Anderson hat gut gelebt«, sagte sie schließlich, ihr Schweigen brechend. »Ich habe vor einiger

Zeit einmal einen Dokumentarfilm über sie gesehen. Es gab eine ganze Reihe Leute, die fest glaubten, sie wäre Anastasia. Sie hat jahrelang von den Zuwendungen dieser Leute gelebt und schließlich einen reichen Amerikaner geheiratet, der sie wie eine Königin behandelt hat.«

»Sie war eine Betrügerin«, sagte Jonathan. »Man hat anhand von DNA-Proben nachgewiesen, dass sie eine polnische Fabrikarbeiterin war.«

»Das kann ihr jetzt, wo sie tot ist, egal sein. Wichtig ist, dass sie zu ihren Lebzeiten wie eine Fürstin gelebt hat.« Ihre Augen blitzten. »Sagen wir so – wenn sie Anastasia war, wurde sie um ihr Erbe gebracht, wenn sie aber eine polnische Fabrikarbeiterin war, ist sie mit dem Schwindel bestens gefahren. Nur war es nicht die Familie Romanow, die dafür sorgte, dass sie wie Gott in Frankreich leben konnte – die weigerte sich ja, sie anzuerkennen –, es waren die Leute, die sie reingelegt hat ...«

**Von:** Dr. Jonathan Hughes  
*[jon.hughes@london.ac.uk]*

**Abgesandt:** Do, 01.05.03, 11:16

**An:** *geo.gar@mullinst.co.uk*

**Kopie an:** Andrew Spicer

**Betrifft:** Roy Trent

---

Liebe George,

nachfolgend einige Überlegungen zu unserem Buch. Ich habe mich, wie ausgemacht, mit einem Kollegen der psychologischen Fakultät unterhalten, und wir haben Trents Aussagen in vier Kategorien aufgeteilt:

Kategorie 1 (Aussagen, die wir beide für wahr halten)

1. Die Bande hat Howard mit einem Messer terrorisiert.
2. Howard besorgte sich daraufhin selbst ein Messer und dreh-te durch.
3. Bei den Mitgliedern der Bande gab es ähnliche suizidale Neigungen wie bei Howard.
4. Ihr Revier war der Colliton Way.
5. Sie bekamen Scherereien, wenn sie es verließen.
6. Trent hat das Gefängnis gehasst und wollte auf keinen Fall noch einmal dort landen.
7. Er bedauert sein Verhalten.
8. Priscilla Fletcher ist nicht Cill Trevelyan.

Kategorie 2 (Aussagen, über deren Wahrheitsgehalt wir uns im Unklaren sind)

1. Trent und seine Bande kannten Grace nicht.
2. David Trevelyan hat seine Tochter getötet.
3. Jean Trevelyan hat gelogen, um ihn zu decken.

Kategorie 3 (Aussagen, die vielleicht nicht den Tatsachen entsprechen, die Trent selbst jedoch für richtig hält)

1. Howard hat Grace Jefferies getötet.
2. Er wurde durch Trent, Hurst und Hopkinson, die ihn gnadenlos terrorisierten, zu der Tat getrieben.
3. Wynne Stamp hätte ihrem Sohn im Prozess helfen können, wenn sie auf die drei Jungs aufmerksam gemacht hätte.

Kategorie 4 (Aussagen, die wir beide für falsch halten)

1. Dass Trent Cill Trevelyan nicht kannte.
2. Dass Louise Burton die Namen der Vergewaltiger nicht kannte.
3. Dass sie Trent und seine Freunde nur deshalb nicht bei der Polizei erwähnte, weil die drei nichts damit zu tun hatten.
4. Dass Trent seine ehemaligen Freunde Hurst und Hopkinson seit ihrer gemeinsamen Jugend nicht mehr gesehen hat.
5. Dass seine Exfrau nichts von Cills Verschwinden und dem Mord an Grace weiß.



Ich möchte ausdrücklich bemerken, dass unsere Schlussfolgerungen falsch sein können – die Entschlüsselung von Ton und inneren Schwingungen einer Stimme ist beileibe keine exakte Wissenschaft –, aber interessant waren Trents Reaktionen auf jeden Fall. Meinen Kollegen überzeugte die Art, wie er mit Fragen über seine Person, seine Bande und Howard Stamp umging, mehr als Trents Antworten auf Fragen zu Cill Trevelyan. Wie Sie aus Kategorie 4 ersehen können, beziehen sich die meisten »Lügen« auf Cill und die Vergewaltigung.

Trotzdem steht mein Kollege auf dem Standpunkt, dass Trent auf Fragen über Cill vorbereitet war – siehe seine Gelassenheit, als Sie und ich ihn der Beteiligung an der Vergewaltigung beschuldigten. »Es stimmt, dass die Polizei mich befragt hat ...« usw. Daraus kann man schließen, dass er wusste, dass wir davon erfahren hatten. Das aber war nur zwei Personen bekannt – William Burton und Hilda Brett. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass Hilda Brett Trent oder jemandem, der ihn kennt, davon berichtet hat, dafür durchaus wahrscheinlich, dass William Burton es weitergegeben hat, entweder direkt an Trent oder an Priscilla Fletcher.

Hätten unsere Beschuldigungen Trent aus heiterem Himmel getroffen, so hätte er, meint mein Kollege, wesentlich heftiger protestiert, schon weil er Zeit gebraucht hätte, um sich zu fassen. Hinzu kommt, dass er gleich zu Beginn mit ziemlich aggressiven Ablenkungsmanövern versuchte, uns daran zu hindern, überhaupt etwas zu fragen. Da er im Gespräch über Howard

relativ locker wirkte, kann man annehmen, dass er Fragen über Cill Trevelyan und/oder Priscilla Fletcher vermeiden wollte.

Besonders auffällig ist, dass er das Gespräch sehr schnell auf Howard lenkt – da fühlt er sich offenbar auf sicherem Boden – und mit den Fragen über Cill erst dann einigermaßen entspannt umgeht, als er weiß, dass Priscilla Fletcher aus dem Haus verschwunden ist. Angesichts des Inhalts der Bandaufzeichnung und Trents Bemühungen, von der Sache um Cill Trevelyan abzulenken, kann man, denke ich, Folgendes annehmen:

1. William Burton hat Einzelheiten Ihres Gesprächs mit ihm weitergegeben.
2. Priscilla Fletcher kannte Cill Trevelyan gut genug, um zu versuchen, ihr Aussehen anzunehmen.
3. Trent will verhindern, dass wir mit Priscilla sprechen.

Nach alledem bin ich überzeugt, dass Trent mit dem Mord an Grace nichts zu tun hatte – und wirklich Howard für den Täter hält. Ich bin jedoch ebenso überzeugt, dass er a) Cill vergewaltigt hat und b) weiß, was ihr zugestoßen ist. Wenn diese Schlussfolgerungen zutreffen, war Priscilla Fletcher an dem/den Verbrechen beteiligt, und ich würde sagen, dass – was immer Miss Brett auch dagegen vorgebracht hat – Priscilla Fletcher Louise Burton ist; dass William Burton das weiß und beinahe mit Sicherheit seine Schwester von unserem Interesse an der Geschichte in Kenntnis gesetzt hat.

Wo wir danach mit Howard stehen, weiß ich nicht. Ich bin nicht bereit, so leicht von meiner Überzeugung abzugehen, dass an ihm ein Justizirrtum begangen wurde, aber der »Ausraster«, den Trent uns geschildert hat, stimmt mich doch bedenklich. Als ich das Kapitel über Howard in *Kranke Seelen* schrieb, gab es keinen Hinweis auf unkontrollierte Wutausbrüche von seiner Seite gegen andere. Wenn aber dieser Zwischenfall tatsächlich stattgefunden hat und wir Beweise dafür finden – Krankenhausunterlagen, Aussagen von Hurst/Hopkins und/oder ihren Familien/Nachbarn –, müssen wir umdenken. Es würde bedeuten, dass es bei Howard einen Punkt gab, an dem sein Verhalten kippte, wo es ihm egal war, ob er körperliche Verletzungen erlitt. Man kann es ihm nicht verübeln – er hat ein elendes Leben geführt –, aber es erschwert unsere Arbeit.

Ich schlage vor, wir konzentrieren uns jetzt erst einmal auf William Burton und versuchen, über ihn an Priscilla Fletcher heranzukommen. Mag sein, dass sich herausstellen wird, dass die beiden Fälle, genau, wie die Polizei damals befand, nichts miteinander zu tun haben, aber wir müssen uns auf jeden Fall Gewissheit verschaffen, schon zur eigenen Beruhigung.

Alles Gute

Jon

P.S. Ich schicke eine Kopie des Bands per Schneckenpost.

**Von:** George Gardener [*geo.gar@mullinst.co.uk*]

**Abgesandt:** So, 04.05.03, 14:29

**An:** *jon.hughes@london.ac.uk*

**Kopie an:** Andrew Spicer

**Betrifft:** Schlussfolgerungen

---

Herrje! Schneckenpost angekommen. Ich stimme mit Ihnen überein. Wie enttäuschend! Ich hatte mir so viel von Louise Burton oder Colley Hurst versprochen. Wie gemein. Sie werden sich erinnern, dass ich auf dem Weg zum Bahnhof ziemlich deprimiert war. Ich hatte schon, während Roy mit uns sprach, den Eindruck, dass das, was er über Howard und die anderen beiden Jungs sagte, die Wahrheit war. Betroffen gemacht haben mich vor allem Roys Bemerkungen über »suizidale Neigungen« und »das Scheißleben«, das sie alle führten. Sie spiegeln genau das, was in der einschlägigen Literatur über seelisch entwurzelte Jugendliche berichtet wird.

Ich werde morgen einige Hintergrundinfos dazu mailen, aber im Moment frage ich mich ernsthaft, ob es Sinn hat, noch mehr Zeit auf Cill und Louise zu verschwenden. Ich fürchte, es ist so, wie Sie zu Anfang sagten – Zufälle sind verführerisch –, und wenn die Polizei 1970 keinen Zusammenhang herstellen konnte, ist zu bezweifeln, dass es einen gibt.

Liebe Grüße

George

P. S. Wie ist das mit Emmas Vater weitergegangen?

**Von:** Andrew Spicer  
*[Andrew@spicerandhardy.co.uk]*  
**Abgesandt:** Mo, 05.05.03, 10:46  
**An:** *jon.hughes@london.ac.uk;*  
*geo.gar@mullinst.co.uk*  
**Betrifft:** Wie man sich einen Vorschuss verdient

---

Liebe Freunde,

ich stecke mitten in heiklen, aber handfesten Verhandlungen zu einem Vertrag, der auf der Annahme von Howards Unschuld basiert. Nach Anhörung Ihres Gesprächsmitschnitts und der einigermaßen erheiternden Lektüre Ihrer händeringenden Mails zu der Frage, ob Roy Trent über sein ausgesprochen widerwärtiges Verhalten als Jugendlicher die Wahrheit gesagt hat oder nicht, darf ich Sie beide vielleicht daran erinnern, dass es darum geht, den guten Mann so weit zu bringen, dass er Ihnen erzählt, was er über die Familie Stamp weiß, und zwar *alles*.

Mir persönlich ist es offen gesagt schnurzegal, wie suizidal ihm in seiner Jugend zumute war. Falls es Sie interessiert, ich wurde im zarten Alter von vierzehn Jahren von den gleichen Gefühlen geplagt, wenn ich über mein zukünftiges Schicksal nachdachte, das mich dazu bestimmt hatte, dick und rund zu werden wie meine Mutter, bei schönen Frauen durchzufallen wie mein Vater und schließlich das Familiengeschäft zu über-

nehmen, um mich mit Autoren herumzuschlagen, die ständig ihre Meinung ändern.

Trotz dieser mehr als bedrückenden Aussichten bin ich nicht losgezogen und habe eine Dreizehnjährige vergewaltigt, weil es mir Spaß machte, andere leiden zu sehen. Es ist mir auch *nicht* eingefallen, einen traurigen jungen Mann mit einer Hasenscharte und einer Lernbehinderung so weit zu treiben, dass er sich ein Messer beschaffte, weil mein psychopathischer Freund ihn mit Messerstichen in den Rücken terrorisierte. Sollte es mich bedenklich stimmen, dass du, Jon, Trent Paroli geboten und ihn einen Soziopathen genannt hast? War das ein »Ausraster«? Und wie steht es mit deinem »Ausraster« am Bahnhof in Bournemouth? Heißt das, dass keiner von uns mehr sicher ist?

Sie wissen, dass Howard ein Messer hatte, er pflegte sich ja selbst damit in die Haut zu ritzen, und ohne irgendeine Waffe gegen Trent und seine Bande anzutreten, wäre völlig sinnlos gewesen. Wollen Sie dem armen Kerl nicht einfach zugestehen, dass er endlich einen Funken Mut aufgebracht hatte, anstatt gleich anzunehmen, dass dieser eine verzweifelte Versuch, Selbstachtung zu zeigen, automatisch in einen Abgrund mörderischer Raserei führte? Ich an Ihrer Stelle würde nach Hinweisen suchen, dass sein Selbstvertrauen nach diesem Zwischenfall stieg. Stöbern Sie Wynne auf. Reden Sie mit ihr. Fragen Sie sie, warum Howard an dem Montag und Dienstag,

bevor man Grace fand, auf Arbeitssuche war? Wer hatte das veranlasst? Sie oder er?

Erinnern Sie sich an die Aussage der Nachbarin von George, die besagt, dass Howard den Mord am Mittwoch gar nicht verübt haben kann, weil er erst um 14 Uhr bei Grace eintraf. Dann lesen Sie noch einmal Jons Kapitel über Howard, die Passage, wo der Pathologe behauptete, der Mord sei am Montag verübt worden, zu der Zeit also, als Howard auf Jobsuche war. Wenn die Messer-Episode Sie so bedenklich stimmt, dann konzentrieren Sie sich auf die Frage der Gelegenheit. Wie und wann hätte Howard es tun können?

Ich spiele wirklich nicht gern den strengen viktorianischen Papa, aber wachen Sie endlich auf! Anthropologen, die sich mit hochgestochenen Kollegen zusammensetzen, um bei einer Tasse Tee ein Band abzuhören, und Stadträtinnen mit politisch korrekten Tendenzen gehen mir, ehrlich gesagt, total auf den Sack. Natürlich war Roy Trent überzeugend. Er hat jahrelange Übung – er hat sogar eines seiner Opfer beredet, ihn zu heiraten, wenn Jons Theorie, dass P. Fletcher Louise Burton ist, zutrifft. *Und* er hat es geschafft, George seit dem Tag, an dem er sie kennen lernte, zu manipulieren und von dieser Geschichte abzulenken, indem er ihr sein Pub für ihre »Bürgersprechstunden« zur Verfügung stellte.

Wenn Sie ihn das nächste Mal sehen, dann fragen Sie ihn doch mal, wie das *Crown and Feathers* ohne Gäste überlebt? Wer ist der Eigentümer? Woher kommt das Geld? Das sind die interessanten Fragen, und wenn einer von Ihnen mal eine Firma geleitet hätte, wüssten Sie das. Sie waren Finanzbeamtin, George. Trents Finanzen müssten doch Wasser auf Ihrer Mühle sein. Der Mann ist ein Betrüger, natürlich will er nicht noch mal ins Gefängnis. Oder kennen Sie einen, der das will?

Gruß

Andrew Spicer

P. S. Okay, Kumpel, raus mit der Sprache. Was war mit Emmas Vater?



**Von:** Dr. Jonathan Hughes  
[jon.hughes@london.ac.uk]  
**Abgesandt:** Do, 08.05.03, 14:33  
**An:** geo.gar@mullinst.co.uk;  
Andrew@spicerandhardy.co.uk  
**Betrifft:** Emmas Vater

---

Das Schwein schimpfte mich einen Asylanten, verpasste mir einen Magenschwinger und schmiss mich raus. Ja – *Kumpel* – so ungern ich es zugebe, Sie haben Recht. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Wenn also Howard bei seinem nächsten wehrhaften Auftritt gegen die Übergriffe anderer so wenig Glück hatte wie ich, wird er vermutlich seine Wehrhaftigkeit wieder gegen sich selbst gerichtet und sich von neuem die Arme eingeritzt haben. Doch es spricht eine Menge dafür, dass sein nächster »wehrhafter Auftritt« Grace traf und der arme Kerl durchdrehte, als sie nicht davonlief. Mein hochgestochener Kollege behauptet, nach dem ersten Stich gäbe es kein Zurück, es sei denn, man ist noch klar genug im Kopf, um zu erkennen, was man tut ... und das ist ja wohl so gut wie ausgeschlossen, wenn man Rot sieht. 99 % aller Morde werden in Wut begangen, und diese Fälle werden deshalb als Mord und nicht als Totschlag behandelt, weil die Schuldigen hinterher versuchen, ihre Spuren zu verwischen. Lassen Sie sich raten! Wenn Jenny oder Greg Ihre Langmut allzu sehr strapazieren und Sie der einen oder dem anderen mit dem Wagenheber eins über die Rübe ziehen, dann rufen Sie hinterher augenblicklich die Polizei

an und machen die Provokation geltend. Sie werden vielleicht fünf Jahre bekommen, wenn der Richter bereit ist anzuerkennen, dass Sie sich zwei gewissenlosen Gaunern gegenüber wie ein Heiliger betragen haben – aber auf keinen Fall lebenslanglich.

Ihre strenge viktorianische Kritik habe ich mir zu Herzen genommen. Sie waren immer schon ein Tyrann, Andrew. Ich vermute, das kommt davon, wenn man klein und dick ist – und die rasend schnelle Glatzenbildung hilft einem da auch nicht gerade. Mir ist es wahrhaft ein Rätsel, woher Sie Ihre hohe Selbstachtung nehmen. Wenn man bedenkt, wie Sie aussehen und dass schöne Frauen über Sie hinwegsehen, müsste es eigentlich gleich null sein. J.

P.S. Um weiteren Mails über mein Liebesleben zu begegnen – Emma war nicht da, und ich habe seitdem nichts mehr von ihr gehört. Ihrer Mutter zufolge, die mich hinausbrachte, heiratet sie am 9. August einen blütenweißen Engländer reinsten Wassers, der den besseren protestantischen Kreisen entstammt und sich mit einem Doppelnamen schmückt. Ich habe ihr geschrieben und ihr Glück gewünscht.

*9 Galway Road, Boscombe, Bournemouth*  
*Samstag, 10. Mai 2003, 21 Uhr*

Rachel Burton bewegte den Cursor auf »Absenden« und ließ die Hand locker über der Maus liegen. »Bist du dir wirklich sicher, Schatz?« Sie schaute vom Bildschirm zu ihrem Mann. »Wenn es einmal weg ist, gibt es kein Zurück.«

Die Hand leicht auf ihrer Schulter, beugte sich Billy vor und richtete den Blick auf den Text des Schreibens. »Auf mich kommt es nicht an. Wichtig ist, was du für richtig hältst.« Er seufzte niedergeschlagen. »Ich wollte, diese blöde Gardener hätte was unternommen, anstatt uns die schmutzige Arbeit zu überlassen.«

»Okay, dann schicken wir es ab.« Rachel drückte auf die Maustaste, und die E-Mail verschwand vom Bildschirm. »Mir ist ein Ehemann mit reinem Gewissen lieber als einer, der sich Nacht für Nacht schlaflos in seinem Bett wälzt, und wenn du es dir doch noch anders überlegst, brauchst du ihnen ja ihre Adresse nicht zu geben.« Sie ergriff seine

Hand und drückte sie. »Vielleicht ist es gar nicht so schlimm, wie du glaubst. Vielleicht hat Louise ja eine weiße Weste und deine Mutter nur ein paar kleine Flunkereien auf dem Gewissen ... gib mir und den Mädchen die Schuld, wir haben dich da reingedrängt.«

Sie gab ihm einen Kuss auf den Scheitel. Es hatte kein großes Drängen gebraucht, nachdem er gestanden hatte, was ihm auf der Seele lag, denn sie war der gleichen Meinung wie er. Sie waren beide überzeugt, dass George Gardener nicht von Priscilla Fletcher lassen würde, und falls es im Schrank der Familie Burton tatsächlich irgendwelche Leichen gab, dann war es besser, selbst die Tür zu öffnen und nicht zu warten, bis ein Fremder es tat. Sie würden keinen Fuß auf den Boden bekommen, wenn plötzlich die Presse vor der Tür stünde und zu wissen verlangte, wieso Billy seine eigene Schwester nicht erkannt hatte, argumentierte Rachel. Es sei das Beste, Louise dazu zu bringen, selbst ihre Geschichte zu erzählen.

»Und wie stellen wir das an?«, hatte Billy pessimistisch gefragt. »Sie hat in ihrem ganzen Leben noch nie einen Fehler oder eine Dummheit zugegeben.«

»Sag den Leuten von der Detektei, wo sie sich aufhält«, schlug Rachel vor. »Du hast doch die Karte. Sieh zu, dass *sie* die Fragen stellen. Auf die Weise geht es ohne Polizei – jedenfalls fürs Erste.«

»Ach, die lügt doch nur.«

»Aber vielleicht können sie wenigstens rauskriegen, warum sie sich als Cill ausgibt.«

»Und was hilft uns das, wenn wir keine Rückmeldung von ihnen bekommen?«, fragte Billy. »Wir tapen weiterhin im Dunklen.«

Rachel sah das Ganze nicht ganz so düster. »Dann müssen wir eben dafür sorgen, dass wir sie bekommen.« Sie streichelte sein Gesicht. »Du kannst nicht so weitermachen, Schatz. Was recht ist, muss recht bleiben. Du klappst mir noch zusammen, wenn du nicht schnell was unternimmst. Du warst zehn Jahre alt. Du hast nichts für das gekonnt, was damals passiert ist.«

»Vielleicht konnte Louise ja auch nichts dafür. Vielleicht ist sie deshalb so geworden, wie sie heute ist.«

»Dann wird die Wahrheit ihr nicht schaden«, erklärte Rachel mit wenig Mitgefühl. Sie kannte Louise nur von einer kurzen Zeitspanne an der Schule, als diese es darauf angelegt hatte, ihr das Leben schwer zu machen. Die rundliche kleine Rachel Jennings mit dem sommersprossigen Gesicht und den kupferroten Haaren war von der dunkelhaarigen Daisy Burton, die sie als »dicken kleinen Rotmops« verhöhnte, erbarmungslos terrorisiert worden. Aus Hass auf Daisy hatte sie Billy jahrelang gemieden, erst als er zugegeben hatte, dass seine Schwester in Wirklichkeit Louise

hiet und selbst rothaarig war und – noch besser – wahrscheinlich längst an einer Überdosis gestorben war, hatte Rachel die alte Binsenweisheit entdeckt – dass Geschwister einander selten ähnlich sind.

Aber es überraschte sie dennoch nicht, als Billy ihr seine Zerstreutheit der letzten Wochen mit dem Wiederauftauchen Louises erklärte. Sie hatte immer gefürchtet, dass der Tag kommen würde. Sie fragte ihn, warum er ihr nicht gesagt hatte, dass er die Frau auf dem Foto, das George Gardener ihm gezeigt hatte, erkannt hatte, und er hatte geantwortet: »Weil ich hoffte, ich würde mich irren. Von Louise war nie Gutes zu erwarten. Als ich sie für tot hielt, kam ich besser damit zurecht. Ich konnte wenigstens um sie trauern.«

**Von:** *wandr.burton@compuline.com*

**Abgesandt:** Sa, 10.05.03, 21:10

**An:** *info@WCHinvestigations.com*

**Betrifft:** Cill Trevelyan

---

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich bin Louise Burtons Bruder. Vor drei Jahren hat einer Ihrer Detektive sich bei mir nach ihr erkundigt und Ihre Karte hinterlassen. Der Besuch erfolgte in Zusammenhang mit der Suche von Mr. und Mrs. Trevelyan nach ihrer Tochter Cill. Ich kann Ihnen jetzt Namen und Adresse meiner Schwester liefern. Ich habe sie jedoch erst vor kurzem wiedergefunden und bin um ihr Wohlbefinden besorgt. Wenn Sie sich entschließen sollten, mit ihr zu sprechen, möchte ich als Gegenleistung für meine Informationen ein nachfolgendes Gespräch mit Ihnen erbitten. Ich habe Schwierigkeiten, mit ihr ins Gespräch zu kommen, und hoffe, Sie werden mehr Erfolg haben als ich. Es wird Sie vielleicht interessieren, dass sie sich Priscilla nennt und sich so herrichtet, dass sie wie Cill Trevelyan aussieht. Es ist selbstverständlich, dass das alles vertraulich bleibt.

Ich hoffe, bald von Ihnen zu hören.

Mit freundlichen Grüßen

William Burton

*Peckham, London*  
*Samstag, 10. Mai 2003, 21 Uhr 30*

Als es läutete, blickte Andrew mit unwillig gerunzelter Stirn von dem Manuskript auf, das er gerade las. Auf Anhieb fiel ihm niemand ein, der so unverfroren gewesen wäre, an einem Samstagabend um halb zehn unangemeldet bei ihm zu klingeln. Da seine beiden Töchter friedlich oben in ihrem Zimmer schliefen, dachte er nicht automatisch an die Polizei, sondern wartete ab, ob der späte Besucher noch einmal läuten würde. Als das geschah, stand er widerstrebend auf.

Sämtliche Fenster des zugigen kleinen Hauses, in dem er lebte, gingen nach vorn hinaus, so dass abends bei Licht von der Straße aus sein Schatten auf den Vorhängen deutlich sichtbar war. Wer immer also draußen vor der Tür stand, wusste, dass er zu Hause war, und er war ein zu höflicher Mensch, um sich einfach tot zu stellen. Aber er war nicht erfreut. Er hatte eine abgewetzte Cordhose an und ein mit Suppe bekleckertes altes Hemd und hatte so eine Ahnung, dass er gleich Jenny und Greg vor sich sehen würde, beide tipptopp in Schale geworfen für irgendein Fest und insgeheim das traurige Altmännerbild belächelnd, das er bot.

Er machte auf. Er erkannte die Frau sofort, er



hatte sie im *Crown and Feathers* gesehen und auf der Fotografie, die George ihm gezeigt hatte: Priscilla Fletcher. Gleichzeitig war ihm klar, dass er zwei Möglichkeiten hatte: Er konnte sie wissen lassen, dass sie ihm bekannt war, oder er konnte den Ahnungslosen spielen. Während er seine Verblüffung hinter einem höflichen Lächeln verbarg, erwog er die Vorteile jeder Alternative. »Ja, bitte?«

»Wissen Sie, wer ich bin?«, erkundigte sie sich ohne Umschweife.

Andrew wich aus. »Ich glaube, ja. Sie sind Jonathan Hughes' geheimnisvolle Fremde. Ich habe Sie im Februar bei Roy Trent im Pub gesehen.«

Aus der Nähe hatten ihre Züge keinerlei Ähnlichkeit mit dem rundwangigen Kindergesicht Cill Trevelyans. Das ihre war schmal und eingefallen, mit Fältchen rund um die Augen, und Andrew vermerkte verwundert, wie künstlich die Farbe ihres Haars wirkte. Sie erinnerte ihn mehr an eine anorektische Wallis Simpson als an eine sprühende Dreizehnjährige auf dem Sprung ins Leben.

»Kennen Sie meinen Namen?«

Andrew entschied sich für Ehrlichkeit. »Das kommt darauf an, welcher Ihnen gerade genehm ist«, erwiderte er trocken. »Priscilla Fletcher – Cill Trent – möglicherweise auch Daisy Burton oder Louise Burton? Was ist Ihnen am liebsten?«

»Louise«, sagte sie. »An die anderen habe ich mich nie richtig gewöhnt.« Mit einer ruckartigen

Kopfbewegung wies sie zu dem Zimmer hinter ihm. »Wollen Sie mich nicht reinlassen?«

Er musterte einen Moment lang ihr Gesicht, dann zog er die Tür ganz auf. »Solange Sie nicht vorhaben, mir die Brieftasche zu stehlen. Bei mir gibt's noch weniger zu holen als bei Jonathan, es würde sich also überhaupt nicht lohnen.«

»Ich habe sie nicht gestohlen«, widersprach sie und ging an ihm vorbei. »Ich habe sie mir kurz ausgeliehen, um zu sehen, was ich über ihn rausbekommen kann.« Sie sah sich mit kritischem Blick in dem kleinen offenen Raum um. Am einen Ende befand sich die Küche, in der Mitte führte eine Treppe nach oben und gleich vorn stand eine Sitzgruppe mit Couchtisch. »Na, Luxus ist das hier nicht gerade. Sie gehören anscheinend nicht zu den Spitzenverdienern.«

Andrew schloss die Tür. »Woher wissen Sie, wo ich wohne?«

Sie nahm einige Geschäftskarten aus ihrer Tasche und reichte sie ihm. »Die waren in der Brieftasche von Ihrem Freund. Auf Ihrer hat hinten Ihre Privatadresse draufgestanden.«

Andrew sah die Karten durch, die meisten mit New Yorker Adressen, bis er ganz unten auf seine eigene stieß. Er konnte sich sogar noch an die heftige Anwendung von Einsamkeitsgefühlen erinnern, die ihn veranlasst hatte, seine Adresse in Peckham auf die Rückseite zu schreiben. Er hatte Jonathan

die Karte über einen Restauranttisch hinweg zugeschoben und ihn eingeladen, bei Gelegenheit einmal abends vorbeizukommen, wenn er nichts Besseres vorhabe. Er war nie gekommen. »Haben Sie sonst noch etwas herausgenommen?«

»Nein. Eigentlich wollte ich nur Hughes' Adresse, aber er hatte keine Visitenkarten von sich mit.« Sie schaute zur Treppe, als überlegte sie, ob sich noch jemand im Haus befand. »Er ist ein ziemlich komischer Vogel, stimmt's? Als ich mit ihm geredet habe, hat er die ganze Zeit wie wild mit den Augen gerollt – ich dachte schon, er wär ein Junkie.«

»Er war krank.«

Es interessierte sie nicht genug, um nachzufragen. »Haben Sie was dagegen, wenn ich mich setze?«

»Aber nein. Bitte!«

Sie zog ihre Jacke aus und warf sie in einen Sessel. »Haben Sie vielleicht was zu trinken für mich?«

Er öffnete einen Küchenschrank und nahm zwei Weingläser heraus. »Rot oder weiß? Ich habe einen ganz annehmbaren Margaux und einen ausgezeichneten Pouilly-Fumé.«

»Wodka haben Sie keinen da?«

»Nur Wein, tut mir Leid.«

»Na, klasse« murrte sie. »Muss ja ein ziemlich tristes Leben sein. Ich dachte, mit Büchern verdient man sich dumm und dämlich.« Sie betrachtete die beiden Flaschen, die er hochhielt. »Okay, geben Sie

mir den Roten.« Sie wartete, während er mit dem Korkenzieher arbeitete. »Wollen Sie mich gar nicht fragen, warum ich hier bin?«

»Ist das nötig?«, brummte er und roch an dem Korken, um sich zu vergewissern, dass der Wein in Ordnung war. »Das werden Sie mir doch sowieso gleich sagen.«

Sie fand die Bemerkung offensichtlich arrogant. »Nein, wenn Sie so von oben runter tun, bestimmt nicht.«

Er goss etwas Wein in eines der Gläser und hielt es sich kurz unter die Nase, ehe er in beide einschenkte. »Das ist kein besonders teurer Margaux«, bemerkte er freundlich, »aber er kostet immer noch ungefähr zwanzig Pfund die Flasche.« Er nahm die Gläser in die eine Hand, die Flasche in die andere und trug alles zum Tisch. »Und was bezahlt man heute für Wodka?«

»Zwölf – fünfzehn Pfund, aber um jeden Abend solche Mengen zu trinken, müsste man schon Alkoholiker sein.«

»Hm. Wein, der korkt, schmeckt ungefähr so ekelhaft wie sauer gewordene Milch«, sagte Andrew. Er reichte ihr ein Glas und ließ sich in dem anderen Sessel nieder. »Prost.« Er hob sein Glas.

Sie probierte vorsichtig. »Geht schon«, erklärte sie mäkelig. »Mir ist trotzdem Wodka mit Limette lieber. Darf ich rauchen?«

»Habe ich eine Wahl?«

Sie lachte schroff. »Nein, wenn Sie hören wollen, was ich zu sagen habe.«

Andrew stand noch einmal auf und holte einen Aschenbecher aus einem der Schränke. »Bitte sehr.« Er reichte ihn ihr. »Ich mache solange das Fenster auf.« Dankbar für die Gelegenheit, etwas Öffentlichkeit hereinzulassen, zog er die Vorhänge zurück und öffnete einen Fensterflügel. Zwar glaubte er nicht, dass sie mit einem Messer auf ihn losgehen würde, aber er konnte das, was Grace Jefferies zugestoßen war, doch nicht ganz aus seinem Bewusstsein verbannen.

»Sie sind ein komischer Mensch.« Sie zündete sich eine Zigarette an. »Sagen Sie nie Nein?«

Er setzte sich wieder. Diese Frage hatte ihm noch nie jemand gestellt, und es überraschte ihn, sie gerade aus dem Mund dieser Frau zu hören, der er so viel Scharfblick nicht zugetraut hätte.

»Nein, nicht oft«, gab er zu. »Bei Manuskripten sage ich allerdings ziemlich häufig Nein, aber das sind geschäftliche Entscheidungen.«

»Was sind Sie also für einer? Ein Weichei ... ein bisschen einsam?« Ihr Blick schweifte wieder durch den Raum und blieb an den Suppenflecken auf seinem Hemd haften. »Verheiratet sind Sie jedenfalls nicht. Sind Sie vielleicht schwul?«

Andrew schüttelte den Kopf. »Hetero und verschieden. Meine beiden Töchter liegen oben in ihren Betten und schlafen.«

Sie sah zur Zimmerdecke hinauf. »Wie alt?«

»Alt genug, um die Polizei zu rufen, wenn ich schreie«, antwortete er mit gutmütigem Spott. »Jung genug, um durchzuschlafen, wenn diese Begegnung friedlich und im Rahmen des gesetzlich Erlaubten bleibt.«

Sie lachte ein wenig. »Was glauben Sie denn, wer ich bin?«

Er hielt sein Glas schräg zum Licht und sah zu, wie der Margaux in roten Fäden an der gekrümmten Innenwand herabließ, während er es langsam drehte. »Ich weiß nicht, wer Sie sind, Louise. Ich warte darauf, dass Sie es mir sagen. Ihre frühere Schuldirektorin Miss Brett sagt, Sie seien eine Lügnerin. Jonathan Hughes sagt, Sie seien eine Diebin, und sowohl er als auch George Gardener nehmen an, dass Sie bei Grace Jefferies' Ermordung dabei waren.« Er beobachtete sie einen Moment, ehe er einen Schluck Wein trank. »Gibt es überhaupt jemanden, der gut von Ihnen spricht?«

Er erwartete, dass sie gekränkt reagieren würde, aber das tat sie nicht. »Ich bezweifle es. Ich hab fast mein ganzes Leben lang Mist gebaut. Was hat denn Billy über mich gesagt?«

Billy! »Ist das Ihr Bruder?«

Sie nickte.

»Nicht viel.« Er rief sich Georges Protokoll ins Gedächtnis. »Soweit ich mich erinnere, sagte er, dass Sie verheiratet seien und Ihre Familie glaubte,

Sie wären in Australien. Aber auf dem Foto hat er Sie nicht wiedererkannt – zumindest hat er so getan, als würde er Sie nicht erkennen.«

Sie leerte ihr Glas mit einem Zug und stellte es auf den Couchtisch. Vornübergebeugt und den Blick zu Boden gerichtet, sagte sie: »Billy ist ganz okay – bloß sieht er immer nur das, was er sehen will. Der würde sogar einen Elefanten, der sich auf sein Bett hockt, erst bemerken, wenn er ihn platt drückt.« Sie gab sich schweigend dem Genuss ihrer Zigarette hin.

Merkwürdiges Bild, dachte Andrew, als er nach der Flasche griff und ihr nachschenkte. Sie schien es nicht zu bemerken.

»Ich hab diese alte Hexe gehasst«, sagte sie plötzlich. »Immer hat sie Cill in ihr Büro kommen lassen, um sie runterzuputzen, aber da war nie viel dahinter – alle haben gewusst, dass sie sie mag. In Wirklichkeit hat sie *mich* fertig gemacht. Alle denken immer, so eine Strafpredigt wäre was Schlimmes, aber es ist viel schlimmer, wenn ständig das Gift tropft. Sie hat Cill immer vorgehalten, sie wäre viel zu intelligent, um sich mit meinesgleichen abzugeben – und zu mir hat sie gesagt, ich wäre stohdumm und würde die anderen nur mit mir runterziehen. Aber das stimmte gar nicht. Cill war eine Irre – sie hat mal eine Zigarette auf meinem Arm ausgedrückt, als ich zu ihr gesagt habe, sie soll sich schleichen.«

Andrew vermutete, dass mit »alte Hexe« Hilda Brett gemeint war. »Was hat Miss Brett denn nach diesem letzten Streit mit Cill zu Ihnen gesagt?«

»Das Übliche«, antwortete sie zynisch. »Du bist ein völlig missratenes Kind, Louise Burton. Aber eines Tages wirst du schon deine gerechte Strafe bekommen. Du hast diesen Streit mit Absicht provoziert, um Cill in Schwierigkeiten zu bringen.« Diese blöde Kuh! Die war garantiert lesbisch.«

»Hatte sie Recht mit ihrer Vermutung? Hatten Sie den Streit provoziert?«

Ein Schimmer der Erheiterung blitzte in Louises Augen, als sie aufblickte. »Was glauben Sie?«

»Ja.«

Sie zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Es hat Cill recht geschehen. Was ich mir von der wegen der Vergewaltigung alles anhören musste! Warum ich sie nicht verteidigt hätte. Warum ich nicht geschrien hätte. Warum Billy nichts getan hätte. Warum ich immer zu ihr sagen würde, sie soll's vergessen.« Die glitzernden kleinen Augen fixierten Andrew einen Moment, bevor ihr Blick abglitt. »Dabei war's überhaupt gar nicht so schlimm – drei mickrige kleine Vierzehnjährige, die ihn nicht mal fünf Sekunden lang hochkriegten. Okay, sie haben sie ein bisschen getreten, aber das war's auch schon.« Louise stieß ihre Zigarette in den Aschenbecher und zündete sich sofort die nächste an. »Sie hat eine Scheißangst gehabt, dass sie



schwanger sein könnte, aber nicht mal dazu ist es gekommen. Zehn Tage später hat sie ihre Periode bekommen und hat es mir auch gleich unter die Nase gerieben, weil sie wusste, dass ihr nichts mehr passieren konnte.« Sie schwieg, offenbar in Erinnerungen vertieft.

»Was ist ihr zugestoßen?«

Sie brauchte keine Zeit zum Überlegen. »Ihr Vater hat sie wegen der Prügelei mit mir verdroschen, da hat sie sich bei Grace versteckt.« Sie quittierte seine Miene mit einem sauren Lächeln. »Das wollten Sie doch hören, oder? Wir sind immer zu Grace gegangen, wenn uns nichts Besseres eingefallen ist. Sie hat uns den ganzen Tag fernsehen lassen, wenn wir ihr ein paar blaue Flecken zeigen konnten.«

Andrew wartete, und als sie nicht weitersprach, sagte er: »Das müssen Sie mir schon näher erklären. Ich verstehe den Zusammenhang zwischen dem Fernsehen und den blauen Flecken nicht.«

Sie krempelte den Ärmel ihrer Bluse hoch. »So wie hier.« Sie zeigte ihm einen nackten Unterarm voll bläulich-violett verfärbter Striemen. »Wenn man davon genug vorzeigen konnte, durfte man sich auf ihr Sofa hauen und bis in die Puppen glotzen – ich meine, wenn man Bock drauf hatte.« Sie befeuchtete eine Fingerspitze und rieb einen weißen Streifen durch die Striemen. »Lidschatten«, erklärte sie kurz. »Sehr wirkungsvoll, nicht? Ich hab ihn draußen im Auto aufgetragen, bevor ich

reingekommen bin. Grace ist jedes Mal drauf reingefallen.«

Andrew trank langsam einen Schluck von seinem Margaux. »Warum?«

»Die Frau war schwachsinnig – genau wie ihr dämlicher Enkel. Cill und ich konnten die beiden um den Finger wickeln.« Sie hielt inne und wartete auf eine Reaktion von ihm. »Cill hat angefangen«, behauptete sie, als nichts kam. »Sie hat gewusst, dass Howard immer bei seiner Großmutter rumhing, und da hat sie eines Tages einfach geläutet und Grace erzählt, ihr Dad hätte sie geschlagen. Und es hat prima geklappt.« Sie zog mit verächtlicher Gebärde eine Schulter hoch und ließ sie wieder herabfallen. »Wir haben kein Wort verstanden, wenn sie was gesagt hat – sie war noch schlimmer als Howard in der Hinsicht –, aber sie hat uns glotzen lassen und uns was zu essen gegeben.«

Andrew zeigte offen seine Skepsis. »Warum?«, fragte er wieder. »Was hatte sie davon?«

»Keine Ahnung. Aber so war's.«

»Quatsch!«, entgegnete er ruhig. »Grace Jefferies hatte vielleicht eine Sprachstörung, aber auf ihre Intelligenz hat das ganz sicher keine Auswirkungen gehabt. Ihre Eltern wohnten doch gleich gegenüber. Weshalb hätte sie sich die damit zu Feinden machen sollen, dass sie Ihnen das Schuleschwänzen erleichterte?«

»Sie hat's ja auch für Howard getan.«

»Der war ihr Enkel. Er tat ihr Leid.«

»Vielleicht haben wir ihr auch Leid getan. Als wir das erste Mal bei ihr geläutet haben, hatte Cill wirklich überall blaue Flecken, weil ihr Vater sie geprügelt hatte. Erst später haben wir's mit Lidschatten nachgemacht.« Louise zog an ihrer Zigarette und starrte ihn feindselig an. »Sie halten sich wohl für ganz gescheit! Wann hat denn Ihr Vater Sie das letzte Mal verdroschen?«

»Nie.«

Sie wies zur Zimmerdecke hinauf. »Wie oft haben Sie die beiden windelweich geschlagen?«

»Nie.«

»Dann sagen Sie mir nicht, was Grace getan oder gelassen hätte. Sie hat sich mit verpfuschten Leben ausgekannt. Was glauben Sie wohl, warum Howard so war, wie er war?«

»Er litt an einer angeborenen Behinderung.«

Louise schüttelte den Kopf. »Seine Mutter hat ihn regelmäßig geprügelt, dass ihm Hören und Sehen vergangen ist. Sie war ein echtes Miststück. Er hat Todesangst vor ihr gehabt, darum ist er immer zu Grace gerannt.«

Andrew erinnerte sich einiger Zeilen aus einem Brief, den Jonathan erhalten hatte. »Manchmal hat seine Mutter ihn praktisch an den Haaren reingeschleppt ... Sie war keine nette Frau, sie hat ihn immer geschlagen.« »Haben Sie Howard gut gekannt?«

»Gut genug«, antwortete sie wegwerfend. »Er war in Cill verknallt.«

»War er auch da, wenn Sie bei Grace waren?«

»Manchmal, ja. Cill hat ihn immer ihre Titten begripschen lassen, wenn seine Großmutter nicht im Zimmer war. Das hat ihn unheimlich angemacht.«

Andrew unterdrückte eine Aufwallung von Ekel und Prüderie und schaute zum Fenster. »Das ist nicht weiter ungewöhnlich«, sagte er. »Sexuelle Neugier gehört zur Pubertät.«

»Okay, aber er war nicht in der Pubertät. Er war zwanzig Jahre alt.« Wieder fixierte sie Andrew mit ihren hellen Augen. »Eigentlich war's ziemlich komisch, ihn zu beobachten. Er hat schon einen Ständer gekriegt, wenn er sie nur angeschaut hat, und wenn er sie angefasst hat, hat er angefangen zu bibbern, als hätte er einen Orgasmus.« Wieder ein verächtliches Schulterzucken. »Wahrscheinlich hatte er auch einen – mein Gott, war das ein erbärmlicher kleiner Wichser –, der hat bestimmt immer schon vorher abgespritzt, vorausgesetzt, es hat ihn überhaupt eine so nah rangelassen.«

Andrew war angewidert, nicht nur von den Bemerkungen selbst, sondern auch von der brutalen Art, wie sie von ihr hervorgebracht wurden. Vielleicht meinte sie, Schocktaktik anwenden zu müssen, um glaubhafter zu wirken. »Von wem ging es denn aus? Von Cill oder Howard?«

»Cill natürlich. Sie war ein Flittchen.«

»Und was war mit Ihnen? Hat Howard sich für Sie auch interessiert?«

»Keine Spur.« Sie griff wieder zu ihrem Glas. »Ich war nur dabei, damit seine Großmutter nicht mißtrauisch wurde. Er wär mit Cill bis zum Letzten gegangen, wenn er's irgendwie geschafft hätte, Grace loszuwerden. Er hat sie dauernd gedrängt, sie soll zum Einkaufen gehen, aber sie hat's nie getan, weil sie am liebsten überhaupt nicht aus dem Haus gegangen ist.«

Andrew betrachtete sie, während sie ihr Glas leerte. Es war nicht schwer zu erkennen, worauf sie hinauswollte. »Und weil er von Cill so besessen war, hat er schließlich seine Großmutter umgebracht?«

»Muss er wohl«, stimmte sie zu. »Er war ein dreckiger Perverser.«

»Muss er wohl?«, wiederholte er. »Sie wissen es nicht mit Sicherheit?«

»O doch, ich weiß es«, entgegnete sie selbstsicher. »Ich kann's nur nicht beweisen.«

Andrew schwieg und wartete ab. »Warum sind Sie gekommen?«, fragte er schließlich. »Ich mag ja in mancher Hinsicht ein Weichei sein, Louise, aber ich bin kein Schwachkopf. Haben Sie im Ernst erwartet, ich würde Ihnen diesen Unsinn glauben?«

»Was gibt's daran *nicht* zu glauben?«

»Dass Grace Cill in ihrem Haus behalten hätte, als die Polizei nach ihr suchte. Die Polizei hat am Samstagmorgen angefangen, die Leute nach Cill zu

befragen. Unter diesen Umständen hätte Grace sie niemals bei sich versteckt gehalten.«

Louise zuckte mit den Schultern. »Vielleicht war sie da schon tot.«

»Unmöglich«, widersprach er mit Überzeugung. »Beim Prozess gab es zwar eine Diskussion über die Todeszeit, aber es ging da um eine Diskrepanz zwischen vierundzwanzig und achtundvierzig Stunden. Nach Ihrer Darstellung hätte Grace aber schon am Samstag, als die Polizei mit der Fahndung nach Cill begann, tot sein müssen – das heißt, ihre Leiche hätte beinahe eine Woche lang im Haus gelegen, bevor sie gefunden wurde.« Er schüttelte den Kopf. »Ausgeschlossen. Da wäre die Verwesung viel weiter fortgeschritten gewesen.«

»Das ist nicht mein Problem«, sagte sie gleichgültig. »Ich erzähle Ihnen, wie es war. Wie alles zusammenpasst, müssen Sie schon selbst rauskriegen.«

Er lachte kurz auf. »Dann ist es schade, dass Sie Ihre Geschichte nicht den Fakten angepasst haben, bevor Sie bei mir aufgekreuzt sind. Beginnen wir bei Cill. Wenn Sie wussten, wo sie war, warum haben Sie nicht die Polizei informiert?«

»Sie hätte mich umgebracht.« Sie beugte sich vor, um ihre Zigarette auszudrücken. »Ich hab Ihnen doch gesagt, dass sie total irre war. Wenn die Bullen sie da mit Gewalt rausgezerrt und zu ihrem Vater zurückgebracht hätten, hätte sie mir

bei der nächsten Gelegenheit aufgelauert und mir die Augen ausgekratzt.«

»Warum haben Sie der Polizei dann von der Vergewaltigung erzählt?«

»Weil sie wissen wollten, wie es zu der Prügelei zwischen mir und Cill gekommen war. Außerdem hab ich mir gedacht, wenn die Polizei wüsste, dass sie vergewaltigt worden war, und das Jugendamt einschalten würde, könnte ihr Vater ihr nichts mehr tun.« Ihr Gesicht wurde beinahe traurig. »Ich wollte ihr helfen, auch wenn es so, wie alles gelaufen ist, nicht danach aussieht. Man darf das nicht mit dem Blick von heute sehen, man muss sich vorstellen, wie es damals war. Ich hatte doch keine Ahnung, ich dachte, Cill würde brav wieder heimgehen, wenn ihr langweilig würde, und das wär's dann. Ich hatte keine Ahnung, dass sie spurlos verschwinden und Grace sterben würde. Niemand konnte das ahnen.«

Da hatte sie Recht, das musste man ihr zugestehen.

»Aber woher wussten Sie, dass Cill bei Grace im Haus war?«

»Gleich nachdem ihre Mutter angerufen hatte, um zu fragen, ob sie bei uns wäre, bin ich losgegangen und hab nachgeschaut. Wir sind immer durch die Tür hinten im Zaun in den Garten und dann durch die Küchentür ins Haus. Ich habe sie durch das Fenster beobachtet, wie sie sich mit Eis voll gestopft hat.«

»Haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Natürlich nicht. Sie hätte mich fertig gemacht. Schließlich hatte die Brett, diese Kuh, sie meinetwegen vom Unterricht ausgeschlossen.«

»Und Grace?«

»Habe ich nicht gesehen.«

»Howard?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Um welche Zeit waren Sie dort?«

Sie zuckte mit den Schultern. »So um neun.«

»Morgens oder abends?«

»Am Morgen. Zwei Stunden später war ich auf der Polizei und bin gegrillt worden.«

Es klang überzeugend, aber Andrew wusste, dass er nicht gerade ein großartiger Menschenkenner war. Von Frauen hatte er sich immer schon leicht aufs Glatteis führen lassen. Er konnte nicht vergessen, dass Louise zu der Zeit, von der sie erzählte, erst dreizehn Jahre alt gewesen war und – wenn man der ehemaligen Schuldirektorin glauben konnte – nicht sehr intelligent. »Hatten Sie vorher schon einmal mit der Polizei zu tun gehabt?«, fragte er. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass man mit dreizehn so kühn ist, der Polizei nicht die Wahrheit zu sagen.«

In ihren Augen funkelte Verachtung, aber ob Geringschätzung über die Zaghaftigkeit Andrews als kleiner Junge dahinter steckte oder Ungeduld über seine Fragen, konnte er nicht erkennen. »Die



meiste Zeit hat meine Mutter geredet, und sie war stinkwütend, dass irgendjemand auf den Gedanken kommen konnte, wir wüssten, wo Cill zu finden war, und würden es nicht sagen.«

»Aber *Sie* wussten es?«

»Richtig.« Sie zündete sich die nächste Zigarette an. »Deswegen hab ich von der Vergewaltigung erzählt.« Als er die nächste Frage stellen wollte, wehrte sie ab. »Na hören Sie mal! Sie brauchen gar nicht so ein Gesicht zu machen. Was war denn schon dabei? Ich hätte Cill nie im Leben verraten, auch wenn ich sie ziemlich gemein fand. Sie war doch nur mal für eine Nacht abgehauen ... das tun Hunderte von Kindern jeden Tag. Außerdem wollte ich doch der Polizei nicht auf die Nase binden, dass wir immer bei Grace rumhingen, wenn wir Schule geschwänzt haben. Ich wusste ja nicht, was sie dann mit Grace machen würden. Und mit *mir*«, fügte sie nachdenklich hinzu. »Ich wollte rübergehen, sobald ich wieder zu Hause war, und Cill die Meinung sagen, aber meine Mutter hat sich über die Geschichte mit der Vergewaltigung so aufgeregt, dass sie mich nicht mehr aus den Augen gelassen hat. Und danach war dann der Teufel los.«

»Inwiefern?«

»Na, was meinen Sie wohl?«, fragte sie trübe. »Als ich das nächste Mal rübergegangen bin, hat's ausgeschaut wie auf einem Schlachtfeld.«

Es war, als sähe man zu, wie ein batteriebetriebenes Spielzeug langsam auslief. Was immer Louise den Anstoß gegeben hatte, Andrew aufzusuchen und ihm ihre Geschichte zu erzählen, wurde bald durch den Alkohol und die körperliche Erschöpfung neutralisiert. Sie lehnte den Kopf ins Rückenpolster des Sofas und starrte zur Decke hinauf.

»Sind Sie hineingegangen?«

»Nein, ich hatte viel zu viel Angst.«

»Wovor?«

»Ich sag doch, es hat ausgesehen wie auf einem Schlachtfeld. Alles lag auf dem Boden rum.«

»Wo?«

»In der Küche – im Wohnzimmer ...«

»Was lag herum?«

»Alles. Schubladen, Bücher, Flaschen, Pflanzen. Als hätte eine Bombe eingeschlagen.«

Andrew warf ihr einen Seitenblick zu. »Wie konnten Sie denn ins Wohnzimmer sehen? Ich dachte, die Vorhänge wären geschlossen gewesen.«

»Nein, hinten nicht. Ich habe durch die Fenstertür zum Garten reingeschaut.« Sie schnippte Asche auf

seinen Teppich, bevor sie das nächste Mal an ihrer Zigarette zog. »Es war furchtbar. Ich habe sofort gewusst, dass was Schlimmes passiert war. Auf der Fensterscheibe war Blut – direkt vor meinen Augen. Ich hab gedacht, es wäre von Cill.«

»Warum?«

Sie drehte den Kopf zu ihm. »Weil Grace eine Irre war«, antwortete sie mit Entschiedenheit, »und ich immer gewusst hab, dass sie eines Tages durchdrehen würde. Cill hat sich dauernd über sie lustig gemacht, ich meine, wie sie geredet hat, und ich dachte, sie wäre zu weit gegangen, und Grace wäre ausgerastet.«

»Und was haben Sie da getan?«

»Ich bin heimgerannt, hab kein Wort gesagt und bin wochenlang nicht mehr aus dem Haus gegangen.« Sie lächelte schwach über den Ausdruck seines Gesichts. »Ich hatte Angst vor den Bullen, ich dachte, die würden mich fertig machen, weil ich ihnen nicht gesagt hatte, wo sie an dem Samstag war. Ich hätte es ihnen sagen müssen – ich *hätte* es ihnen auch gesagt, wenn meine blöde Mutter sich nicht vorgedrängelt hätte.«

»An welchem Tag war das alles?«

Sie überlegte einen Moment. »Es muss der Dienstag gewesen sein. Ich bin auf dem Heimweg von der Schule schnell hintenrum gegangen, weil ich es satt hatte, dass mich alle ständig nach Cill fragten. Am Mittwoch hatte ich dann einen

Zusammenbruch, und danach haben meine Eltern mich zu Hause gelassen, bis wir umgezogen sind.«

Andrew speicherte die Information. »Warum haben Sie Ihrer Mutter nicht erzählt, was Sie gesehen hatten?«

Louise antwortete nicht gleich, sondern richtete den Blick wieder zur Zimmerdecke, als erhoffte sie sich von dort eine Eingebung. »Wer sagt, dass ich's nicht erzählt habe?«, fragte sie dann.

»Es gibt keinen Hinweis darauf, dass Ihre Mutter zur Polizei gegangen ist.«

»Das heißt noch lange nicht, dass ich es ihr nicht erzählt habe.« Sie beugte sich mit einer ruckartigen Bewegung vor, um ihre Zigarette auszumachen. »Sie ist hochgegangen wie eine Rakete. Und mein Vater genauso. Wie ich ihnen das antun könnte! Was würden denn da die Nachbarn sagen. Ob mir nicht klar wäre, in was für eine fürchterliche Lage ich sie gebracht hätte. Erst erzähl ich von einer Vergewaltigung. Dann verheimliche ich, wo Cill sich versteckt hat – und jetzt quassle ich von Blut an Grace' Fenstern ...« Sie lachte dumpf. »Sie haben mich nie besonders gemocht, ich bin sicher, sie dachten, ich hätte was mit der Geschichte zu tun.«

Andrew stellte sein Glas auf den Boden, um sie nicht ansehen zu müssen. »Und – hatten Sie?«

»Natürlich nicht«, antwortete sie ganz ohne Erregung. »Ich hatte keinen Schimmer, was da abließ. Das wurde auch nicht besser, als sie Howard

verhaftet haben. Ich habe meine Mutter so lange mit Fragen nach Cill gelöchert, bis sie mir eine runtergehauen und gesagt hat, ich soll nie wieder darüber reden. Es war eine komische Zeit – ich habe nichts verstanden. Am Ende habe ich mir überlegt, dass Howard auch Cill umgebracht haben musste, das war das Einzige, was einen Sinn ergab – aber da war es schon viel zu spät, um noch was zu sagen. Die von der Polizei hätten meine Eltern doch niedergemacht, weil sie den Mund nicht aufgemacht hatten.«

Sie war, fand Andrew, sehr überzeugend. Alles passte zusammen, bis ihm die Fragen einfielen, die sie nicht beantwortet hatte. »Er konnte es nicht gewesen sein«, sagte er ruhig. »Er hatte kein Auto, aber im Haus hat man nur einen Leichnam gefunden. Wie hat er sich ihrer also entledigt?«

»Wer weiß?«, entgegnete sie schlagfertig. »Vielleicht hat er ihr versprochen, sie nach Hause zu bringen? Hat einen kleinen Spaziergang mit ihr gemacht? Er war ein ekliger Pädophiler ... wenn sie ihn nicht für den Mord an Grace eingebuchtet hätten, hätte er angefangen, sich die Kinder von der Straße zu holen. Ihnen passt's in den Kram zu glauben, er wäre unschuldig gewesen, aber das heißt noch lange nicht, dass er's wirklich war. Ich war dabei, ich habe ihn gekannt.« Sie warf ihm wieder einen ihrer verächtlichen Blicke zu. »Er war ein schleimiges Schwein.«

Andrew stützte die Ellbogen auf die Armlehnen seines Sessels und legte unter dem Kinn die Hände aneinander. »Nur wurden keinerlei Hinweise darauf gefunden, dass sich noch eine andere Person in Grace' Haus aufgehalten hatte«, sagte er. »Wieso hat man keine Fingerabdrücke von Cill gefunden? Oder von Ihnen? Auch wenn die Polizei sie nicht hätte identifizieren können, hätte sie sich doch darüber Gedanken gemacht, wie diese unbekannten Abdrücke dahin gekommen waren. Jeder wusste, dass Grace völlig zurückgezogen lebte. Alle sagten, sie hätte nie Besuch gehabt.«

»Das ist nicht mein Problem«, sagte sie wieder. »Das müssen schon Sie erklären. Ich kann nur sagen, was ich weiß. Sie hat immer hinter uns aufgeräumt und sauber gemacht.«

Ein cleverer Schachzug – eine Herausforderung, ihr zu glauben oder nicht –, und er fragte sich flüchtig, wieso die Schulleiterin sie für dumm gehalten hatte. »Howard kann am Montag oder Dienstag niemanden getötet haben, Louise. Er war nachweislich nicht im Haus seiner Großmutter – deswegen argumentierte der Pathologe der Anklage ja so nachdrücklich, dass der Mord am Mittwoch verübt worden sei.« Er zog zynisch eine Augenbraue hoch. »Aber das ist wohl auch nicht Ihr Problem, wie?«

Sie lächelte vergnügt. »Ganz recht.«

»Aber warum sind Sie so auf Howard fixiert?

Nichts, was Sie bisher vorgebracht haben, beweist, dass er überhaupt am Ort des Geschehens war.«

»Wer soll's denn sonst gewesen sein?«, entgegnete sie mit einem Schulterzucken. »Außer ihm und uns war nie jemand bei Grace im Haus.«

»Wie steht es mit Roy Trent, Colley Hurst und Micky Hopkinson?«

Darauf war sie vorbereitet. Er erkannte es an der Antwort, die wie aus der Pistole geschossen kam. »Träumen Sie weiter«, sagte sie geringschätzig. »Die haben sich doch nie vom Colliton Way wegbewegt. Was hätten die bei Grace zu suchen gehabt?«

»Cill vielleicht«, meinte Andrew. »Sie hatten sie schon einmal vergewaltigt. Vielleicht hatten sie Lust auf eine zweite Runde.« Er sah, wie sie die Mundwinkel herabzog. »Oder vielleicht haben die Jungs Sie gesucht?«

»Weshalb?«

»Um sich an Ihnen zu rächen, weil Sie der Polizei ihre Beschreibungen geliefert hatten.« Zum ersten Mal zeigte sich ein Anflug von Unsicherheit in ihrem Gesicht. »Ich könnte mir vorstellen, dass sie wütend darüber waren, dass so eine kleine Rotznase sie verpiffen hatte.«

»Ich habe keine Namen genannt.«

»Das brauchten Sie auch gar nicht. Die drei waren vermutlich bei der Polizei so gut bekannt, dass Sie nur zu sagen brauchten, die Täter seien zu dritt gewesen.« Er beobachtete sie einen Moment. »Wenn

Sie auch noch Colley Hursts rote Haare erwähnt haben, hätten Sie die drei ebenso gut mit Namen nennen können.«

»Sie waren es gar nicht«, sagte sie wegwerfend, »und ich muss es wissen. Ich hab schließlich einen von den Kerlen geheiratet.«

Andrew lächelte. »Das ist wohl kaum ein Unschuldsbeweis.«

»Sie glauben, ich würde einen Mörder heiraten?«

»Warum nicht? Mörder tragen kein großes M auf der Stirn.«

Sie überlegte einen Moment. »Sie meinen, er könnte es gewesen sein, nur ich wusste es nicht?«

»So kann man es auch interpretieren.«

»Und wie noch?«

»Man könnte sagen, dass Sie ihn ruhig heiraten konnten, weil sonst kein Mensch wusste, dass er ein Mörder war.« Er sah die Erheiterung in ihren Augen. »Also, warum haben Sie ihn geheiratet?«

»Warum heiratet man jemanden? Er war eben *da*.«

»Und was er Cill angetan hatte, das hat Sie nicht gestört?«

»Nicht besonders. Er war zehnmal besser als der Mistkerl, den ich vorher hatte. Roy hatte wenigstens ein Dach über dem Kopf und ein Einkommen.« Sie warf den Kopf in den Nacken. »Nennen Sie mir einen Mann, der nicht auf harten Sex abfährt. Das ist ganz natürlich. Unter euren



korrekten Anzügen seid ihr doch alle nur Steinzeittypen.«

Andrew lachte kurz. »Ach, so ist das. Ich hatte keine Ahnung, dass Sex wehtun soll. Ich dachte immer, es ginge um Lust und Lustbefriedigung.«

»Na klar«, murmelte sie sarkastisch. »Und Sie wissen natürlich, wann eine Frau einen Orgasmus hat?«

Das hatte er immer geglaubt, bis Greg ihn aus dem Bett verdrängt hatte. »Nein«, bekannte er. »Dann wäre ich nicht geschieden.«

»Du meine Güte!« Louise war an Ehrlichkeit bei Männern nicht gewöhnt. »So was sollten Sie nicht zugeben.«

»Ich bin kein guter Lügner.« Er lächelte, als sie eine Grimasse schnitt. »Und ich gehöre nicht zu den Männern, die sich über ihren Penis definieren.« Er tippte sich an den Kopf. »Mir ist das hier wichtiger. Was geht in den Köpfen der Menschen vor? Warum sind die einen erfolgreich, während die anderen scheitern?« Er ließ einen Moment verstreichen. »Woher kommen Roys Einkünfte, wenn sein Pub immer leer ist?«

Louise griff nach ihrer Jacke. »Das ist nicht mein Problem. Es war gut besucht, als ich dort war.«

»Wem gehört es?«

»Vielleicht Roy.«

Andrew schüttelte den Kopf. »Nie im Leben. Das ist hochwertiger Baugrund. Da würden ihm die

Immobilienspekulanten die Türen einrennen ... und einer von ihnen hätte ihn längst zum Verkauf überredet.«

Sie schlüpfte in ihre Jacke. »Sie wissen ja eine ganze Menge. Ich dachte, Ihr Freund schreibt das Buch.«

Andrew sah sie belustigt an. »Er bespricht alles mit mir. Und George Gardener tut das ebenfalls. Enttäuscht Sie das? Haben Sie mich erkoren, weil Sie glaubten, ich wusste nicht genug, um nachzufragen?«

»Ihre Adresse war außer der von George die einzige, die ich hatte«, antwortete sie sachlich, »und mit George wollte ich auf keinen Fall reden. Die hätte alles Roy weitererzählt, und das brauch ich im Moment nicht.«

»Und warum nicht? Sie sagten doch, er habe mit alledem nichts zu tun.«

»Da geht's um was andres«, erklärte sie beinahe niedergeschlagen. »Hat mit Cill oder Grace nichts zu tun.« Sie richtete sich in ihrem Sessel auf. »Haben Sie vor, George und Ihrem Freund zu erzählen, was Sie von mir gehört haben?«

»Darum sind Sie doch gekommen.« Er nahm ihr Schweigen als Zustimmung. »Aber ich denke, die beiden werden selbst mit Ihnen sprechen wollen. Wenn Sie mir die Wahrheit gesagt haben, dann können Sie in Howards Fall nur vermuten, dass er bei Cill zu weit ging ... aber was Roy und

seine Freunde betrifft, wissen Sie mit Sicherheit, dass es so war. Sie waren dabei«, sagte er, ganz bewusst ihre eigenen Worte gebrauchend, »und Vergewaltigung ist nun weiß Gott etwas anderes als ein bisschen tollpatschiges Gegrapsche auf dem Sofa.«

»Sie hat sie vorher wochenlang aufgegeilt«, sagte sie mit einem gehässigen Unterton in der Stimme. »Sie waren stockbetrunken, und sie hat eine halbe Stunde lang mit dreckigen Bemerkungen rumgeworfen, um sie auf Touren zu bringen. Ich hab ihr gesagt, dass das gefährlich ist, aber auf mich hat sie ja nie gehört.« Ihr Mund wurde schmal, als sie sich zurückerinnerte. »Sie war eine arrogante Ziege. Sie hat sich eingebildet, sie wüsste alles. Das hat mich manchmal total wütend gemacht.« Ihre Augen funkelten zornig.

»Warum strengen Sie sich dann so an, wie sie auszusehen?«, fragte Andrew.

Auch auf diese Frage war sie offensichtlich vorbereitet. »Wenn sie neben mir stehen würde, würden Sie keine Ähnlichkeit sehen. Bis auf die Haare vielleicht. Und dafür ist meine Mutter verantwortlich. Sie hat sie mir gefärbt, weil sie nach dem Umzug keine peinlichen Fragen wollte. Jetzt kennen mich alle nur noch als brünett« – sie lachte dünn –, »und ich bin zu eitel, um das Grau durchkommen zu lassen.«

»Aber Sie nennen sich Priscilla«, erinnerte er sie.

Sie stand auf und knöpfte ihre Jacke zu. »Ja, das stimmt. Ich hätte es wohl besser gelassen«, sagte sie. »George hätte nicht so hartnäckig weitergebohrt, wenn ich bei Daisy geblieben wäre.« Sie steckte ihre Zigaretten ein. »Ich hab mich Priscilla genannt, als ich meinen jetzigen Mann geheiratet habe.«

Andrew stand ebenfalls auf. »Warum?«

»Es klang schick«, antwortete sie mit einer merkwürdigen Wehmut. »Eigentlich pervers, wenn man bedenkt, was Cill passiert ist.« Sie ging zur Tür. »Miss Brett hatte wahrscheinlich Recht.«

Er eilte ihr voraus, um die Tür zu öffnen. »Womit?«

»Es ist typisch für Louise Burton, dass sie erst spricht und dann nachdenkt«, sagte sie mit einem verzerrten Lächeln. »Die Geschichte meines Lebens.« Überraschend herzlich bot sie ihm die Hand. »Ich hoffe, Sie sind einer von den Guten. Sonst muss ich am Ende auch diesen Besuch bereuen.«

Er hielt ihre Hand einen Moment fest. »Können Sie noch fahren?«

»Das will ich doch hoffen.«

Sie ließ ihm keine Zeit zu einer Erwiderung, sondern wandte sich ab und ging die schmale Gasse hinauf. An der Ecke blickte sie noch einmal zu ihm zurück, ihr blasses Gesicht vom Licht einer Straßenlampe beleuchtet. Es war unmöglich, aus

dieser Entfernung seinen Ausdruck zu erkennen, aber er sah deutlich, wie sie kurz die Hand hob und ihm winkte. Er hatte keine Ahnung, ob irgendetwas von dem, was sie ihm erzählt hatte, der Wahrheit entsprach, aber als er den Abschiedsgruß erwiderte, wurde er sich verwundert bewusst, wie gern er ihr glauben wollte.

Jonathan saß im Bett und korrigierte die Hausarbeiten seiner Studenten, als um halb zwölf das Telefon läutete. Im ersten Augenblick hoffte er, es würde Emma sein, aber dann hörte er die Stimme Andrews, der in heller Aufregung von irgendetwas erzählte, was angeblich »höchste Bedeutung« hatte. Sein Verhalten war so untypisch, dass er annahm, der Freund sei betrunken, und ihn aufforderte, am nächsten Morgen wieder anzurufen. Doch Andrew bestand darauf, ihm die wesentlichen Punkte seines Gesprächs mitzuteilen, solange er sie noch frisch im Gedächtnis hatte. »Sie war ziemlich überzeugend«, sagte er.

»Wer?«

»Priscilla Fletcher. In Lebensgröße bei mir zu Hause und nannte sich Louise Burton.«

»Ach?«, sagte Jonathan verblüfft.

»Genau. Also, nimm Papier und Stift, du Faulpelz, und schreib mit.«

»Wieso kannst du das nicht selbst aufschreiben?«

»Weil ich nur ein Zehntel deiner Einkünfte

bekomme und keine Lust habe, die ganze Arbeit allein zu tun.«

»Du klingst aber gar nicht lustlos«, stellte Jonathan trocken fest und griff zu einem Schreibblock. »Was hat sie denn mit dir angestellt?«

»Sie hat mich behext«, antwortete Andrew knapp.

Jonathan erinnerte sich der Samariternummer am Bahnhof Branksome. »Und was hat sie mitgenommen?«

»Zuversicht.«

»Wenn Cill wirklich bei Grace im Haus war, dann kommt sie natürlich für den Mord in Frage«, sagte Jonathan nachdenklich. »Sie war groß und kräftig für ihr Alter, sie war da, sie hatte Probleme – eine Vergewaltigung, möglicherweise sexueller Missbrauch über längere Zeit hinweg –, und sie war mitten in der Pubertät, wo die Hormone bekanntermaßen verrückt spielen. Unter solchen Umständen kann alles Mögliche passieren.« Er klopfte sich mit dem Stift gegen die Zähne. »Ich könnte mir zum Beispiel vorstellen, dass Grace sie ausquartieren wollte, weil sie vor der Polizei Angst hatte, und Cill wütend wurde und Grace angegriffen hat. Zeitlich würde es hinkommen. Sie hat sich bei Grace über das Wochenende versteckt, die alte Frau am Montag getötet und ist dann in der Nacht abgehauen. Das würde erklären, warum niemand

sie in den ersten Tagen gesehen hat ... es ist allerdings merkwürdig, dass sie auch später nicht zufällig irgendwo gesehen worden ist.«

Andrew gähnte. »Wer hat das Bad genommen und die roten Haare zurückgelassen?«

»Passe.«

»Was hältst du von der Geschichte, dass Howard in Cill verliebt war? Es klang ziemlich einleuchtend. Sie war ein hübsches Ding.«

»Sie war dreizehn!«

»Jetzt hör aber auf! Seit wann spielt das Alter eine Rolle? Er war ein zurückgebliebener Junge, dem die Erwartungen einer erwachsenen Frau Heidenangst gemacht hätten. Vielleicht hat er deshalb durchgedreht, als seine Großmutter ihm geraten hat, sich ein Mädchen zu suchen. Wenn er in Cill vernarrt war, wird ihn eine andere nicht interessiert haben. Und – es würde erklären, warum er ständig bei Grace herumhing. Männer sind doch zu allem bereit, wenn am Ende die Chance auf einen Fick wartet.«

»Sprich du für dich selbst«, sagte Jonathan scharf.

»Tu ich.« Andrew lachte. »Ich erniedrige mich dauernd vor schönen Frauen, und sie finden mich alle nur komisch.«

Er hielt inne, um einen Schluck zu trinken, wie es sich anhörte. »Du solltest das mal mit deinem Psychologenfreund besprechen, aber ich wette,

Louise war ehrlich, als sie Howard als Perversen bezeichnete. Ich sage nicht, dass er einer war«, fuhr er schnell fort, als Jonathan einhaken wollte, »ich sage nur, dass sie ihn so wahrgenommen hat. Sie nannte ihn ein schleimiges Schwein, und das klang mir zu stark, um im Nachhinein erfunden worden zu sein. Meiner Ansicht nach hat sie ihn damals genauso empfunden.«

Jonathan lehnte seinen Kopf ins Kissen und rieb sich den Schlaf aus den Augen. »Ich muss das erst einmal überschlafen«, sagte er zu Andrew. »Ich verstehe immer noch nicht, warum sie zu dir gekommen ist und nicht zu George oder mir.«

Andrew erklärte ihm die Sache mit seiner Karte und der auf die Rückseite geschriebenen Privatadresse. »Ich glaube allerdings nicht, dass das der Grund war. Ich vermute, sie rechnete damit, dass ich die Geschichte schlucken würde – oder aber es war eine Art Probelauf.«

»Wozu? Sie kann jetzt die Details nicht mehr ändern, ohne Misstrauen zu erregen.« Er warf wieder einen Blick in seine Aufzeichnungen. »Was war nun eigentlich die Pointe? Was solltest du ihr abnehmen?«

»Wahrscheinlich, dass Howard schuldig war und Roy und seine Bande nichts mit der Sache zu tun hatten.«

»Dann hat Roy sie geschickt«, sagte Jonathan



überzeugt. »Er hat ja angedeutet, dass sie seine Angaben bestätigen würde.«

»Aber das hat sie ja gar nicht getan. Wenn Grace am Dienstag bereits tot war, entlastet das Howard.«

»Es gibt nur Wynnes Aussage dafür, dass er an dem fraglichen Montagabend die Wohnung nicht verlassen hat«, entgegnete Jonathan. »Beweisen können wir das nicht. Sie wurde beim Prozess nicht ins Kreuzverhör genommen, weil die Anklage vom Mittwoch als Tatzeit ausgegangen war.«

»Auf wessen Seite stehst du?«, fragte Andrew empört. »Howard wäre nicht noch einmal zu seiner Großmutter gegangen, wenn er gewusst hätte, dass Grace tot war – und wenn doch, wäre er nicht wie von Furien gehetzt aus dem Haus gestürzt und hätte sich zu Hause eingesperrt. Das ist ein Geschenk für uns, Jon! Das ist genau das Glied in der Kette, nach dem du und George suchen.«

»Ja, und das macht mich misstrauisch«, erwiderte Jonathan.

»Weshalb sollte Roy Trent Louise auftragen, Dienstag zu sagen? Das ergibt keinen Sinn, wenn er *Kranke Seelen* gelesen hat.«

*9 Galway Road, Boscombe, Bournemouth*  
*Donnerstag, 15. Mai 2003, 11 Uhr 30*

Die hübsche junge Frau von der Detektei WCH entsprach in keiner Hinsicht Rachels und Bills Vorstellungen von einer Privatdetektivin. Sie war jung und ziemlich nervös, und sie fanden beide, mit ihrer gelblich blassen Haut, dem dicken schwarzen Haar, den breiten Wangenknochen und den schmalen Augen sehe sie aus wie eine Eskimofrau. Sie stellte sich als Sasha Spencer vor und erklärte zunächst, dass der Vertrag ihrer Firma mit David und Jean Trevelyan längst abgelaufen sei. Jedoch habe Mr. Burtons E-Mail sie interessiert, weil sie innerhalb von vier Wochen die zweite Anfrage bezüglich Cill Trevelyan gewesen sei, und sie habe sich deshalb die Akte vorgenommen.

»Von wem kam denn die erste Anfrage?«, wollte Rachel wissen.

»Das darf ich Ihnen nicht sagen, Mrs. Burton. Wir nehmen unser Versprechen auf Vertraulichkeit ernst.«

»Von Georgina Gardener«, sagte Billy. »Sie hat mich auf Louises Spur gesetzt. Allerdings weiß sie nicht, dass die Frau, auf die sie mich hingewiesen hat, Louise ist – ihr ist nur eine ungewöhnliche Ähnlichkeit mit Cill Trevelyan aufgefallen. Warum haben Sie auf ihre Anfrage nicht reagiert? Warum mussten erst wir kommen?«

Sasha warf einen unsicheren Blick auf ihre Aufzeichnungen, als wollte sie sich des Namens vergewissern. Es war reine Taktik und sie wirkte meistens. Anzeichen von Unsicherheit und Nervosität pflegten bei den Befragten den Eindruck hervorzu- rufen, dass sie mehr wussten als die Fragerin, und sie fühlten sich dann häufig veranlasst, ihr auf die Sprünge zu helfen. Dabei gaben sie im Allgemeinen mehr preis, als sie beabsichtigt hatten.

»Ich habe nicht selbst mit der Person gesprochen, um die es geht, aber wenn ich recht ver- standen habe, wollte sie die Adresse der Familie Trevelyan von uns haben.« Sie blickte wieder auf. »Informationen dieser Art können wir aber nicht weitergeben, da war das Gespräch selbstredend ziemlich schnell zu Ende.«

»Mit anderen Worten, Ihre Firma hat ihr keine Auskünfte erteilt?«

Die junge Frau nickte. »Wir konnten nichts weiter tun, weil uns nichts darüber gesagt wurde, warum die betreffende Person sich für Cill Trevelyan und ihre Eltern interessierte. Aber als wir dann Ihre

E-Mail bekamen, haben wir Mr. Trevelyan angerufen, um ihm mitzuteilen, dass wir in weniger als einem Monat zwei verschiedene Anfragen erhalten hatten. Wir haben ihn um die Erlaubnis gebeten, einer oder auch beiden nachzugehen. Er sagte Ja.«

Rachel beugte sich stirnrunzelnd vor. »Wollen Sie damit sagen, dass Sie uns keine Rückmeldung geben können, weil *er* ihr Vertragspartner ist?«

»Nicht unbedingt, nein. Ich habe ihm erklärt, dass eine der Parteien, die mit uns Verbindung aufgenommen haben, als Gegenleistung für die Preisgabe eines Namens und einer Adresse selbst auf dem Laufenden gehalten werden möchte. Als ich ihm klar machte, dass die Suche möglicherweise nur auf diesem Weg voranzutreiben ist, sagte er, er lasse mir freie Hand.« Sie blickte von einem zum anderen. »Ich könnte mich natürlich an die andere Partei wenden – ich weiß, wo ich sie erreichen kann – und von ihr vielleicht Namen und Adresse erhalten, ohne eine Gegenleistung erbringen zu müssen, aber ich glaube nicht, dass diese Person mir die gleichen Hintergrundinformationen liefern könnte wie Sie.«

»Wenn es sich um Georgina Gardener handelt, sicher nicht«, bestätigte Billy. »Ich glaube, sie ist nur durch Zufall auf Cill gestoßen, als sie Howard Stamps Geschichte nachgegangen ist.«

Sasha Spencer musterte ihn einen Moment, dann nahm sie aus ihrer Tasche einen kleinen Kassetten-

recorder und stellte ihn auf den Couchtisch. »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich unser Gespräch aufzeichne? Ich schreibe natürlich mit, aber so eine Rückversicherung ist immer recht nützlich.«

Billy behagte das nicht. »Wem wollen Sie das Band denn vorspielen?«

»Niemandem. Es ist lediglich eine Gedächtnisstütze.«

Doch Rachel schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf, nahm das Gerät vom Tisch und schob es unter ein Sofapolster. »Tut mir Leid«, sagte sie. »Das würde Billy nur das Leben schwer machen. Seine Eltern bringen ihn um, wenn rauskommt, dass er Familiengeheimnisse ausgeplaudert hat. Außerdem wissen wir ja gar nicht, ob er überhaupt Recht hat. Er wird also wieder monatelang kein Auge zutun, weil er ständig von dem Gedanken gequält wird, dass eine Kassette mit seiner Stimme drauf in Umlauf ist.« Sie wies mit einer Kopfbewegung auf den Notizblock. »Halten wir uns an die althergebrachte Methode.«

»Kein Problem.« Sasha, die erkannte, dass die Ehefrau die Härtere und Pfiffigere von beiden war, blieb freundlich. »Ich kann mich besser auf das Gesprochene konzentrieren, wenn das Band mitläuft, aber so wichtig ist es auch wieder nicht.« Sie lachte Rachel an, buhlte ganz bewusst um ihr Wohlwollen und überlegte dabei, wie sie sie dazu bewegen könnte, das Zimmer zu verlassen.

Während Billy im ehemaligen Wohnzimmer seiner Eltern vom Heranwachsen seiner Schwester erzählte, gewann diese auf eine Art Substanz, wie das wahrscheinlich unmöglich gewesen wäre, hätte er dieselbe Geschichte in einem neutralen Büroraum erzählt. Es gab in einer Kredenz ein Album mit Kinderfotos. Es gab Möbelstücke, die die Familie aus Highdown mitgenommen hatte und die von den Eltern auf den Sohn übergegangen waren, als sie nach Cornwall übergesiedelt waren. Ja, sogar eine Porzellanpuppe war noch da, von der Rachel erzählte, dass sie seiner Schwester gehört hatte.

Dennoch hatte das Bild, das Billy von dem Mädchen zeichnete, mit dem er aufgewachsen war, große weiße Flecken. Er berichtete, seine Mutter habe sie nach Cills Verschwinden kaum aus den Augen gelassen, konnte aber nicht erklären, warum. »Früher dachte ich, sie hätte Angst, Lou würde auch durchbrennen, jetzt bin ich mir da nicht mehr so sicher ...« Sie habe sich wie eine Primadonna aufgeführt, sagte er, und sein Vater habe es sich gefallen lassen. Eine Erklärung dafür konnte er aber wieder nicht geben. »Ich nahm an, er hätte genauso Angst wie meine Mutter, dass er sie vergraulen könnte ...« Auch war er nicht in der Lage, eine klare Vorstellung von der Persönlichkeit seiner Schwester zu vermitteln, die er bald als »verlogenes Luder« beschrieb, bald als ausgemachten Feigling. Als er ihren Abstieg ins Zuhälter- und

Drogenmilieu schilderte, ließ er keinen Zweifel an seiner Überzeugung, dass die Schuld daran seine Eltern trügen, die es versäumt hätten, ihrer Tochter nach ihrem dreizehnten Lebensjahr Grenzen zu setzen.

Sasha sah von ihren Notizen auf. »Verstehe ich das richtig?«, fragte sie vorsichtig. »Wollen Sie sagen, dass Ihre Eltern sich nach Cills Verschwinden nicht mehr traute, Louise etwas zu sagen, weil sie wussten, dass sie irgendwie in die Geschichte verwickelt war?«

Billy tauschte einen Blick mit seiner Frau.

»Na ja, es ist doch sonderbar«, sagte Rachel. »Wenn man sieht, was aus ihr geworden ist, muss man sich doch fragen, wie es dazu gekommen ist. Bei Billy ist so was nicht passiert. Er hat sich ganz normal entwickelt. Aber nur, weil seine Eltern ihm nichts durchgehen ließen.« Sie nahm ihren Mann kurz in den Arm und drückte ihn. »Wieso haben sie es mit Louise nicht genauso gehalten, anstatt für alles, was sie tat, immer Entschuldigungen zu finden?«

»Das muss nicht zwangsläufig der Grund dafür sein, dass sie sich anders entwickelt hat«, entgegnete Sasha. »Die verschiedenen Dynamiken innerhalb einer Familie beeinflussen die Charakterentwicklung von Geschwistern auf unterschiedliche Weise.« Sie hielt inne, um ihre Gedanken zu ordnen. »Interessant ist es trotzdem, zumal

Sie beide unterstellen, dass Louise ihre Eltern beherrscht hat. Es kann schlichte emotionale Erpressung gewesen sein – ›Lasst mich bloß in Ruhe, sonst hau ich ab‹ –, oder Sie hatten damals mit Ihrer Vermutung Recht«, sagte sie zu Billy gewandt, »und Ihre Eltern fürchteten, sie würde es Cill nachmachen.«

Er warf seiner Frau wieder einen Blick zu, als wollte er sie um Erlaubnis bitten, offener zu sein. »Vielleicht hatte sie etwas gegen sie in der Hand«, murmelte er mit Unbehagen.

»Was denn?«

»Ich weiß auch nicht.«

Sasha runzelte die Stirn. »Aber eine Ahnung müssen Sie doch haben.«

Billy starrte sie einen Moment lang unschlüssig an, dann zog er den Kopf zwischen die Schultern und senkte den Blick zu Boden. »Es passierte ja damals alles auf einmal. Die Vergewaltigung ... dann ist Cill verschwunden ... Lou wurde von der Polizei vernommen ... der Mord an Grace ...« Er versank in Schweigen.

»Wir glauben nicht, dass das Zufall war«, warf Rachel ein. »Ich meine, wenn Eileen auf die Frage nach ihrer Bekanntschaft mit Grace gelogen hat, war das wahrscheinlich nicht ihre einzige Lüge.« Sie schob ihre Hand den Rücken ihres Mannes hinauf und rieb sachte. »Wir möchten endlich die Wahrheit wissen. Mein Mann hat den Verdacht,



dass er eine Menge Dinge nie erfahren hat, und es macht ihn ganz verrückt.«

Sasha sah die beiden eine Weile schweigend an, dann hob sie beide Hände zu einer abwehrenden Geste. »Lassen Sie mich da raus«, sagte sie. »Ich bin eine ganz gute Detektivin, aber ich bin keine Polizistin. Meine Arbeit besteht in erster Linie darin, Menschen zu suchen, die verschwunden sind – vor allem Kinder –, und ich habe meistens Erfolg. Aber Mord ist etwas ganz anderes.«

»Es ist alles sehr lange her«, sagte Billy.

»Das spielt keine Rolle. Wenn Sie glauben, etwas über einen Mord zu wissen, dann sollten Sie damit zur Polizei gehen.« Sie klappte ihren Block zu. »Abgesehen von allem anderen bringen Sie mich in eine schwierige Lage. Die Unterschlagung von Beweismaterial ist ein Verbrechen, und damit möchte ich nichts zu tun haben.«

Billy hätte an dieser Stelle das Handtuch geworfen, aber Rachel lachte nur geringschätzig. »Kein Wunder, dass keiner von Ihnen Cill gefunden hat. Ich meine, Sie ziehen los, um ein junges Mädchen zu suchen, das vermisst wird, und wissen nichts davon, dass wenige Tage nach ihrem Verschwinden praktisch vor ihrer Haustür ein Mord begangen wurde? Schön, ich weiß nicht, wie alt Sie sind, ob Sie damals überhaupt schon geboren waren, aber David Trevelyan hätte es doch erwähnen müssen, verdammt noch mal. Wenn nicht der Mord an

Grace dazwischengekommen wäre, hätte die Polizei viel mehr Zeit auf die Fahndung nach Cill verwendet. Hat er Ihnen das nicht gesagt?«

»Sie meinen, zwischen den beiden Ereignissen gibt es einen Zusammenhang?«

Rachel zuckte mit den Schultern. »Wir wissen nur, dass Lou von der Polizei wegen Cills Verschwinden befragt wurde, und Eileen später log und behauptete, sie hätte Grace nicht gekannt.« Wieder strich sie ihrem Mann tröstend über den Rücken. »Und wir wissen nicht, warum – denn Lou und Cill waren oft bei Grace im Haus, und Eileen wusste davon.«

Sasha überlegte einen Moment, dann griff sie in ihre Tasche und zog eine Akte heraus. »Ich denke, Sie sollten sich mal die Aussagen der Trevellyans durchlesen.« Sie entnahm dem Hefter einige Papiere. »Das sind Kopien des Polizeiprotokolls.« Sie reichte die Unterlagen über den Tisch. »Jean schildert ganz sachlich, wie sie Cill am Freitagabend zu Bett geschickt hat und es am nächsten Morgen, als sie aufstand, leer vorfand. Davids Aussage ist interessanter, sie ist das Ergebnis eines scharfen polizeilichen Verhörs.«

Sie wartete, während Rachel die Kopien teilte und eine davon ihrem Mann reichte. »Gestern Abend habe ich mir die Aufzeichnungen der Gespräche angehört, die meine Vorgängerin mit den beiden führte. Sie erwähnen die Namen zahlreicher

Kinder und Erwachsener, mit denen ihre Tochter Cill befreundet oder bekannt war. Ich habe hier eine Liste« – sie klopfte auf den Hefter auf ihrem Schoß –, »aber jemand namens Grace ist nicht darunter, und an keiner Stelle wurde von einem Mord gesprochen.« Sie nickte zu den Unterlagen hinunter. »Soweit mir bekannt ist, enthalten diese Aussagen alles, was die beiden wissen.«

## POLIZEIPROTOKOLL

Datum: 30.05.70

Uhrzeit: 9 Uhr 30

Vernehmende Beamte: Constable Lawrence Reed, Constable Paul Prentice

Anlass: Vermisstenmeldung eines Kindes durch die Mutter Jean Trevelyan - häusliche Vernehmung

Mrs. Jean Trevelyan meldete ihre Tochter um 9 Uhr 17 als vermisst. Die Beamten Reed und Prentice nahmen sich der Sache unverzüglich an. Nachdem sie eine Beschreibung von Priscilla (Cill) Trevelyan aufgenommen und weitergeleitet hatten, befragten sie die Mutter, Jean Trevelyan. Sie war äußerst durcheinander und konnte kaum sprechen. Sie gab allerdings nachfolgende Aussage zu Protokoll und bestätigte ausdrücklich die Richtigkeit ihrer Angaben:

Cill wurde gestern (Freitag, 29.05.70) nachmittags gegen 14 Uhr vom Unterricht in der Highdown-Gesamtschule nach Hause geschickt. Sie erklärte mir, sie sei für eine Woche vom Unterricht ausgeschlossen,

weil sie sich mit einem anderen Mädchen geprügelt hat. Das Mädchen heißt Louise Burton, sie war Cills beste Freundin, bis die beiden sich Anfang dieses Monats zerstritten haben. Seitdem haben sie kein Wort mehr miteinander gesprochen. Mein Mann und ich waren froh darüber, weil Louise auf unsere Tochter einen schlechten Einfluss hatte.

Cill wollte mir nicht sagen, warum sie sich mit Louise in der Schule gestritten hatte, und ich ließ durchblicken, ihr Vater würde sich über den Unterrichtsausschluss sehr ärgern. Sie wurde wütend und rannte in ihr Zimmer, wobei sie sagte, es sei überhaupt nicht ihre Schuld gewesen. Einer ihrer Bemerkungen konnte ich entnehmen, dass Louise Burton nicht die gleiche Strafe erhalten hatte wie sie. Da ich das nicht in Ordnung fand, rief ich Miss Brett, die Schulleiterin, an und bat um eine Erklärung. Sie sagte, Louise habe behauptet, der Streit habe angefangen, als Cill sie drängte, wieder die Schule zu schwänzen, und Cill habe dies nicht be-

stritten. Unter diesen Umständen habe sie es für angebracht gehalten, Cill zu bestrafen.

Wir haben uns im letzten Vierteljahr große Sorgen um Cill gemacht. Ohne ersichtlichen Grund begann sie plötzlich den Unterricht zu schwänzen, und vor einigen Wochen teilte man uns mit, dass sie von der Schule fliege, wenn sie weiterhin ständig den Unterricht versäume. Die Anstifterin zum Schwänzen war Louise Burton, die beim Lernen große Schwierigkeiten hat und im Unterricht kaum mitkommt. Mein Mann und ich haben Miss Brett gebeten, Cill in eine Klasse zu versetzen, in der sie stärker gefordert wird. Wir haben außerdem zweimal mit Mr. und Mrs. Burton gesprochen und sie gebeten, auf Louise einzuwirken. Beide Versuche blieben ohne Erfolg.

Mein Mann David arbeitet nachts in der Werkzeugfabrik Brackham & Wright. Er hat geschlafen, als Cill nach Hause kam, und ich hielt es für besser, sie in ihrem Zimmer zu lassen, bis er um 20 Uhr zur

Arbeit ging. Ich wusste, dass er sauer werden würde, und dachte, es wäre besser, ihm erst heute Morgen (Samstag) von dem Unterrichtsausschluss zu erzählen. Aber Cill hat so viel Lärm gemacht, dass er aufwachte. Als er eine Erklärung verlangte, beschimpfte sie ihn und sagte, sie brauche ihm überhaupt nichts zu erklären, wenn sie keine Lust dazu habe.

Cill ist unser einziges Kind, und David, mein Mann, macht sich große Sorgen um sie. Sie ist für ihr Alter gut entwickelt und überdurchschnittlich intelligent, aber sie lässt sich leicht beeinflussen. Wir hatten nie Probleme mit ihr, bis sie in die Gesamtschule Highdown kam. Cill hat ihrem Vater immer wieder vorgeworfen, er wäre zu streng, und hat ihm die Eltern anderer Kinder als Beispiel vorgehalten. Es ärgert sie, dass sie abends nicht weggehen darf und dass sie keine herausfordernde Kleidung tragen darf. Es hat deswegen immer wieder Streit mit ihrem Vater gegeben.

Als sie ihm nicht sagen wollte, warum sie sich mit Louise geprügelt hatte, gab er ihr drei Schläge mit dem Gürtel. David ist immer schon der Meinung gewesen, dass man mit der Schule zusammenarbeiten muss, auch was Strafen angeht. Er befahl Cill, so lange in ihrem Zimmer zu bleiben, bis sie bereit wäre, alles zu erklären und sich zu entschuldigen. Sie ging sofort hinauf und knallte die Tür hinter sich zu.

Als ich um halb elf zu Bett gegangen bin, habe ich unter ihrer Tür kein Licht gesehen, und das Radio lief nicht. Sie hat aber keinesfalls das Haus verlassen, solange ich noch unten war. Da hätte ich sie gesehen. Auf der anderen Seite habe ich einen leichten Schlaf, und ich erinnere mich, dass ich in der Nacht einmal kurz aufgewacht bin. Ich glaube, es war ungefähr Viertel nach zwölf. Ich vermute jetzt, dass ich vielleicht gehört habe, wie die Haustür zugefallen ist, aber sicher bin ich mir nicht.



Als David heute Morgen (Samstag) von der Arbeit kam, bin ich aufgestanden, um das Frühstück zu machen. Wir waren ungefähr eine Stunde lang in der Küche und haben über Cill gesprochen, dann bat er mich, sie herunterzurufen. Wir meinten beide, es wäre das Beste für sie, wenn wir sie eine Zeit lang nicht ausgehen ließen und darauf bestehen würden, dass sie zu Hause hilft. Aber sie war nicht in ihrem Zimmer, und ihr Bett war unberührt. Aus ihrem Schrank fehlten ein kleiner Rucksack, ihr Nachthemd, zwei Röcke und mehrere T-Shirts.

Ich habe sofort die Eltern von Louise Burton angerufen und drei andere Freundinnen von Cill (Rosie Maine, Ginny Lawson, Katey Cropper), aber niemand wusste etwas von ihr. Dann ist David im Auto losgefahren, um sie zu suchen, und ich habe die Polizei angerufen. Sie ist noch nie von zu Hause weggelaufen, und wir haben keine Ahnung, wo sie mitten in der Nacht hingegangen sein kann. Wenn sie bei einer Freundin wäre, hätten die Eltern uns Bescheid gegeben. Wir haben

große Angst, dass sie vielleicht ein fremdes Auto angehalten hat und sich in ernster Gefahr befindet.

Constable Prentice und Constable Reed haben mir erklärt, dass es nicht das Gleiche ist, ob ein Kind von zu Hause ausgerissen oder entführt worden ist, und dass diese Fälle deshalb auch unterschiedlich behandelt werden. Mir wurde mitgeteilt, dass Kinder, die nach einem Streit mit den Eltern von zu Hause weglaufen, meistens innerhalb von vierundzwanzig Stunden wieder auftauchen.

Jean Trevelyan

## POLIZEIPROTOKOLL

Datum: 02.06.70

Uhrzeit: 11 Uhr 30

Vernehmende Beamte: Constable William,  
Kriminalpolizei, Constable Prentice

Anlass: Verschwinden von Priscilla (Cill)  
Trevelyan am 30.05.70 / Zeugenaussage  
David Trevelyan

Mr. David Trevelyan wurde aufgefordert, sich zur Vernehmung auf der Polizeidienststelle Highdown einzufinden. Er erschien aus freien Stücken, reagierte jedoch feindselig auf viele Fragen, die ihm gestellt wurden. Die folgende Aussage wurde von Mr. Trevelyan zu Protokoll gegeben und unterzeichnet:

Ich weiß nichts über das Verschwinden meiner Tochter. Meinetwegen können Sie die Beziehung zwischen uns als eine Art Hassliebe bezeichnen, aber richtig ist das nicht. Ich habe Cill niemals gehasst. Wenn ich geglaubt hätte, es wäre gut für sie, hätte ich sie nach Strich und Faden verwöhnt und ihr jeden Wunsch erfüllt. Aber ich habe sie stattdessen zur Arbeit

angehalten, weil ich weiß, dass sie intelligent genug ist, um es einmal weiter zu bringen als ihre Eltern. Wir hatten kaum Probleme mit ihr, bis sie in die Pubertät kam, aber jetzt belastet ihr Verhalten die Familie.

Ich war enttäuscht und verärgert, als sie die Aufnahmeprüfung in die höhere Schule nicht geschafft hat. Sie ist ganz clever, aber ihre Grundschullehrer haben sie im Stich gelassen. Es wird so viel Blödsinn über diese Aufnahmeprüfung geredet. Angeblich soll es ein reiner Intelligenztest sein, aber in Wirklichkeit müssen die Aufgaben vorher nur gründlich geübt werden, dann schaffen die Kinder die Prüfung auch. Aber Cill ist völlig blauäugig in die Prüfung gegangen und hat es um einen Punkt nicht geschafft. Niemand kann mir weismachen, dass das gerecht ist. Bei mir in der Arbeit sind Leute, deren Söhne mit einer niedrigeren Punktzahl durchgekommen sind. Das System begünstigt eindeutig die Mittelklassekinder.

Ich bin streng, weil ich es gut mit ihr meine. Die Welt verändert sich, und Frauen sollten genauso gut ausgebildet werden wie Männer. Ich möchte nicht, dass sie mal als Packerin bei Brackham & Wright landet oder den ganzen Tag für einen Hungerlohn anderen Leuten die Haare macht. Ich möchte, dass sie einmal eine ordentliche Arbeit in London findet und einen Mann kennen lernt, der so viel verdient, dass er sich ein eigenes Haus leisten kann. Meine größte Angst war immer, dass irgendein Kerl ihre Naivität ausnützt und sie schwängert, bevor sie sechzehn ist.

Das hat zu vielen Streitigkeiten zwischen uns geführt. Die körperliche Entwicklung meiner Tochter hat relativ früh eingesetzt, und Cill war überzeugt, sie könne auf sich selbst aufpassen. Ich habe ihr immer wieder gesagt, dass sie keine Ahnung hat, wie gefährdet junge Mädchen sind, und als sie im letzten Trimester anfang zu schwänzen, war mir klar, dass ich streng durchgreifen muss. Meine Frau und ich haben alles versucht,

wir haben sie persönlich zur Schule gebracht und wieder abgeholt, wir haben eine Ausgangssperre nach achtzehn Uhr verhängt, aber das Einzige, was wirkt, ist körperliche Züchtigung.

Ich wehre mich mit allem Nachdruck gegen die Unterstellung, mir mache das Spaß. Zwischen meiner Tochter und mir hat nie etwas anderes als eine ganz normale Vater-Kind-Beziehung bestanden, und ich habe mich mit allem, was ich getan habe, immer nur bemüht, ihr eine erfolgreiche Zukunft zu sichern. Mir ist jetzt klar, dass mein Ehrgeiz für sie vielleicht über ihren eigenen hinausgegangen ist, aber ich habe eben immer gehofft, dass sie niemals die gleichen Enttäuschungen wie ich würde erleben müssen. Wenn mich das zu übermäßiger Strenge gegen das Kind verleitet hat, das ich von Herzen liebe, dann bedauere ich das aus tiefer Seele, aber was ich getan habe, habe ich nur mit den besten Absichten getan.

Ich war entsetzt, als ich erfuhr, dass Louise Burton gegenüber der Polizei be-

hauptet hat, meine Tochter sei Anfang Mai von einer Gruppe Jugendlicher vergewaltigt worden und habe »selbst Schuld daran«. Wie ich gehört habe, ist Louise der Meinung, Cill habe meiner Frau und mir nicht sagen können, was geschehen war, weil ich immer so streng bin. Wir sind tief betroffen darüber, zumal wir schon lange unsere Zweifel an Louises Ehrlichkeit haben und nicht verstehen, warum man ihr diese Vergewaltigungsgeschichte glaubt, obwohl sie die Täter weder beim Namen nennen noch die drei Verdächtigen identifizieren konnte, die von der Polizei vorgeladen wurden. Ebenso wenig verstehe ich, wie so Louise ihren eigenen Eltern damals nichts gesagt hat. Die Burtons sehen das Verhalten ihrer Tochter ziemlich locker, und ich kann nicht glauben, dass sie nicht von der Vergewaltigung wussten, wenn sie sich tatsächlich zugetragen hat. Kurz gesagt, es gibt keinerlei Beweise, die Louises Behauptung stützen, und ich bin äußerst verärgert darüber, dass man ihr glaubt, da sie unsere Tochter in ein so schlechtes Licht setzt.

Zu dem Streit, den ich am Freitag, den 29. Mai, nachmittags mit Cill hatte, kann ich nur sagen, dass er nicht anders verlief als alle anderen davor. Meine Tochter und ich sind temperamentvolle Menschen, und wir waren beide sehr laut. Ich erinnere mich, dass sie mich heftig beschimpft hat. Sie nannte mich einen »viktorianischen Vater«, »Hitler«, »Methusalem« und warf mir vor, ich bildete mir ein, der »liebe Gott« zu sein. Dann ging sie auf ihre Mutter los, die sie als »widerliche alte Petze« und »Schnüfflerin« bezeichnete. Sie behauptete, wir wollten ihr vorschreiben, wie sie zu leben hätte, und die Meinung der anderen Eltern an der Schule sei uns wichtiger als sie.

Ich verlangte eine Erklärung für die Prügelei mit Louise Burton. Als sie die verweigerte, fragte ich sie, ob Louises Version - dass sie, Cill, sie wieder zum Schwänzen habe verleiten wollen - zutreffe. Daraufhin begann Cill, mit Gegenständen um sich zu werfen, und ich sah keine andere Möglichkeit, sie zur



Räson zu bringen, als ihr drei Schläge mit dem Gürtel zu geben. Danach schickte ich sie in ihr Zimmer und wies ihre Mutter an, dafür zu sorgen, dass sie dort blieb. Es war alles sehr unerfreulich für uns alle, aber ich war überzeugt, am Ende würde es so ausgehen wie immer: Cill würde sich am Morgen entschuldigen und ihr Verhalten würde sich für kurze Zeit bessern. Das Schwierige für uns war, ein Mittel zu finden, um ihr Verhalten längerfristig zu beeinflussen, vor allem im Hinblick auf das Schuleschwänzen.

Um acht (am Freitagabend) bin ich zur Arbeit gegangen. Cill war in ihrem Zimmer. Als Vorarbeiter in der technischen Abteilung bei Brackham & Wright habe ich eine Arbeitstruppe von ungefähr fünfzig Leuten unter mir. Louises Vater Robert hat in der Verpackungsabteilung eine ähnliche Position. Eine Arbeitskollegin von mir, Deborah Handley, bemerkte gleich, als ich kam, dass ich erregt war, und fragte, ob etwas nicht in Ordnung sei. Deborah hat selbst zwei

Töchter, die etwas älter sind als Cill, und ich spreche regelmäßig mit ihr über Cill. Bei der Arbeit erzählte ich ihr, was an dem Abend bei uns los gewesen war, und sagte, Jean und ich wüssten bald nicht mehr, was wir tun sollten. Sie meinte, ich solle mit Robert Burton reden und mir von ihm sagen lassen, worum es bei der Prügelei wirklich gegangen war. Soweit ich mich erinnere, sagte sie: »Wenn Cill so außer sich war, dass sie nicht einmal in der Lage war, einen Grund zu erfinden, steckt da meiner Meinung nach mehr dahinter, als es zunächst den Anschein hat.«

Ich sprach Robert gegen ein Uhr morgens in der Kantine an. Er wollte anfangs nicht mit mir reden und sagte, dass die Schule Cill bestraft habe und nicht Louise, sei der klare Beweis dafür, dass Cill an allem schuld sei. Darauf sagte ich, Louise habe es sich mit ihrer Version der Dinge ganz schön bequem gemacht. Schließlich wusste sie ja, was für ein heikles Thema Cills Schwänzerei war. Er fragte mich, ob ich behaup-

ten wolle, seine Tochter hätte gelogen, und als ich antwortete, das sei immerhin eine Möglichkeit, wurde er ausfallend, und es kam zu einer Schlägerei. Ich habe das nicht heraufbeschworen, um Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen und mir so ein Alibi zu schaffen, und ich habe es auch nicht heraufbeschworen, um damit Blutergüsse aus einer früheren tätlichen Auseinandersetzung mit meiner Tochter erklären zu können. Zu dem Streit kam es infolge meiner tiefen Besorgnis und Angst um meine Tochter, die in Zorn umschlugen, als Robert Burton von ihr sagte, sie sei »ein billiges kleines Flittchen« und habe »es nicht anders verdient«.

Ich habe keine Ahnung, warum er eine solche Bemerkung machte, es sei denn, Louise hatte ihm bereits von der angeblichen Vergewaltigung erzählt. Wenn das zutrifft, wäre es seine Pflicht gewesen, meine Frau und mich davon zu unterrichten.

Ich habe über mein Tun und Lassen in der Nacht vom Freitag, dem 29. und am Samstag, dem 30. Mai 1970, genaues-  
tens Rechenschaft abgelegt. Ebenso über die fünfzigminütige Fahrt, die ich am Samstagmorgen zum Bahnhof Branksome und zum Hauptbahnhof unternommen habe, weil ich hoffte, meine Tochter zu finden. Ich bestätige, dass ich nichts über Cills Verschwinden weiß und mir ihr gegenwärtiger Aufenthaltsort unbekannt ist.

David Trevelyan

Billys Hände zitterten, als er zu Ende gelesen hatte und die Blätter auf den Couchtisch legte. »Mein Gott!«, sagte er erschüttert.

»Glauben Sie, Mr. Trevelyan hatte Recht? Glauben Sie, dass meine Eltern tatsächlich von der Vergewaltigung wussten?«

Sasha Spencer wich aus. »David hat nie ganz an die Vergewaltigung geglaubt«, sagte sie. »Er vermutet, Ihre Schwester wollte lediglich von ihrer Mitschuld an Cills Bestrafung ablenken. Jean allerdings ist überzeugt, dass die Vergewaltigung stattgefunden hat, und macht sich noch heute schwere Vorwürfe. Es ist eine sehr traurige Situation. Ob zu Recht oder Unrecht – sie geben sich beide die Schuld am Verschwinden ihrer Tochter, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen.«

Billy drückte sein Gesicht in seine Hände. »Die Vergewaltigung hat stattgefunden«, murmelte er. »Ich war dabei, ich hab's gesehen. Einer nach dem anderen sind sie über sie hergefallen ... haben sie getreten ... ihre Beine waren voller Blut. Es macht mich ganz krank, wenn ich dran denke.«

Rachel sah den Abscheu in Sashas Gesicht. »Er war zehn Jahre alt, und sie hatten ihn mit Wodka abgefüllt«, sagte sie, ihren Mann in Schutz nehmend. »Er hat nicht einmal verstanden, was vor sich ging. Er dachte, es wäre eine Schlägerei. Wenn die Polizei ihn auch vernommen hätte, wäre es anders gekommen, aber keiner wusste, dass er an

dem Tag mit Cill und Louise zusammen gewesen war.«

»Cill hatte eine unheimliche Angst vor ihrem Vater. Sie sagte, sie würde uns umbringen, wenn wir nicht den Mund hielten«, bemerkte Billy unglücklich. »Darum habe ich nie was gesagt. Erst als ein Junge in der Schule mir erzählt hat, seine Mutter hätte es in der Zeitung gelesen, habe ich erfahren, dass Louise der Polizei alles erzählt hatte. Ich wusste ja nicht einmal, was das Wort Vergewaltigung bedeutet. Dieser Junge musste es mir erst erklären ... und das war gut zwei Monate nach Cills Verschwinden. Bei uns zu Hause wurde nicht darüber gesprochen. Über *gar nichts*.« Er legte eine Hand auf das Protokoll von David Trevelyans Aussage. »Ich wusste nicht, dass Mr. Trevelyan sich so um seine Tochter gesorgt hat. – Ich wusste nicht, dass mein Vater und er sich geprügelt hatten. – Und ich hatte keine Ahnung, dass mein Vater Cill ein Flittchen nannte, noch *ehe* ein Mensch wusste, dass sie verschwunden war.«

Es folgte ein langes Schweigen.

Sasha klappte ihren Block wieder auf. »Warum ist das von Bedeutung?«, fragte sie.

»Er sagte doch, Cill habe »es nicht anders verdient«. Ich denke, das heißt, dass er von der Vergewaltigung wusste.«

Sasha sah ihn stirnrunzelnd an. »Ich verstehe immer noch nicht, warum das von Bedeutung ist.

Es wirft vielleicht kein gutes Licht auf ihre Eltern, aber es bedeutet doch nicht, dass sie etwas damit zu tun hatten, dass Cill von zu Haus weggelaufen ist.«

Billy zog einen Ausdruck der E-Mail seines Vaters aus seiner Hemdtasche. »Lesen Sie das«, sagte er schroff, »und fragen Sie sich dann, wo er sonst noch gelogen hat. Zu einem Mann, von dem man glaubt, dass er seine eigene Tochter missbraucht, sagt man doch nicht, das Mädchen hätte es nicht anders verdient ... und man geht verdammt noch mal zur Polizei, wenn man den Verdacht hat, dass auch die eigene Tochter von diesem Mann belästigt worden ist.«

*25 Mullin Street, Highdown, Bournemouth*  
*Donnerstag, 15. Mai 2003, mittags*

Jonathan schlug vor, sie sollten sich in den Garten setzen, aber George wollte davon nichts wissen. Sie meinte, sie habe nur einen Stuhl und keinen Tisch für draußen und wirkte irgendwie niedergeschlagener als sonst. Er fand es traurig, dass sie niemanden hatte, mit dem sie sich die Freuden des Gartens hätte teilen können. Er sagte, es sei ein viel zu schöner Tag, um im Haus zu hocken, und trug kurzerhand Tisch und Stuhl aus der Küche nach draußen. Pluderige Wolkenberge trieben am türkisblauen Himmel und in der Luft hing der Duft der Glyzinie, die an der Mauer des Nachbarhauses emporwuchs. Er holte ein großes Kissen aus dem Wohnzimmer und schob es George in den Rücken. Ihre Augen verrieten Müdigkeit und Schmerz, und das machte ihm Sorge. »Was ist denn los?«

»Nichts«, antwortete sie. »Ich habe nur ein wenig Schmerzen.«



Er setzte sich neben sie auf den Stuhl. »Sie sehen müde aus.«

»Das gehört zu meiner Arbeit. Ich hatte mal wieder Nachtschicht.«

»Spielen Sie nur nicht die Märtyrerin«, warnte er sie. »Ich investiere eine Menge Zeit und Kraft in dieses Buch.«

Sie lächelte schwach. »Sie sind ein fürchterlicher Tyrann.«

»Das habe ich von Andrew übernommen. Waren Sie beim Arzt?«

»Ich gehe morgen hin.«

Er ließ es dabei bewenden und holte einen Ausdruck der Liste mit Andrews »wesentlichen Punkten« hervor, die er George Anfang der Woche per E-Mail zugesandt hatte. Er begann mit den Aussagen Louises, die sich nachprüfen ließen. Wenn zutraf, was Georges verstorbene Nachbarin gesagt hatte, und Grace Jefferies' Haus tatsächlich genauso gebaut gewesen war wie das von George, dann hatte Louise zweifellos durch die Terrassentür ins Wohnzimmer hineinsehen können. Weniger glaubhaft erschien Jonathan, dass die Mädchen durch eine Pforte hinten im Zaun hereingekommen waren, wenn sie die Schule schwänzen wollten. Er wies mit einer Kopfbewegung zum Ende von Georges Garten. »Sie hätten nur durch die anliegenden Gärten kommen können«, sagte er, »aber keiner

von Grace' Nachbarn hat sie je bemerkt. Wie kommt das?»

George sah einen Hefter durch, den sie sich von ihm aus dem Wohnzimmer hatte bringen lassen. »Ich glaube, dieses Rätsel habe ich gelöst.« Sie nahm die Fotokopie einer Straßenkarte heraus und breitete sie auf dem Tisch aus. »Das habe ich in der Bibliothek gefunden. Es stammt aus einem alten Stadtplan von Bournemouth aus dem Jahr 1969.« Sie ergriff einen Bleistift und tippte mit der Spitze auf die Mullin Street. »Hier wurden die Einfamilienhäuser abgerissen, um dem Wohnblock Platz zu machen, und soweit ich weiß war hier« – sie zog einen kleinen Kreis – »Grace' Haus. Wenn das stimmt, dann war hinten eine schmale Sackgasse mit Zugang von der Bladen Street.« Sie zog den Bleistift eine rechtwinklig anschließende Straße hinauf. »Die Sackgasse existiert nicht mehr, weil die zwei Häuser hier, die an die Bladen Street grenzen, offenbar ihre Gärten vergrößert haben und hinter dem Wohnblock Garagen liegen – aber 1970 gab es sie eindeutig noch.«

Jonathan nickte beifällig. »Gute Arbeit.«

George schnitt eine Grimasse. »Es beweist nichts. Was ist eigentlich mit Fingerabdrücken? Die Polizei hätte doch welche finden müssen, wenn Cill sich häufiger in dem Haus aufgehalten hat. Die Abdrücke von Kindern sind kleiner als die von Erwachsenen, die Polizei hätte sie also gar nicht

übersehen *können*, wenn welche da gewesen wären. Besonders gilt das für die von Louise. Miss Brett hat gesagt, sie sei ein mageres kleines Ding gewesen. Selbst wenn sie das Haus nicht betreten hat, wird sie die Fenster berührt haben, als sie hineinschaute. Das wäre doch das Natürliche.«

»Was hat denn Lovatt dazu gesagt?«

»Er sagte, Kinderabdrücke wären natürlich aufgefallen, und meinte, dass man zumindest Vergleichsabdrücke von Cill zur Hand gehabt hätte. Nach ihrem Verschwinden habe man zweifellos ihre Abdrücke gesichert für den Fall, dass eine Leiche gefunden würde.«

»Dann lügt Louise?«

»Seiner Ansicht nach, ja.«

Jonathan verschränkte seine Hände und streckte die Arme nach oben, um seinen Nacken zu dehnen. »Louise sagte zu Andrew, er müsse die Erklärung selbst finden«, murmelte er. »Das war clever von ihr. Kleine Männer müssen ja immer beweisen, dass sie besser sind.«

George schnalzte kopfschüttelnd mit der Zunge. »Sie sollten nicht immer auf seine Körpergröße anspielen. Der arme Mann wird noch Komplexe bekommen.«

»Haha!«

»Er ist überzeugt, dass seine Frau ihn deshalb verlassen hat.«

Jonathan senkte die Arme und sah George mit

einem Lächeln an. »Ich habe getan, was Sie gesagt haben, und habe sie vor zwei Tagen besucht. Sie hat genug von ihrem parasitären Zuchthengst, kann vor Arbeit kaum aus den Augen schauen und hat mich immer wieder gefragt, ob Andrew eine Freundin hat.«

»Was haben Sie gesagt?«

»Dass sie keine zweite Chance verdient, weil sie ein falsches Luder ist.«

»Nie im Leben haben Sie das gesagt!«

»Doch.«

»Niemals!«

Er lachte. »Okay, vielleicht nicht genau mit diesen Worten, aber auf jeden Fall habe ich ihr gesagt, dass es einen Mann wie Andrew kein zweites Mal gibt, und wenn sie auch nur einen Funken Verstand besäße, müsste ihr das klar sein. Außerdem habe ich gesagt, dass er nie ein böses Wort über sie gesprochen hat und sich vor Sehnsucht nach ihr und den Kindern halb zu Tode grämt.«

Georges Augen blitzten vor Vergnügen. »Und was hat sie gesagt?«

»Dass die Mädchen ihr erzählt hätten, er habe am Samstag eine Frau im Haus gehabt, und am Sonntagmorgen habe es überall nach Zigarettenrauch gestunken.« Er lächelte über ihr enttäushtes Gesicht. »Was gibt's daran auszusetzen? Das zeigt doch, dass er ein begehrenswerter Mann ist.«

»Ich hoffe, Sie haben ihr erklärt, wie es wirklich war.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe gesagt, die Frauen stünden Schlange vor seiner Tür, sie solle also lieber ein bisschen fix machen.«

»Und glauben Sie, das wird wirken?«

»Ich denke schon, vorausgesetzt, er hat sich nicht von Louise verführen lassen.«

»Ach, hören Sie auf!«

Jonathan tippte auf das Protokoll seines Gesprächs mit Andrew. »Er möchte ihr sehr gern glauben. Er vertritt die Theorie, dass das Haus sauber gemacht wurde. Entweder nachdem Cill es verlassen hatte oder nach Grace' Ermordung.«

»Von wem?«

»Das kommt darauf an. Wenn es gesäubert wurde, nachdem Cill gegangen war, dann vielleicht von Grace selbst. Wenn nach Grace' Tod, dann von ihrem Mörder.«

George ließ sich das einen Moment durch den Kopf gehen.

»Warum sind dann Howards Fingerabdrücke nicht auch verschwunden?«

»Oh, das sind sie ganz sicher, aber er hat am Mittwoch neue hinterlassen, und die haben der Polizei gereicht. Die Anklage unterstellte ja damals, er habe, um von sich abzulenken, seine Abdrücke überall dort entfernt, wo sie verdächtig gewirkt hätten – wie zum Beispiel auf den Wasserhähnen

im Bad –, sei aber nicht schlau genug gewesen, um ganze Arbeit zu leisten.«

Sie war skeptisch. »Das würde bedeuten, dass er die Toilette benutzte, nachdem er Grace' Leiche entdeckt hatte. Halten Sie das für wahrscheinlich?«

»Für sehr wahrscheinlich«, antwortete Jonathan trocken. »Vermutlich hat er sich übergeben.«

»Was ist mit Fingerabdrücken von Grace?«

Jonathan warf ihr einen beifälligen Blick zu. »Ja? Was?«

»Wenn ihr Mörder das Haus geputzt hätte, wären keine mehr vorhanden gewesen.«

»Weiter.«

»Wäre das der Polizei nicht aufgefallen?«, fragte sie stirnrunzelnd. »Ich meine, wenn die Anklage behauptete, Howard sei nicht gründlich genug gewesen, um alle seine eigenen Abdrücke zu entfernen, dann hätte man Grace' Abdrücke doch zumindest überall finden müssen. Verstehen Sie, worauf ich hinauswill? Es wäre sehr merkwürdig gewesen, wenn man einzig Howards Abdrücke gefunden hätte.«

Jonathan zog einen Brief aus seiner Aktentasche. »Ich habe ähnliche Überlegungen angestellt und deshalb gleich am Montagmorgen an Howards Anwalt geschrieben. Das hier ist die Antwort. Ich lese Ihnen den relevanten Absatz vor – er ist nicht lang. »Meiner Erinnerung nach wurden vor

allem Abdrücke von Grace Jefferies und Howard Stamp gesichert. Im Flur und in der Küche hatten Polizeibeamte einige Gegenstände berührt, bevor das Haus versiegelt wurde. Diese Abdrücke sind geklärt. Auf Gegenständen im Wohnzimmer wurden zwei oder drei abweichende Abdrücke gesichert, die nicht zu identifizieren waren. Man fand das ungewöhnlich (in den meisten Häusern findet man eine weit größere Menge), bis sich herausstellte, dass Grace Jefferies äußerst zurückgezogen gelebt hatte. Diese Abdrücke wurden nicht als verdächtig gewertet. Über das Haus verstreut gab es eine Anzahl Teilabdrücke, von denen man vermutete, dass sie von Grace stammten. Für einen Vergleich waren sie nicht klar genug.« Er blickte auf. »Der Rest ist empörtes Geschimpfe über meine Unterstellung, die Verteidigung könnte nachlässig gearbeitet haben.«

»Ach Gott.«

Er sah wieder in den Brief. »»Wir haben uns nach Kräften bemüht, Beweise für die Richtigkeit der Aussage unseres Mandanten zu erbringen, aber ich persönlich habe keinen Zweifel, dass das Urteil korrekt war.« Er schob das Schreiben über den Tisch. »Wenn die Verteidigung also nicht noch nachlässiger war, als von mir angedeutet«, sagte er leichthin, »was mein Freund hier natürlich aufs Erbittertste bestreiten wird, können wir annehmen, dass Louise lügt und Cill nie in Grace' Haus war,

oder – und das glaubt Andrew – Grace hat das Haus sauber gemacht und alle Spuren von Cill verwischt.«

»Aber warum?«

»Weil irgendjemand ihr Angst davor gemacht hat, was passieren würde, wenn die Polizei dahinter käme, dass sie einer Ausreißerin Unterschlupf gewährt hatte.«

»Wer?«

Jonathan zuckte mit den Schultern. »Das können Sie sich aussuchen«, sagte er, »aber Andrew tippt auf Mr. oder Mrs. Burton.«

Erst als Rachel ihren Mann bat, ihnen Tee zu machen, erfuhr Sasha Spencer, was er wirklich glaubte, und sie nahm sich vor, nie wieder voreilig über fürsorgliche Ehefrauen zu urteilen. Rachel wartete, bis ihr Mann die Tür hinter sich geschlossen hatte, dann beugte sie sich vor und begann, in eindringlichem Ton zu sprechen.

»Er wird Ihnen das nicht sagen, weil er sich gern einreden möchte, dass es nur seine Einbildung ist. Er surfte schon seit einiger Zeit im Internet, um sich über das so genannte *recovered memory syndrome*, das Syndrom der wiedergewonnenen Erinnerungen, zu informieren. Auf der einen Hälfte der Webseiten wird behauptet, es handle sich um ein anerkanntes psychisches Phänomen, die anderen vertreten die Auffassung, dass die Erinnerungen erfunden



sind – und mein Mann weiß nicht, was bei ihm zu-  
trifft. Ich habe ihm immer wieder gesagt, dass die  
falschen Erinnerungen das Ergebnis von schlechten  
Therapien sind, aber das will er mir nicht glauben.  
Er ist völlig fertig, weil er nicht mehr schlafen kann  
und Angst hat, dass er eine Abneigung gegen sei-  
nen Vater entwickelt hat, nur weil der ihm ständig  
wegen der Streiks bei der Feuerwehr Vorhaltungen  
macht ...«

George schloss die Augen und hob ihr Gesicht der  
Sonne entgegen, während Jonathan ihr Andrews  
Theorie erläuterte. »Er hat es mir genau ausei-  
nander gesetzt«, sagte er und nahm sich ein neues  
Blatt seines Protokolls vor. »Cill ist an dem besag-  
ten Freitagabend zu Grace geflüchtet. Louise hat  
sie am Samstagmorgen dort gesehen. Sie hat es  
ihren Eltern erzählt – wahrscheinlich am selben  
Nachmittag ...«

»Ich dachte, sie hätte es ihnen am Mittwoch er-  
zählt«, warf George ein.

Jonathan legte einen Finger auf die Zeile, bei  
der er gerade angekommen war, und hob den Kopf.  
»Andrew sagt, dass sie keinen bestimmten Tag  
genannt hat, nur durchblicken ließ, dass es der  
Mittwoch gewesen sei. Er hält es aber für wahr-  
scheinlicher, dass sie nach der polizeilichen Ver-  
nehmung mit der Sprache herausrückte, weil ihre  
Mutter mit solchem Nachdruck behauptet hatte,

ihre Familie hätte keine Ahnung, wo Cill sich aufhalte.«

»Okay. Nächster Punkt.«

Er sah wieder zum Blatt hinunter. »Einer der Burtons, Vater oder Mutter, ging zu Grace, putzte Cill kräftig herunter und riet ihr, schleunigst nach Hause zu gehen; drohte außerdem Grace damit, dass sie in Teufels Küche käme, wenn sie Schulschwänzerinnen und Ausreißerinnen Unterschlupf gewährte. Er bekam es mit der Angst, als Cill verschwunden blieb; kriegte einen Riesen-schrecken, als Louise erzählte, wie sie Grace' Haus am Dienstag oder Mittwoch vorgefunden hatte; und geriet vollends in Panik, als Grace tot aufgefunden wurde. Resultat: Louise wurde nicht mehr zur Schule geschickt, damit sie nichts erzählen konnte. Im Haus Burton wurde die Geschichte totgeschwiegen, und man versuchte mit allen Mitteln, sich von der Mullin Street und der Familie Trevelyan zu distanzieren.«

»Und was ist Cill nun seiner Meinung nach zugestoßen?«

»Da muss ich passen.«

»Wer hat Grace getötet?«

»Keine Ahnung.«

George schirmte ihre Augen gegen die Sonne ab und sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. »Sie müssen doch schon am Montag gewusst haben, dass Cill nicht nach Hause gekommen war«,

sagte sie. »Wieso hatten sie da keine Angst, dass Louise in der Schule die Katze aus dem Sack lassen würde?«

»Sie befahlen ihr, auf keinen Fall etwas zu sagen.«

Sie war erheitert. »Und Louise hat immer brav getan, was sie gesagt haben? Sie haben wohl vergessen, dass ihre Eltern sie nicht einmal am Schule schwänzen hindern konnten.«

»Sie drohten ihr mit der Polizei. Der Bruder sagte, sie habe Angst vor ihnen gehabt.«

George schüttelte den Kopf. »So etwas Unausgegrenztes habe ich noch nie gehört. Es gibt nur eine Erklärung dafür, warum sie erst ab Mittwoch das Haus nicht mehr verlassen durfte: Sie hat erst nach der Entdeckung des blutverschmierten Fensters ihren Eltern gesagt, dass sie Cill in Grace' Haus beobachtet hatte.«

Jonathan kratzte sich nachdenklich am Kopf. »Möglich«, meinte er bedächtig.

»Was gibt es sonst für eine Erklärung?«

»Die Eltern fürchteten, es würde jemand bei ihnen aufkreuzen und Fragen stellen, wenn Louise am Montag in der Schule fehlte ... sie drohten ihr mit Prügeln, falls sie nicht den Mund halten würde ... sie hielten ihr vor, alles sei ihre Schuld, weil sie der Polizei nicht gesagt hatte, wo Cill zu finden war ... sie war eine geübte Lügnerin und Geheimniskrämerin, deshalb waren sie sicher, dass sie auch dieses Geheimnis für sich behalten würde.«

»Was denn noch für Geheimnisse?«

Jonathan zuckte mit den Schultern. »Die Vergewaltigung? Der Grund für die Prügelei?«

»Warum haben die Eltern sie dann am Mittwoch nicht auch in die Schule geschickt?«

»Nun, es hatte sich etwas verändert. Das blutverschmierte Fenster war ein Geheimnis zu viel, und sie bekam einen Panikanfall.«

»Wenn's stimmt«, entgegnete George skeptisch. »So leicht wie Andrew lasse ich mich nicht einwickeln.«

»Sie ist sehr raffiniert.«

»Ach, du meine Güte.« George seufzte. »Sagen Sie mir jetzt bitte nicht, dass Andrew sich in sie vergafft hat.«

»Kann gut sein«, meinte Jonathan. »Er ist sehr empfänglich für weibliche Reize – wie alle kleinen Männer. Aber ich meinte raffiniert in einem anderen Sinn. Sie hat ihm erzählt, Howard wäre der Täter gewesen, aber in Wirklichkeit hat sie ihn auf ihren Vater und Roy Trent angespitzt.«

Rachel zupfte nervös an ihren Haaren. »Das ist nicht leicht«, sagte sie. »Ich kenne Robert, meinen Schwiegervater, seit einer Ewigkeit und hätte nie gedacht ... Mein Mann sagt jetzt, dass er seine Töchter nicht in seiner Nähe wissen will. Er macht sich sogar Gedanken, ob sein Vater sich nicht an den Mädchen vergriffen hat, als sie noch

klein waren. Ich sag ihm immer wieder, dass das ganz unmöglich ist, sie haben nie bei seinen Eltern übernachtet, und tagsüber war immer seine Mutter da. Aber wenn ich mich jetzt zurückerinnere, ist es schon seltsam. Immer war mein Mann derjenige, der darauf bestanden hat, dass die Mädchen zum Schlafen nach Hause kommen ... ich habe darüber eigentlich nie nachgedacht – bis heute. Neulich habe ich ihn gefragt, ob das hier alles der Grund ist ...« – mit einer vagen Geste zeigte sie zur E-Mail ihres Schwiegervaters –, »und er sagte, nein, das hätte er vergessen gehabt. Für ihn sei nur wichtig gewesen, die Kinder bei mir aufgehoben zu wissen, wenn er nachts arbeiten musste. Er hat immer geglaubt, es sei ihm so wichtig, weil er fürchtete, es könnte ein Brand ausbrechen – jetzt glaubt er, dass diese unterdrückten Erinnerungen wie eine Art Instinkt wirkten. Ist das nicht verrückt?«

Sie erwartete keine Antwort, sie sah Sasha nicht einmal an, sondern starrte entschlossen zum Teppich hinunter. »Der Haken ist, dass es nichts Greifbares gibt. Mein Mann hat nie etwas *gesehen* – er erinnert sich nur an Gehörtes, an Bemerkungen, die Louise gemacht hat ... sie war zum Beispiel wütend, dass ihre Mutter putzen ging, weil deshalb ihr Vater sich morgens um sie kümmern und dafür sorgen musste, dass sie rechtzeitig zur Schule kamen. Eileen, meine Schwiegermutter, hat morgens von sechs bis zehn in einer Firma geputzt. Die

Kinder durften weiterschlafen, bis Robert gegen sieben von der Nachtschicht nach Hause kam. Billy ist nie vor acht geweckt worden, da war Louise immer schon auf, ihr Vater hat mit ihr zusammen gefrühstückt, und dabei ging es immer lustig zu. Mit Billy ist er ganz anders umgegangen – dem hat er sein Essen auf den Tisch geknallt und gesagt, er soll sich gefälligst beeilen.« Sie hielt einen Moment inne. »Man könnte wahrscheinlich sagen, dass das so eine typische Vater-Tochter-Geschichte war – Gegensätze ziehen sich an und dergleichen –, aber manchmal ist Billy früher aufgewacht, und dann hat er seinen Vater in Louises Zimmer mit ihr reden hören. Als er noch klein war, hat ihn das eifersüchtig gemacht, weil sein Vater sich für ihn nie Zeit genommen hat, aber jetzt ...« Sie schwieg voll Unbehagen.

Sasha beobachtete sie einen Moment. »Das beweist nicht, dass es da einen sexuellen Missbrauch gegeben hat, Rachel. Es kann, wie Sie selbst schon sagten, eine typische Vater-Tochter-Geschichte gewesen sein.«

Rachel seufzte. »Ich weiß. Das ist es ja, was meinen Mann umtreibt.« Sie schob die Hände in ihrem Schoß ineinander. »Deswegen sucht er ständig im Internet herum. Es gibt noch anderes, leider genauso vage – aber keinen einzigen handfesten Beweis. Nur wenn man alles zusammen betrachtet, erscheint es verdächtig.«

»Erzählen Sie.«

Billy kam mit dem Teetablett ins Zimmer zurück, während Rachel sprach, und setzte sich, ohne sie zu unterbrechen. Er schien erleichtert, dass sie die Initiative ergriffen hatte, und begann nach einiger Zeit, von sich aus Erinnerungen beizusteuern. Sasha, die ihn die ganze Zeit beobachtete, konnte deutlich erkennen, dass einige dieser Erinnerungen ihn überkamen, noch während er sprach. Aber hieß das, dass sie echt waren? Sie hatte keine Ahnung, doch das Bild, das er von seiner Kindheit zeichnete, war bestürzend.

»Man versucht, seine Umwelt zu verstehen, wenn man klein ist«, sagte er an einer Stelle, »und ich dachte eben, dass mein Vater nur Frauen mag. Er nannte meine Mutter und Louise seine ›Schönen‹, aber die Aufmerksamkeit hat immer nur Lou bekommen – nie meine Mutter. Sie hat mich immer ihre Haare flechten lassen, wenn er dabei war, aber kaum war er aus dem Zimmer, hat sie mich weggestoßen.« Er lächelte mühsam. »Sie sagte, wenn ich das zu oft machte, würde ich später mal schwul werden. Ich hatte keine Ahnung, wovon sie redete.«

Bei anderer Gelegenheit: »Dann hat Lou angefangen, auf Cathy McGowan zu machen. Mein Vater hat ihr Geld zugesteckt, und sie kam mit einem Minirock und Ladungen von Schminkzeug nach Hause. Sie stolzierte in ihrer neuen Aufmachung im Wohnzimmer vor ihm herum, und meine Mutter

ist total ausgeflippt. Lou hatte sich die Augen mit schwarzem Stift angemalt und die Lippen blassrosa geschminkt, und meine Mutter schrie, sie sähe aus wie ein Flittchen, und haute ihr eine runter. Mein Vater lachte nur ...

Cill hat er auch Geld gegeben, damit sie sich genauso auftakeln konnte wie Lou. Er nannte sie seine Prinzessinnen. Da hat Lou dann plötzlich angefangen, von oben herab zu tun, und gesagt, Cill wäre nicht mehr ihre Freundin. Sie war unheimlich eifersüchtig. Ich meine, sie war zaundürr. Ein Blinder hätte gesehen, dass Cill besser ausschaute als sie ...

Ich weiß nicht, ob mein Vater sich an Cill vergriffen hat. An solche Sachen denkt man nicht als kleiner Junge. Aber er hatte einen Narren an ihr gefressen. Sie musste sich immer auf seinen Schoß setzen, wenn meine Mutter nicht in der Nähe war, und er hat mit ihren Haaren rumgemacht.«

»Warum hat Ihre Mutter ihn denn allein im Haus gelassen, wenn sie ihm nicht traute?«, fragte Sasha.

Vielleicht zum hundertsten Mal an diesem Morgen vergrub Billy das Gesicht in den Händen. »Ich weiß ja gar nicht, ob sie ihm wirklich nicht getraut hat. Ich weiß nicht, ob ich mir das alles nicht nur einbilde.«

Rachel drückte ihm die Hand. »Eileen hat abends auch noch gearbeitet – von nachmittags vier bis



abends um acht. Sie war nur zu Hause, wenn die Kinder in der Schule waren und ihr Mann schlief.«

»Sie war nicht gern Mutter«, warf Billy ein. »Wir wurden von meinem Vater versorgt.«

»Vielleicht brauchten sie ja auch das Geld«, meinte Sasha.

»Warum hat sie dann nicht in einem Supermarkt gearbeitet? So wie Rachel.«

»Vielleicht waren die Putzstellen die einzige Arbeit, die es gab«, sagte Sasha. »Hatte Louise noch andere Freundinnen, die sie zu Hause besuchten?«

»Ein paar, ja.«

»Hat Ihr Vater die auch auf den Schoß genommen?«

»Manchmal, aber Cill war die Einzige, die ihn mit ihren Haaren rumspielen ließ. Ich glaube, sie hat's getan, um Lou eifersüchtig zu machen.« Er schüttelte den Kopf. »Er kann ihr nichts Schlimmes getan haben, denn sie war auf jeden Fall noch unberührt, als die Schweine sie vergewaltigten, da bin ich mir sicher. Ihre Beine waren ja über und über voll Blut.«

»Vielleicht hat er sie erst mal ›abgerichtet‹. Das machen Kinderschänder oft so mit ihren Opfern.«

Billy starrte sie angeekelt an. »Über so was wurde damals nicht gesprochen. Es war bekannt, dass es Kinder wie Cill gab, die jedes Mal, wenn sie was angestellt hatten, von ihrem Vater verdroschen

wurden, aber sexueller Missbrauch ...« Er schüttelte den Kopf. »Es gab natürlich Ian Brady und Myra Hindley, aber das waren Psychopathen, und sie hatten es auf die Kinder von anderen Leuten abgesehen. Es ist so, als hätte das mit dem sexuellen Missbrauch in Familien erst in den letzten zehn, fünfzehn Jahren angefangen.«

»Das gibt es seit Jahrhunderten«, sagte Sasha, die sich mit dem Thema eingehend befasst hatte. »Verändert hat sich lediglich die Einstellung der Gesellschaft dazu. Wir wissen heute, dass ein Kind, das zu einer Beziehung gezwungen wird, in der die Machtverhältnisse ungleich verteilt sind, unheilbaren Schaden erleidet. Solche Kinder neigen dazu, dieses Ungleichgewicht auch in späteren Beziehungen zu suchen, und genau das tut offenbar Louise.«

Jonathan beschattete die Augen mit der Hand. »Louise sagte zu Andrew, man müsse bedenken, dass damals ja niemand wissen konnte, dass Grace bald darauf sterben würde. So gesehen kann man den Burtons allenfalls vorwerfen, dass sie es versäumt haben, Cill zu ihren Eltern zurückzubringen. Sie waren zweifellos so erschrocken wie alle anderen, als sie verschwunden blieb.«

»Aber warum haben sie nicht wenigstens da den Mund aufgemacht?«

Jonathan zuckte mit den Schultern. »Sie fürchteten das Gerede der Nachbarn.«

George machte ein ungläubiges Gesicht. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass Eltern so unverantwortlich handeln.«

»Sie betrachten die Dinge schon wieder im Licht der heutigen Erkenntnisse. Aber für diese Leute war die Sache damals ganz einfach. Cill war am Leben, sie war ein vifes kleines Ding, ihre Familie wohnte gleich um die Ecke, sie hatte versprochen, sofort nach Hause zu gehen. Sie glaubten wahrscheinlich, sie würde erkannt werden, noch bevor sie das Ende der Straße erreicht hatte.«

»Und warum war es nicht so?«

»Keine Ahnung.«

»Du lieber Gott! Das sind mir aber ein bisschen viele Zufälle auf einen Schlag. Das ist doch kompletter Blödsinn, Jon. Sehen Sie das denn nicht?«

Er hob die Hände zum Zeichen der Kapitulation. »Ich spiele nur namens und im Auftrag unseres dicken kleinen Freundes den Advocatus Diaboli. Ich habe ihm versprochen, Ihnen das Ganze vorzutragen, und das habe ich hiermit getan.«

»Und glauben *Sie* diesen Mumpitz?«

Jonathan überlegte einen Moment. »Andrew möchte gern jeden außer Howard als Täter sehen – und am liebsten wären ihm Mr. Burton oder Mr. Trevelyan, weil ihm der Parallelaspekt des Kindesmissbrauchs in der Geschichte gefällt.«

Wieder schnitt George ein Gesicht. »Sie sollen die Beweise kritisch unter die Lupe nehmen.«

Er lachte. »Dann will ich Ihnen sagen, was ich glaube. Als die raffinierte Louise Andrew erzählte, sie hätte an jenem Dienstag durch das Fenster in Grace' Haus geschaut, hat sie das ganz bewusst getan, um Roy und seine Freunde zu belasten.«

George sah ihn blinzeln an. »Und warum?«

»Ich weiß auch nicht ... es sei denn, es ist die Wahrheit ...«

»Sie sucht sich immer gewalttätige Männer«, sagte Rachel. »Der Typ, mit dem sie zurzeit zusammen ist, hat ihr vor ein paar Wochen ein blaues Auge verpasst. Darum macht mein Mann sich Sorgen um sie. Man könnte vielleicht sagen, es ist reines Pech, aber eine Zeit lang war sie sogar mit einem der Männer verheiratet, die damals ihre Freundin Cill vergewaltigt haben. Wir können das überhaupt nicht verstehen, sie muss doch gewusst haben, worauf sie sich da einließ. Sie wird Ihnen erzählen, sie hätte die Namen der Jungen nicht gewusst und hätte sie nicht identifizieren können, aber das ist gelogen.«

»Es war kein Zufall, dass wir am Tag der Vergewaltigung mit denen zusammengetroffen sind«, sagte Bill. »Cill und Lou wussten genau, wo sie zu finden waren, also müssen sie schon früher mal mit ihnen zusammengewesen sein. Und wenn Lou behauptet, sie hätte Roy nicht erkannt, ist das reine Lüge.«

»Wer ist Roy?«

»Roy Trent – er hat ein Pub in Highdown. Er ist der, den Lou geheiratet hat.« Billy schüttelte den Kopf. »Er ist ein ganz mieses Schwein – zweimal hat er Cill vergewaltigt und dann noch mit Füßen getreten. Wieso heiratet Lou so einen Typen? Ich kann das überhaupt nicht begreifen.«

Sasha deutete ein Lächeln an. »Lieber den Teufel, den man kennt?«, meinte sie fragend. »Sie hatte etwas gegen ihn in der Hand und konnte ihn dadurch beherrschen. Wissen ist Macht. Die Beziehung zwischen Ihren Eltern und Ihrer Schwester, so wie Sie sie vorhin geschildert haben, entsprach doch genau diesem Muster.«

»Aber warum verlässt sie ihn dann wegen eines Mannes, den sie *nicht* beherrschen kann?«, fragte Rachel. »Das ergibt doch keinen Sinn.«

»Für Sie! Weil Sie hinter ihrem Verhalten eine Logik suchen, die wahrscheinlich nicht existiert. Vielleicht war Roy ein schlechter Liebhaber, und sie hat sich einen Mann gesucht, der besser war.«

»Sie kann nicht ewig so weitermachen.« Rachel verzog abschätzig den Mund. »Sie ist schließlich keine zwanzig mehr.«

»Ich glaube nicht, dass das Alter da eine Rolle spielt, aber wie dem auch sei, Sie sagten doch, dass sie krampfhaft versucht, so auszusehen, wie Cill mit dreizehn aussah. Vielleicht möchte sie sich auch gern wie eine Dreizehnjährige benehmen.«

»Das ist ja erbärmlich.«

»Ja«, stimmte Sasha nüchtern zu, »aber wenn Ihr Mann mit seinen Vermutungen über seinen Vater Recht hat, ist sie schwer traumatisiert. Sie hätte mit zehn oder elf gelernt, dass Orgasmus gleich Beziehung ist ... wie also kann es eine Beziehung ohne Orgasmus geben? Es wäre eine Erklärung dafür, warum sie ihren Bruder aus ihrem Leben ausgeschlossen hat und warum sie sich weder für Sie noch für Ihre Kinder interessiert. Sie kann mit Beziehungen, die nicht auf Sexualität beruhen, nichts anfangen.«

»Sie hat seit Jahren nicht mehr mit meinem Vater gesprochen«, bemerkte Billy. »Nur sein Geld hat sie genommen.«

»Sie fand wahrscheinlich, sie hätte es verdient.«

Es folgte ein Moment des Schweigens, während Billy und Rachel das zu verarbeiten suchten.

»Mein Gott!«, rief Rachel abrupt. »Ich hoffe nur, wir fabrizieren hier keine falschen Beschuldigungen. Das wäre schrecklich.«

Billy sah Sasha an. »Was meinen Sie?«

Sie zögerte, überlegte, wie offen sie sein konnte. »Ich bin keine Expertein«, warnte sie, »aber die Umstände, die Sie beschrieben haben, könnten für einen Missbrauch sprechen. Abwesende Mutter, distanzloser Vater, Geheimniskrämerei, Tabuthemen – er hatte zweifelsohne die Gelegenheit.«

»Heißt das, ja?«

»Ich würde mich jedenfalls gern mit ihm über Cill unterhalten. Soviel ich weiß, wurde er damals, als sie verschwand, nicht befragt.« Sie nahm den Schrecken in Billys Gesicht wahr. »Sie haben den Verdacht, dass er weiß, was ihr zugestoßen ist, nicht wahr? Glauben Sie das auch von Ihrer Mutter?«

Er sah tief unglücklich aus, als hätte er gewünscht, sie würde das Gegenteil sagen. »Ja«, bekannte er. »Und auch von Louise.«

»Es klingt so, als hätte er Ihre Schwester als Zuhälter missbraucht. Ich vermute allerdings, dass sie keine Ahnung hatte, was für eine Rolle sie spielte, bis sie Cill nach Hause brachte. Sie sagten, dass sie eifersüchtig war und sich arrogant verhielt. Ich nehme an, ihr war klar, dass Ihr Vater das Interesse an ihr zu verlieren begann.« Sie hielt kurz inne. »Nur interessehalber – wie hat sie reagiert, als die Jungs am Tag der Vergewaltigung sich mehr für Cill interessierten als für sie?«

»Sie hat sie verspottet und gesagt, sie hätten von Tuten und Blasen keine Ahnung. Deswegen sind sie ja überhaupt erst so in Fahrt gekommen.«

»Sie hat also zu dem beigetragen, was passierte?«

Billy schlug wieder die Hände vor das Gesicht. »Sie hat Cill gerufen und verlangt, dass sie zurückkommen und ihr helfen soll. Und als sie kam, sind die Burschen über Cill hergefallen.«

»Und Louise, was hat die getan?«

»Sie hat sich ganz klein zusammengerollt und tot-

gestellt«, antwortete er schroff. »Und ich genauso. Wir haben beide nichts getan.«

Sasha tauschte einen Blick mit Rachel. »Und was passierte, als die Jungs weg waren?«, fragte sie. »Wie hat Cill sich sauber gemacht?«

»Gar nicht, jedenfalls nicht gleich. Louise ist losgelaufen und hat ihr heimlich ein paar Sachen geholt, die sie überziehen konnte, und dann sind die Mädchen gegangen.« Er schwieg einen Moment. »Ich habe in meinem ganzen Leben nie wieder solche Angst gehabt. Ich wollte ihnen nachlaufen, aber Lou hat mir gedroht, sie würde mich zu Hause verpetzen, wenn ich nicht verschwände.«

»Haben die beiden Ihnen gesagt, wohin sie wollten?«

»Nein.«

»Um welche Zeit war das?«

»Am Nachmittag – so gegen zwei.«

»Was haben Sie getan?«

Er hob den Kopf. »Ich habe mich bis Schulschluss im Park versteckt, dann bin ich nach Hause gegangen. Mir war schlecht von dem Wodka, aber keiner hat was gemerkt. Mein Vater war im Garten, und ich habe mich in mein Zimmer verzogen und bin dort geblieben, bis Lou kam. Ich hatte eine Heidenangst – ich dachte, Cill wäre gestorben oder so was, und jeden Moment würde die Polizei kommen. Und dann kommt plötzlich Lou reinmarschiert, als wäre nichts geschehen – es war unheimlich.«



»Haben Sie Ihre Schwester gefragt, wo sie und Cill gewesen waren?«

»Das brauchte ich gar nicht«, antwortete Billy. »Ich habe gleich gewusst, woher sie die Anzieh-sachen hatte, denn zu uns oder zu Cill nach Hause hätte sie ja nicht gehen können, da wäre sie viel zu leicht erwischt worden. Sie hat sie bei Grace Jefferies geholt«, erklärte er. »Ganz sicher. Sie kam mit einer langen Hose an, in die Cill ungefähr dreimal reinpasste. Sie musste sie in der Taille aufrollen, damit sie ihr nicht runterrutschte.«

Die Sonne brannte so stark, dass George fand, sie brauchten etwas auf dem Kopf. Ihr Gesicht war gerötet, als sie mit einem rosaroten Strohhut wieder herauskam. »Den habe ich mir damals zur Hochzeit der Tochter einer Freundin gekauft«, erklärte sie. »Reine Geldverschwendung. Zwei Jahre später waren die beiden schon wieder geschieden. Hier!« Sie drückte ihm eine Schirmmütze auf den Kopf. »Das ist die Briefträgermütze von meinem Vater. Sie hält wenigstens die Sonne vom Gesicht ab.«

Jonathan drehte die Mütze, so dass der Schirm seinen Nacken schützte. »Das Schlimme ist, wenn das Gehirn zu kochen anfängt. Das Gesicht ist für solches Wetter gemacht.«

Sie setzte sich kichernd. »Sie sehen aus, als hätten Sie einen Stieltopf auf.«

Er musterte sie erheitert. »Und Sie sehen ein-

fach großartig aus, George. Ich habe immer schon gefunden, dass Rot und Rosarot die ideale Kombination sind.«

Sie kicherte wieder. »Ja, einmalig grässlich, nicht wahr? So eine elende Verkäuferin hat mir eingeredet, der Hut stünde mir, und ich habe es ihr geglaubt!« Sie klopfte kurz auf den Tisch. »Ich habe eine Frage an Sie. Sie ist mir eingefallen, als ich oben war. Warum hat Grace den Mädchen erlaubt, sich in ihrem Haus zu verstecken, wenn sie die Schule schwänzten? Diesen Unsinn von den blauen Flecken, den Louise Andrew erzählt hat, glaube ich nun wirklich nicht. Grace war eine gestandene Frau. Wenn sie sich um die Mädchen gesorgt hätte, hätte sie den Kinderschutzbund angerufen oder das Jugendamt oder die Schule, vielleicht sogar die Polizei. Sie hätte es anonym tun können. Warum also hat sie es nicht getan?«

»Aus demselben Grund, aus dem sie Howard geschützt hat.«

»Und was für ein Grund war das?«

»Er tat ihr Leid.«

George überlegte einen Moment. »Jede normale Großmutter hätte sämtliche Hebel in Bewegung gesetzt, um ihm zu helfen, vor allem als er noch jünger war.«

»Vielleicht gab es keine Hilfe.«

George ignorierte den Einwurf. »Der einzige Mensch, der etwas für ihn getan hat, war Wynne.

Sie hat vielleicht nicht viel zustande gebracht, aber sie hat es wenigstens versucht. Sie zerrte ihn in die Schule, ob er wollte oder nicht, sie zwang ihn notfalls mit Schlägen, dort zu bleiben, ging jeden Tag zur Arbeit, um Essen kaufen zu können, und machte zwei Tage krank, um ihm bei der Arbeitssuche zu helfen.« Sie zog die Augenbrauen hoch. »Finden Sie es nicht interessant, dass er nach Ablauf der zweitägigen Arbeitssuche schnurstracks wieder zu Grace gerannt ist?«

»Nein, wieso? Das hat er doch immer getan.«

George nickte. »Eben.«

»Und?«

»Grace hat Wynnes Bemühungen immer wieder sabotiert. Jedes Mal wenn Wynne ihren Sohn halbwegs auf Spur gebracht hatte, lockte Grace ihn wieder weg.«

»Sie brauchte bestimmt gar nicht zu locken. Er war einfach lieber bei ihr.«

»Dann hätte sie es ihm verleiden sollen. Ich kann jetzt verstehen, warum Wynne kaum Kontakt mit ihr hatte. Sie haben wahrscheinlich die ganze Zeit wegen Howard gestritten. Grace hat ihm ja systematisch alle Chancen kaputtgemacht. Ich jedenfalls wäre meiner Mutter gründlich in die Parade gefahren, wenn sie meinen Sohn davon abgehalten hätte, zur Schule zu gehen.« Sie lächelte über Jonathans Skepsis. »Na hören Sie mal! Versuchen Sie wenigstens, objektiv zu sein. Mit Louise und Cill hat sie

genau das Gleiche gemacht – sie hat sie gegen den Willen ihrer Eltern im Schuleschwänzen bestärkt. Aber keiner von uns tut etwas freiwillig, wenn dabei nicht etwas für ihn herausspringt. Grace führte ein Einsiedlerleben. Sie ging kaum aus, hatte keine Arbeit, sah ihre Tochter nur selten, pflegte keinen Umgang mit ihren Nachbarn, weil man sie schlecht verstand. Was sagt Ihnen das?»

Er zuckte mit den Schultern. »Sie war schwierig? Unsympathisch? Realitätsfremd?»

»Wahrscheinlich alles miteinander – aber warum hielten sich die Kinder gern bei ihr auf?»

»Sie ließ sie fernsehen.«

Neuerliches demonstratives Nicken. »Richtig. Und warum tat sie das?»

Jonathan schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung.«

»Sie war *einsam*, Jon. Ich wette, Louise hätte bei ihr im Haus eine Riesenfete steigen lassen können, und sie hätte noch die Plätzchen gebacken.«

Er ließ seinen Blick nachdenklich durch den Garten schweifen und kam auf einen anderen Punkt zurück. »Howard hätte an dem besagten Mittwochnachmittag bei einer Molkerei anfangen sollen«, murmelte er. »Vielleicht hatte er vor, das auch zu tun, bis er auf seine tote Großmutter stieß.«

»Aber warum ist er überhaupt zu ihr gegangen?»

»Um nachzusehen, ob Cill da ist?»

*Halbinsel Sandbanks, Bournemouth*  
*Donnerstag, 15. Mai 2003, 14 Uhr 45*

Direkt im Blick einer Überwachungskamera, die vor dem Haus der Fletchers an einem Lampenmasten angebracht war, hielt Sasha Spencer ihren Wagen an und nahm ihre Aktentasche vom Rücksitz. Ob unter Beobachtung oder nicht, sie sah keinen Anlass, sich für eine andere auszugeben als die, die sie war. Sie stieg aus dem Wagen, strich über ihren Rock und musterte erst einmal die Adobefassade, ehe sie die Pforte öffnete. Sie hatte sich die Mühe gemacht, mit einem Immobilienmakler zu sprechen, bevor sie auf die Halbinsel hinausgefahren war, und hatte nicht nur erfahren, dass das Anwesen, Palencia, gemietet war, sondern auch, dass der derzeitige Mieter nicht die Absicht hatte, den Mietvertrag zu verlängern. Ob Miss Spencer vielleicht an dem Objekt interessiert sei?

In der Einfahrt standen keine Autos, und auf ihr nachdrückliches Läuten blieb alles still. Eine Garage links vom Haus war leer. Sie sah sich nach

Kameras um, aber wenn es welche gab, waren sie gut versteckt. Nach einem demonstrativen Blick auf ihre Uhr folgte sie einem Fußweg rechts um das Haus herum und schaute im Vorbeigehen durch die Fenster, bevor sie an die Küchentür klopfte. Nichts rührte sich. Das einzige Anzeichen dafür, dass das Haus überhaupt bewohnt war, war eine Sonnenliege im Garten, auf der ein Badetuch lag.

Billy Burton zufolge hatte Louise an dem Tag, an dem er sie besucht hatte, gesagt, ihr Mann sei im Arbeitszimmer. Sasha hatte jedoch bisher nur ein Wohnzimmer und ein kleines Speisezimmer gesehen. Hastig schaute sie sich nochmals nach Kameras um, dann eilte sie an der Küche vorbei zum nächsten Fenster. Die Augen mit beiden Händen gegen das Sonnenlicht abgeschirmt, spähte sie durch das Glas. Das Zimmer dahinter war leer. Auf einem Schreibtisch konnte sie die Rückseite eines Computers erkennen und an der Wand dahinter ein großes Fernsehgerät mit Flachbildschirm, über den Licht flackerte. Im ersten Moment glaubte sie, der Apparat wäre eingeschaltet, aber dann wurde ihr klar, dass sie nur das verschwommene Bild vom Computerschirm gespiegelt sah. Sie kniff die Augen zusammen und versuchte, etwas zu erkennen, aber noch während sie hinsah, erlosch das flackernde Licht.

Es verging ein Moment, ehe sie sich fragte, wie das kam. Dann richtete sie sich auf und trat zurück.

Der Computerbildschirm hatte automatisch abgeschaltet, weil das Gerät eine bestimmte Zeit nicht mehr benutzt worden war. Es befand sich also jemand im Haus. Zwischen ihren Schulterblättern begann es zu prickeln, sie hatte das bedrängende Gefühl, beobachtet zu werden. Ärgerlich sah sie nochmals auf ihre Uhr, dann ging sie auf dem Weg, den sie gekommen war, wieder nach vorn. Sie nahm eine ihrer Karten heraus, schrieb eilig auf ihre Rückseite: »Für Louise Burton. Bitte rufen Sie mich an. Muss Sie dringend sprechen. Betrifft Cill Trevelyan«, und schob sie unter der Tür hindurch. Sie wurde den Verdacht nicht los, dass alles, was sie getan hatte, aufgezeichnet worden war, auch wenn sie nirgends eine Kamera bemerkt hatte.

*25 Mullin Street, Highdown, Bournemouth*  
*Donnerstag, 15. Mai 2003, 15 Uhr 30*

George öffnete die Tür und sah die junge Frau, die ihr gegenüberstand, mit einem fragenden Lächeln an. »Ja bitte?«, sagte sie in der Annahme, es mit einer ihrer Wählerinnen zu tun zu haben.

Sasha registrierte den bizarren Kopfputz und den Sonnenbrand, ohne mit der Wimper zu zucken. »Sind Sie die Stadträtin Georgina Gardener?«

»Ja.«

Sasha zeigte ihren Detektivausweis. »Ich bin Sasha Spencer. Ich arbeite für die Detektei WCH. Sie waren vor einem Monat wegen einer Auskunft über Mr. und Mrs. Trevelyan bei uns. Meine Kollegin hat Ihre Angaben alle aufgenommen, konnte Ihnen aber aus Gründen der Vertraulichkeit nicht weiterhelfen. Ich wollte fragen, ob Sie vielleicht jetzt ein paar Minuten für mich Zeit haben.«

George war so überrascht, dass sie zunächst gar nichts sagte. »Na so was!«, rief sie dann. »Und da glaubt Jonathan nicht an Zufälle.« Sie lachte über Sashas Gesicht. »Kommen Sie herein. Wir sind draußen im Garten.«

Sasha fühlte sich überrumpelt, als die Stadträtin sie ohne weiteres in den Garten führte, dort mit einem Dr. Hughes bekannt machte, der eine ebenso



seltsame Kopfbedeckung trug wie sie, und ihr zum Sitzen einen Küchenstuhl brachte. Sie hatte keine Ahnung, wer der Mann war, fand sein amüsiertes Lächeln unsympathisch und kam gar nicht dazu, ihr gewohntes Sprüchlein anzubringen, weil die Stadträtin sie sogleich mit einem Wortschwall überschüttete. Die Frau war besser informiert, als Billy Burton vermutet hätte, und besaß offensichtlich genug Durchblick, um zu wissen, dass Sasha nicht hergekommen wäre, wenn nicht die Trevelyans ihre Genehmigung dazu gegeben hätten.

Unumwunden fragte sie Sasha, was sie zu diesem Besuch bewogen habe. »Meine Anfrage bei Ihrer Kollegin wird es kaum gewesen sein, da ich ihr über meine Gründe nichts gesagt habe. Und sicherlich sind Sie nicht nur hier, weil ich mich nach der Adresse der Trevelyans erkundigt habe.«

»Es tut mir Leid, Miss Gardener, aber dazu kann ich Ihnen nichts sagen. Wir sind, wie schon gesagt, unseren Klienten gegenüber zur Vertraulichkeit verpflichtet.«

»Hat noch jemand sich bei Ihnen gemeldet?« Sie nahm Sashas Schweigen als Zustimmung und sah Jonathan an. »Das kann eigentlich nur William Burton gewesen sein. Interessant, finden Sie nicht auch? Warum will er seine Schwester ausforschen lassen?« Sie wandte sich wieder Sasha zu. »Haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Mit wem?«

»Mit Priscilla Fletcher.«

Es folgte ein Moment unbehaglichen Schweigens, bevor Jonathan sich Sashas erbarmte. Irgendwie erinnerte sie ihn an George: rundlich, falsch gekleidet für einen warmen Tag in Bournemouth und wahrhaftig keine Schönheit. Ihr Mund suchte nervös nach einem Lächeln, als hätte man sie gelehrt, schwierige Situationen durch ein Zeichen des guten Willens zu entschärfen, obwohl ihr das von Natur aus nicht lag. Wie gewöhnlich bedachte er nicht, wie sein intensiver Blick auf andere wirkte, und kam zu dem Schluss, dass sie ihren Beruf noch nicht lange ausübte.

»Lassen wir uns doch von Miss Spencer sagen, warum sie hier ist«, schlug er George vor. »Im Moment scheint sie sich etwas überfahren zu fühlen – mir ging es ähnlich bei unserer ersten Begegnung.«

George machte ein zerknirschtes Gesicht. »Ach, das tut mir Leid, Kindchen. Ich dachte, es wäre das Einfachste, wenn wir ohne Umschweife zur Sache kommen ... aber Jonathan hat natürlich Recht. Bitte« – sie machte eine einladende Handbewegung –, »sprechen Sie.«

Sasha wusste nicht recht, was sie sagen sollte. Sie war darauf geschult worden, gewisse Formalitäten zu beachten, aber die Nervosität, mit der die Burtons auf ihr Erscheinen reagiert hatten, war ihr vertrauter als diese belustigte Ungeduld. Sie versuchte, ein wenig Zeit zu gewinnen, indem sie

zunächst ihre Aktentasche öffnete und ihren Block herausnahm. »Wenn es Ihnen recht ist, erkläre ich Ihnen kurz die Auffassung meiner Firma bezüglich Ihrer Rechte und der Rechte unserer Klienten. Sie sind nicht verpflichtet, meine Fragen zu beantworten, aber ...« Sie brach ab, als Jonathan sich räusperte. »Wer sind *Sie* eigentlich?«, fragte sie abrupt. »Wieso interessieren Sie sich für Cill Trevelyan?«

Jonathan nickte beifällig. »Wären Sie bereit, Ihre Informationen mit uns zu teilen?«, fragte er. »Wir wissen ziemlich gut über sie Bescheid, aber unsere Kenntnisse haben Lücken, die Sie möglicherweise füllen können.«

»Ich darf offiziell keine Informationen preisgeben.«

Er tauschte einen Blick mit George. »Dann gibt es für uns keine Veranlassung, Ihnen zu helfen«, versetzte er. »Wir haben Zeit und Kraft in unsere Recherchen über Cill gesteckt. Ohne die hätten Sie doch nicht einmal eine Ahnung, dass Priscilla Fletcher überhaupt näherer Beachtung wert ist.«

Wieder versuchte es Sasha mit einem Lächeln. »Wissen Sie, wo Cill Trevelyan sich aufhält?«

»Nein.«

»Wissen Sie, ob sie noch am Leben ist?«

»Nein.«

»Ja, wissen Sie denn überhaupt etwas? Ich meine, was es wert wäre, die Vorschriften in den Wind zu schießen.«

»Wir wissen jedenfalls genug, um Ihnen weiterzuhelfen«, sagte George. »Haben Sie mit Priscilla Fletcher gesprochen?«

Sasha schüttelte den Kopf. »Ich komme gerade von dort. Ich bin ziemlich sicher, dass jemand im Haus war, aber es hat mir keiner aufgemacht. Ich weiß nicht, ob sie selbst da war oder ihr Mann.« Sie zögerte kurz. »Ihr Bruder sagte mir, dass Sie eine Fotografie von ihr haben, wie sie heute aussieht. Dürfte ich die mal sehen?«

»Wenn Sie uns dafür eine von Cill als Kind zeigen«, erwiderte George. »Die Trevelyans haben Ihnen doch sicher eine gegeben. Wir haben nämlich nur ein Schwarzweißbild aus der Zeitung. Einverstanden? Eine Hand wäscht die andere.«

Sasha war nicht so naiv, wie Jonathan glaubte. Sie spielte mit ihrem Bleistift und tat so, als dächte sie nach. Sie würden mit ihren eigenen Informationen großzügiger sein, wenn sie den Eindruck hatten, man müsse ihr die ihren mit List und Tücke herauskitzeln.

Wie zum Beweis ihrer Überlegung beugte Jonathan sich vor. »Riskieren Sie etwas«, ermunterte er sie, »sonst wird Miss Gardener ihre psychoanalytischen Fähigkeiten an Ihnen auslassen – und das ist ein Albtraum.«

Louise sah die Karte, sobald sie ins Haus trat. Sie lag auf dem Teppich, einen Meter von der Matte

entfernt, wie von einem Windstoß hereingefegt. Sie hob sie auf und las, schob sie dann hastig in ihre Tasche. Wenn sie überhaupt an die vielen Kameras dachte und die Tonbänder, die in Vierundzwanzig-Stunden-Schleifen in Nicks Arbeitszimmer abliefen, dann nur in Bezug auf ihre eigene Ankunft. Sie schlüpfte wieder zur Tür hinaus und ging, während sie schon eifrig über Erklärungen für ihr hastiges Umdrehen nachdachte, so leise davon, wie sie gekommen war.

Jonathan reichte das Protokoll von David Trevelyans Aussage an George weiter und senkte gleich wieder den Kopf, um zu lesen, was Cill Trevelyans Mutter bei der Polizei zu Protokoll gegeben hatte. Von der Straße drang hin und wieder das Geräusch eines vorüberfahrenden Autos in den Garten, sonst hörte man nur das ferne Brummen eines Rasenmähers und das Zirpen der Grillen im Gras. Sasha wartete geduldig in der prallen Sonne und wünschte, es gäbe einen Schirm. Ihre Haut brannte, und Schweiß rann ihr den Rücken hinunter.

»Ziehen Sie doch Ihre Jacke aus«, schlug Jonathan vor. »Sonst kriegen Sie womöglich noch einen Hitzschlag.«

Sasha lächelte ihr automatisches Lächeln. »Danke, es geht schon.«

»Nehmen Sie den Hut.« George riss sich das rosa-rote Strohmodell vom Kopf und bot es ihr an.

»Nein danke ... es geht schon ... danke.«

Jonathan erreichte das Ende der letzten Seite und legte sie weg. »Sehr interessant.« Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf Sasha. »Haben Sie die beiden einmal kennen gelernt? Was sind sie für Menschen?«

»Nein. Ein Vorgänger von mir hat mit ihnen gesprochen. Und er hat hinterher seine Eindrücke notiert.« Sie kramte in ihrer Aktentasche. »Ich selbst habe nur die Bänder abgehört und mit Mr. Trevelyan telefoniert, mehr nicht. So, da hätten wir's.« Sie las vom Blatt ab: »David Trevelyan: ein großer, imposanter Mann, ungezwungen in der Art. Meistens hat *er* geredet. Gibt sich selbst die Schuld an dem, was passiert ist. Hatte nicht den Eindruck, dass er etwas verschwieg. Jean Trevelyan: schlank, hübsch, zurückhaltender als ihr Mann. Hat bei dem Gespräch die meiste Zeit geweint. Macht sich ebenfalls schwere Vorwürfe. Hatte auch bei ihr nicht den Eindruck, dass etwas verschwiegen wird. Bezüglich der Vergewaltigung gibt es Meinungsverschiedenheiten bei den beiden. Jean glaubt, dass sie stattgefunden hat. David sieht nur, dass sie als Vorwand benutzt wurde, um Cill als Flittchen hinzustellen. Das macht ihn immer noch wütend.« Sie blickte auf. »Das ist alles.«

»Hat er auf den Bändern über den Streit mit Robert Burton gesprochen?«

»Immer wieder, ja. Er ist überzeugt, dass die

Burtons es ganz bewusst darauf angelegt haben, Cills Namen in den Schmutz zu ziehen.«

»Aber warum?«

»Das weiß er auch nicht so genau. Er spricht immer nur vom Endresultat – dass die Polizei zu dem Schluss kam, Cill sei sexuell frühreif gewesen und habe wahrscheinlich einen Freund gehabt, den sie vor allen verheimlichte, und sie deshalb als Ausreißerin abtat.« Sie hielt inne, um ihre Gedanken zu ordnen. »Er behauptet, Louise hätte von A bis Z gelogen, auch über die Vergewaltigung. Sie hätte nur von etwas ablenken wollen, was sie selbst angestellt hatte, und ihre Eltern hätten sie dabei unterstützt, um zu verhindern, dass die Polizei sich zu intensiv für ihre Tochter interessierte.«

Das Letztere stimmt wahrscheinlich, meinte George in Gedanken. »Wenn William Burton mit seinem Missbrauchsverdacht Recht hat, werden sie natürlich nicht gewollt haben, dass *irgendjemand* sich für Louise interessiert.« Sie faltete die Hände über dem Blatt mit David Trevelyans Aussage. »Fragt sich, wie weit die Mutter Bescheid wusste.«

»Sie hat ihrem Mann jedenfalls freie Bahn gelassen«, sagte Sasha.

»Hm.« Nachdenklich schob George die Lippen vor. »Aber sie kann nicht über den Missbrauch *und* die Vergewaltigung Bescheid gewusst haben. Über das eine oder das andere vielleicht – nicht über beides.«

»Warum denn das?«, fragte Jonathan.

»Weil sie dann Louise befohlen hätte, vor der Polizei den Mund zu halten. Es gab ja keine Garantie dafür, dass sie Louise ihre Geschichte abnehmen würden. Und wenn sie darauf bestanden hätten, die Kleine untersuchen zu lassen, um festzustellen, ob sie ebenfalls vergewaltigt worden war, wäre der Missbrauch durch den Vater womöglich ans Licht gekommen.«

Es blieb eine kleine Weile still.

»Was glauben Sie denn, wie es war?«, fragte Sasha schließlich.

»Weiß der Himmel«, antwortete George niedergeschlagen. »Es gibt da so viele Aspekte ... ich seh den Wald vor lauter Bäumen nicht.«

»Ach was, so schlimm ist es doch gar nicht«, widersprach Jonathan tröstend und griff nach einem leeren Blatt Papier. »Fangen wir mit den uns bekannten Fakten an.« Er schrieb sie nieder, während er sprach. »Die Vergewaltigung. Die Namen der Vergewaltigten. Die Verbindung von Cill und Louise zu Grace Jefferies. Mrs. Burtons Kenntnis davon. Ihre Bereitschaft, die Polizei zu belügen.« Er sah die beiden Frauen an. »Noch etwas?«

»Der Missbrauch«, sagte Sasha.

»Dazu kommen wir gleich. Mir geht's im Moment um die Dinge, die von unabhängigen Zeugen bestätigt werden können.«

»Die Prügelei zwischen den beiden Mädchen«,



sagte George, »vermutlich auch die zwischen Robert Burton und David Trevelyan – und Robert Burtons Bemerkung, Cill habe es nicht anders verdient. Die Tatsache, dass Cill erst verschwand, nachdem ihr Vater das Haus verlassen hatte, um zur Arbeit zu gehen.« Mit einer Handbewegung wandte sie sich Sasha zu. »Die fortgesetzten Anstrengungen der Eltern Trevelyan, ihre Tochter wiederzufinden. Die Bereitschaft der Eltern Burton, die ihre aufzugeben. Louises bewegte Geschichte – Ehe mit einem der Vergewaltiger, zweite Ehe mit einem Mann vom gleichen Schlag.«

»Ist das ein uns bekanntes Faktum?«, unterbrach Jonathan.

»Sie hatte ein blaues Auge, als ihr Bruder sie aufsuchte«, sagte Sasha.

»Aber wir wissen nicht mit Sicherheit, dass das Veilchen von ihrem Mann stammt.« Er tippte auf die Aufzeichnungen seines Gesprächs mit Andrew. »Im Übrigen kann es gut sein, dass die Verletzung nur vorgetäuscht war. Als sie bei unserem Agenten erschien, hatte sie sich blaue Flecken mit Schminke aufgemalt.«

»Was wissen Sie über ihren Ehemann?«, fragte Sasha. »William Burton sagte mir, dass er Nicholas Fletcher heißt und Buchmacher ist. Mehr konnte er nicht über ihn rausbekommen.«

George zuckte mit den Schultern. »Uns ist es auch nicht besser ergangen. Einmal hat er sich mit

Roy Trent wegen Priscilla Fletcher geprügelt.« Sie blickte skeptisch drein. »Wenn wir meiner nicht unbedingt zuverlässigen Informantin im *Crown and Feathers* glauben können. Sie hat ihre Weisheit von einem Gast. Die Bedienung«, fügte sie erläuternd hinzu. »Sie hat es mir neulich erzählt, nachdem Jonathan und ich mit Roy aneinander geraten waren.«

»Hat Mr. Trent damals Anzeige erstattet?«, fragte Sasha interessiert. »Dann könnte ich mir genauere Informationen über Fletcher beschaffen.«

»Ich glaube kaum, dass er das getan hat. Er geht der Polizei lieber aus dem Weg.«

»Wann war denn diese Schlägerei?«

»Vor zwei Jahren. Tracey hat damals noch nicht im Pub gearbeitet, daher weiß sie es nur vom Hörensagen.«

Sasha warf einen Blick auf ihre eigenen Notizen. »Sagten Sie nicht, dass Priscilla im Februar, als sie Dr. Hughes' Brieftasche stahl, im Pub war?«

George nickte.

»Weiß ihr Mann, dass sie noch Kontakt zu Trent hat?«

»Keine Ahnung – es ist möglicherweise sowieso nicht relevant, wenn sie immer noch als Prostituierte arbeitet, und ihr Mann ihr Zuhälter ist.« George verzog abschätzig den Mund. »Es ist alles ziemlich schmutzig, ganz gleich, wie man es betrachtet. Mein Vater würde sich im Grab um-

drehen, wenn er wüsste, was die Leute heute alles treiben. Was ist denn daran auszusetzen, wenn man einem Partner treu ist? Es hat doch früher immer geklappt.«

Sasha und Jonathan wechselten einen Blick, und ein Schimmer der Erheiterung blitzte zwischen ihnen auf.

George tat so, als bemerkte sie es nicht. »Wenn Louise jetzt nicht zu Hause ist, ist sie möglicherweise im *Crown and Feathers*. Sie kann offenbar nicht von Roy lassen. Früher ist mir ihr Wagen nie aufgefallen, aber jetzt sehe ich ihn fast jedes Mal, wenn ich am Pub vorbeikomme, dort auf der Straße stehen. Man sollte meinen, sie hätte Angst, Nicholas könnte etwas merken. Ich meine, wenn es sogar mir aufgefallen ist, wieso nicht ihm?«

»Was für ein Wagen ist es?«

»Ein schwarzer BMW«, antwortete Jonathan. »Wir können Ihnen sogar das Kennzeichen sagen.«

Sasha betrachtete ihn nachdenklich. »Und was für ein Auto fährt Nicholas?«

»Keine Ahnung.«

»Dann gehört der BMW vielleicht ihm. Es ist auf jeden Fall einen Versuch wert.« Sie nahm ihr Handy heraus. »Ich habe kein Auto in der Einfahrt gesehen, als ich dort war«, erklärte sie, »aber ich bin mir ganz sicher, dass jemand im Haus war.« Sie gab eine Nummer ein. »Können Sie mir das Kennzeichen aufschreiben?«, fragte sie Jonathan.

»Ich möchte es gern überprüfen lassen. Das kann ich über die Firma ganz schnell erledigen.«

Louise schlüpfte zur Küchentür hinein und sah Roy beim Kartoffelschälen zu. Er arbeitete an einem Tisch vor dem Bildschirm und stand mit dem Rücken zu ihr. Merkwürdig, wie sehr er sie an ihren Vater erinnerte. Er war ihm in der Statur und in der Ausdrucksweise ähnlich, aber sie glaubte nicht, dass davon die Erinnerungen an ihren Vater ausgelöst wurden. Es hatte mehr damit zu tun, dass Roy dauernd damit beschäftigt war, Mahlzeiten vorzubereiten. »Ich versteh nicht, wieso du dir die Mühe machst«, sagte sie in die Stille hinein. »Wer soll das denn essen?«

Er hatte gewusst, dass sie da war. Er hörte sie immer, genau wie ihr Vater. »Das Zimmer oben ist bis Mitternacht gebucht«, sagte er. »Für ein Kartenspiel.« Er wischte sich die Hände an einem Geschirrtuch und drehte sich herum. »Was gibt's?«

Sie ging um den Tisch herum und gab ihm Sasha Spencers Karte. »Diese Kuh, diese George, muss denen was gesteckt haben. Was soll ich jetzt tun?«

Roy las mit zusammengekniffenen Augen das Geschriebene auf der Rückseite. »Wie ist die gekommen?«

»Durch den Briefschlitz in der Haustür.«

»Hast du sie Nick gezeigt?«

»Ich bin doch nicht verrückt.«

Roy wies mit einer Kopfbewegung zum Bildschirm. »Ich habe ihn beobachtet. Er hat hinter der Tür gewartet, als diese Spencer sie reingeschoben hat.« Er steckte die Karte wieder in ihre Tasche. »Am besten überlegst du dir jetzt, wie du ihm bringst, wer Louise Burton ist. Er wird dich dafür wahrscheinlich umbringen – aber mir ist inzwischen alles egal.«

Sie hob ihren Mund zu seinem und ließ ihre Zunge über seine Lippen spielen. »Mit Nick werde ich schon fertig. Aber was stelle ich mit Sasha Spencer an?«

Er sah ihr einen Moment in die Augen, bevor er sie grob an sich zog. »Tu einfach, was du immer tust«, sagte er mit einem hässlichen Lächeln. »Sag ihr, es war jemand anders. Diesmal bleibt Cill nicht begraben. Inzwischen fragen zu viele Leute nach ihr.«

Als George ins Haus ging, um Tee zu machen, schlug Jonathan vor, den Tisch näher an den Zaun zu rücken, wo ein Baum aus dem Nachbargarten Schatten spendete. Sasha nahm das Angebot dankbar an. Er zog ihren Stuhl tief unter den Baum, holte die beiden anderen, stellte seinen neben dem Tisch in die Sonne und streckte seine langen Beine aus. »Darf ich Sie etwas fragen?«

Sie kannte die Frage, sie war ihr schon so oft

gestellt worden, und sagte lächelnd: »Ich habe einen mongolischen Großvater. Er kam als Kunstreiter mit einem Zirkus nach England und heiratete meine Großmutter. Seine Gene sind praktisch unverwässert auf mich übergegangen. Meine Schwester hingegen sieht aus wie die sprichwörtliche englische Rose.«

»Tja, diese Gene sind seltsame Dinger«, sagte Jonathan nonchalant. »Mein Vater war ein jamaikanischer Straßenkehrer und meine Mutter ein chinesisches Dienstmädchen.«

Sasha sah auf seine Karte hinunter. »Und aus Ihnen ist richtig was geworden«, sagte sie. »Sie sind sicher stolz auf Sie.«

Vielleicht, ja, dachte er. »Wie sind Sie zur Detektivarbeit gekommen?«, fragte er.

»Über eine Zeitungsannonnce«, bekannte sie aufrichtig. »Der Job hörte sich interessanter an als meine damalige Arbeit.«

»Was haben Sie denn gemacht?«

»Verwaltungskram.«

»Welcher Art?«

»Beim Finanzamt.« Sie lachte über sein Gesicht. »Jetzt wissen Sie, warum ich mich verändern wollte.«

»Das ist es nicht«, sagte er. »George war früher auch beim Finanzamt. In London.« Er lachte. »Gleich werden Sie mir sagen, dass Sie Psychologie studiert haben.«

»Schön wär's. Das wäre in diesem Geschäft nützlicher als mittelalterliche Geschichte.« Sie hielt inne. »Sie ist ein interessanter Mensch. Kennen Sie sie schon lange?«

»Nein, eigentlich nicht.« Er schob die Mütze hin und her, bis der Schirm bequemer in seinem Nacken saß. »Es kommt mir nur so vor.« Er lächelte über Sashas Gesichtsausdruck. »Das war ein Kompliment. Sie zieht die Menschen, die ihr begegnen, in ihren Bann – beeinflusst sie ungemein.«

»Ja, solche Menschen gibt es. Louise Burton gehört auch zu ihnen.«

»Glauben Sie?«, fragte Jonathan neugierig. »Auf mich macht sie eher den Eindruck, als ließe sie sich von allen zum Spielball machen.«

Sasha zuckte mit den Schultern. »Wieso wollen dann alle sie beschützen? Ihr Bruder – Roy Trent – vielleicht sogar Nicholas Fletcher. Wieso möchte Ihr Agent gern glauben, dass sie die Wahrheit sagt? Sie muss etwas an sich haben, mit dem sie andere beircet. Sie haben selbst gesagt, dass Sie ihr trauten. Erst als Sie bemerkten, dass Ihre Brieftasche weg war, kamen Ihnen Zweifel.«

»Ja, Männer scheinen auf sie zu fliegen«, sagte er zynisch. »Aber Miss Brett würde Ihnen nicht zustimmen. Sie mochte sie überhaupt nicht.«

»Aber sie hat sie nicht so drastisch bestraft wie Cill«, entgegnete Sasha.

George bekam die letzten Sätze der Unterhaltung mit, als sie mit dem Teetablett herauskam. »Cill war damals – bevor es zu der Vergewaltigung kam – schon weggelaufen und ist wieder umgekehrt, um Louise zu helfen«, erinnerte sie Jonathan und setzte sich wieder. »Das lässt doch vermuten, dass sie meinte, Louise sei weniger wehrhaft als sie. Schwäche kann in gewissen Situationen eine Stärke sein, besonders wenn sie dazu benutzt wird, die Gefühle anderer zu manipulieren.«

»Howard und Grace sind damit aber nicht weit gekommen«, sagte er.

»Nein«, stimmte sie zu. »Die beiden waren ja auch nicht im Geringsten manipulativ.«

»Und Louise ist es?«

»Sie hat Sie doch sehr erfolgreich beschwätzt, ihr Ihre Aktentasche zu zeigen – und ebenso erfolgreich hat sie sich bei Andrew eingeschmeichelt.« Sie hob den Zeigefinger. »Sie hatte einen guten Lehrmeister, Jon. Niemand ist manipulativer als Väter, die ihre Kinder missbrauchen, und kaum jemand besitzt weniger Moralgefühl. Ein tödliches Vorbild für ein Kind. Das müssten Sie doch am besten wissen.«

»Wollen Sie damit sagen, dass ich manipulativ bin?«

George lachte leise. »Sie könnten ein Buch darüber schreiben, mein Lieber.«



Louise zündete sich eine Zigarette an. »Sag du mir nicht, was ich zu tun und zu lassen habe, Roy. Du hast mir verdammt noch mal keine Vorschriften zu machen. Ihr bildet euch alle ein, ihr hättet mich in der Tasche wegen dem, was passiert ist – aber es ist genau umgekehrt, *ich* hab *euch* in der Tasche!« Sie trat von ihm weg. »Wenn du wüsstest, wie ähnlich du meinem Vater bist, Schätzchen. Mein liebes, kleines, süßes Baby, ich hab dich sooo lieb – los, mach schon, gib mir endlich, was ich will, sonst prügte ich dich windelweich.« Verachtung blitzte in ihren Augen. »Für mich war er der liebe Gott, bis er angefangen hat, Cill zu begrapschen ... da ist mir aufgegangen, was für ein dreckiger Widerling er war – und ich habe ihn gehasst. Alles war okay, als er sagte, er hätte mich lieber als meine Mutter. Nichts war mehr okay, als er sagte, Cill hätte er am liebsten.«

Roy kannte das alles in- und auswendig. Jedes Mal, wenn sie zgedröhnt oder betrunken war, kramte sie die schmutzigen Familiengeheimnisse aus, beschmutzte sich selbst und beschmutzte ihn damit. Manchmal fragte er sich, ob er sich in diese selbstmörderisch symbiotische Beziehung hätte hineinziehen lassen, wenn sie ihm damals mit dreizehn die Wahrheit gesagt hätte, aber er war immerhin so ehrlich, sich einzugestehen, dass es auch dann nicht anders gekommen wäre. Dieser Wahnsinn, der in jenem tödlichen Mai 1970 über sie alle gekommen

war, war das Produkt von Alkohol und Selbstekel gewesen. Unter anderen Umständen wären die Probleme eines mageren kleinen Mädchens, das für sie keinerlei Anziehungskraft besaß, gar nicht beachtet, geschweige denn verstanden worden.

Sie hatte Recht mit ihrer Behauptung, ihn und die anderen in der Tasche zu haben. Seit mehr als dreißig Jahren forderte sie das Schicksal heraus. Dass sie noch lebte, hatte sie nur dem Heroin zu verdanken. Solange sie von einem Schuss zum nächsten gewankt war, war sie für niemanden eine Gefahr gewesen. Clean war sie eine wandelnde Zeitbombe. »Sei vorsichtig, Lou«, warnte er. »Ich kann dich nicht ewig beschützen.«

Sie blies eine Rauchwolke in seine Richtung. »Du bist sowas von arrogant«, sagte sie geringschätzig. »Hast du dir mal überlegt, dass vielleicht *ich* dich beschütze? Du bist derjenige, dem Nick nicht traut, Süßer. Du kennst ihn ja – wenn er sich einmal was in den Kopf gesetzt hat, kann's ihm keiner ausreden. Ich hab dir schon vor Monaten gesagt, dass ihm dein Kumpelgetue mit George nicht passt, aber du wolltest ja nicht auf mich hören.«

»So ein Quatsch!«

Sie zuckte mit den Schultern. »Und warum hat er wohl nichts dagegen, dass ich hierher komme? Er traut dir nicht über den Weg – und Micky würde er auch nicht trauen, wenn er noch am Leben wäre. *Er* hat mir damals aufgetragen, die Brieftasche

von dem Bimbo durchzusehen. Er ist total von der Rolle – sieht überall Gespenster.«

Das stimmte zumindest teilweise. Die spärlichen, noch unversehrten Reste von Nicks Gedächtnis waren zu einem sich endlos wiederholenden Film zusammengeschmolzen, der mit der Realität keine Ähnlichkeit hatte. Irgendwo in den Tiefen seines irren Gehirns erinnerte er sich einzig an Grace' Tod.

Sasha schloss ihre Hand um die Sprechmuschel des Handys. »Der Wagen ist auf Priscilla Fletcher Hurst zugelassen.« Sie sah George stirnrunzelnd an. »Woher kommt das Hurst? Sagten Sie nicht, ihr voriger Ehemann sei Roy Trent gewesen?«

»Colley Hurst«, sagte George langsam. »Wie konnte ich nur so vernagelt sein! Colley ist eine altmodische Abkürzung für Nicholas.« Sie suchte in ihrem Hefter nach dem Protokoll ihrer Gespräche mit Billy Burton. »Ihr Bruder sagte, ihr erster Mann habe Mike geheiß«, bemerkte sie mit einem Blick zu Jonathan.

»Könnte das Micky Hopkinson gewesen sein?«

»Hätte er den nicht erkannt?«

»Er sagte, sein Schwager sei damals im Gefängnis gewesen, und er habe ihn darum nie zu Gesicht bekommen.«

Jonathan beugte sich auf seinem Stuhl vor. »Zu welcher Datenbank hat Ihr Büro Zugang?«, fragte er Sasha. »Hätte es Sinn, Ihren Kollegen zu bitten,

Nicholas Hursts Namen einzugeben – und vielleicht auch Michael Hopkinsons?»

»Wir können es versuchen, aber ich glaube nicht, dass viel dabei herauskommen wird, es sei denn, die beiden hatten in den letzten zehn Jahren mal mit der Polizei zu tun.« Sie sprach noch einmal ins Telefon, buchstabierte beide Namen und beendete das Gespräch. »Er ruft in ein paar Minuten zurück und gibt mir Bescheid.« Sie überlegte einen Moment. »Wir haben eine Schwesterfirma, die einem praktisch alle Informationen beschaffen kann, die man haben möchte – ob das detaillierte Auskünfte über Bankkonten, Familie und berufliche Laufbahn sind oder medizinische und Sozialversicherungsdaten. Aber da die meisten dieser Informationen geschützt sind und damit das Risiko der Firma größer ist, liegen die Kosten höher. Ich weiß, dass Mr. Trevelyan sich so etwas nicht leisten kann, aber wenn einer von Ihnen die Auslagen übernimmt, wäre es vielleicht einen Versuch wert.«

»Wie viel?«, fragte George.

»Von fünfhundert Pfund aufwärts.«

Wieder wechselte Jonathan einen erheiterten Blick mit Sasha. »Ganz bestimmt nicht«, sagte er. »Ich würde mal denken, das verstößt zumindest gegen das Recht auf Schutz der Privatsphäre – aber es wäre verdammt *interessant*, George. Wir könnten einen Teil des vielbesprochenen Vorschusses, mit dem Andrew uns ständig lockt, dafür verwenden.«

»Und Ihre Schulden?«

Er fletschte die Zähne. »Erinnern Sie mich nicht daran.«

»*Jemand* muss es tun. Sie werden noch dankbar sein ...« Sie brach ab, als das Handy läutete, und Sasha das Gerät an ihr Ohr hob. »Ja«, sagte diese kurz, »schieß los.« Ihre Hand flog über den Block, als sie in Kurzschrift zu schreiben begann. »Okay, das hab ich. Was ist mit Michael Hopkinson? Gut – danke.« Sie legte das Handy auf den Tisch. »Zu Hopkinson haben sie nichts gefunden. Aber vor drei Jahren wurde die Londoner Metropolitan Police verurteilt, Nicholas Hurst zweihunderttausend Pfund zu bezahlen – Schmerzensgeld für eine von der Polizei verursachte Hirnverletzung sowie Entschädigung für rechtswidrige Festnahme, rechtswidrige Inhaftierung und Einkommenseinbuße. Zum Zeitpunkt des folgenschweren Zusammenstoßes mit der Polizei betrieb Hurst ein William-Hill-Wettbüro im East End. Drei Jahre lang musste er immer wieder ins Krankenhaus und kehrte schließlich 2001, als die Entschädigung ausgezahlt wurde, nach Bournemouth zurück. Letzte bekannte Adresse ...« Sie hob den Kopf. »Gaststätte *Crown and Feathers*, Friar Road, Highdown.«

»Du meine Güte!«, rief George. »Das ist ja vielleicht eine inzestuöse Geschichte! Wenn Mike tatsächlich Micky Hopkinson war, war Louise irgend-

wann mal mit jedem der drei verheiratet! Wieso sind die Männer nicht eifersüchtig aufeinander?»

»Weil ihnen Louise so wenig bedeutet, wie sie sich gegenseitig«, sagte Jonathan.

»Es gab mal ein Gesetz, das besagt, dass Ehefrauen gegen ihre Ehemänner nicht aussagen können«, warf Sasha ein. »Ich weiß nicht, wann es aufgehoben wurde, aber vielleicht glauben sie, es wäre immer noch in Kraft.«

Jonathan schüttelte den Kopf. »Sie sind gewissermaßen ein Stamm«, sagte er. »Die Ehe ist lediglich ein Mittel, einen Ausbruch Louises aus dem Stamm zu verhindern.« Er schwieg. »Die eigentlich interessante Frage ist, warum sie das mitmacht – aber vielleicht hat sie mehr dabei zu gewinnen als die Männer.«

»Was zum Beispiel?»

»Sicherheit?«, meinte er. »Danach strebt doch jeder Stamm seit Urzeiten.«

**Von:** Sasha Spencer [*S.Spencer@DetekteiWCH.com*]  
**Abgesandt:** Mi, 21.05.03, 10:02  
**An:** *jon.hughes@london.ac.uk*;  
*geo.gar@mullinst.co.uk*  
**Betrifft:** Bericht über Roy Trent, *Crown and Feathers*, Friar  
Road, Highdown

---

Liebe George, lieber Jonathan,

von meinem Kollegen bei der Detektei Bentham, unserem Schwesterunternehmen, habe ich inzwischen einen mündlichen Bericht über seine Nachforschungen über Roy Trent erhalten. Kopien des schriftlichen Berichts gehen Ihnen zu, sobald sie vorliegen. Fürs Erste übersende ich Ihnen eine Zusammenfassung der Ergebnisse seiner Recherchen.

1. Roy Trent ist bis zu seinem Tod rechtmäßiger Eigentümer des Pubs. Seine erste Ehefrau, Robyn Hapgood, war die Tochter des Voreigentümers. Sie ist 1988 an einer Überdosis Heroin gestorben und hinterließ Trent das Lokal. Nach seinem Tod soll es an ihren gemeinsamen Sohn Peter übergehen, der zur Zeit ihres Todes zwölf Jahre alt war. Der Besitz ist mit hohen Hypotheken belastet – die vielleicht zum Zeitpunkt des Todes von Robyns Vater (1984) zur Bezahlung der Erbschaftssteuer aufgenommen wurden –, aber Trent kommt den Zahlungen pünktlich nach. Das Anwesen wird im Jahr 2009 schuldenfrei sein.

2. Peter Hapgood, heute achtundzwanzig Jahre alt, ist mehrfach vorbestraft und war jahrelang drogenabhängig. Das erste Mal wurde er 1994 verurteilt, und derzeit verbüßt er eine fünfjährige Haftstrafe wegen schweren Einbruchs, von der er bereits zwei Jahre abgesessen hat.
3. Trent hat zahlreiche Kaufangebote für das Pub erhalten, die er alle ausgeschlagen hat. Warum er das getan hat, ist unklar. Er selbst verfügt ja nicht über die Mittel, auf eigene Faust etwas aus dem Anwesen zu machen. Vielleicht enthält das Testament eine Klausel, die ihm den Verkauf verbietet – das ist allerdings unwahrscheinlich, da derartige Klauseln anfechtbar sind. Mein Kollege ist der Ansicht, dass er an dem Besitz festhält, bis dieser schuldenfrei ist.
4. Er heiratete Louise Burton alias Daisy Burton alias Priscilla Hopkinson im Jahr 1992.
5. Michael Hopkinson starb 1986 nach mehreren Gefängnis-aufenthalten an einer Überdosis. Er und Louise heirateten 1974 (sie war damals siebzehn). Sie wurde drogenabhängig (Heroin/Crack/Kokain) und finanzierte ihre Sucht und die ihres Mannes durch Prostitution.
6. Nachdem sie Trent geheiratet hatte, versuchte dieser, sie zum Entzug zu bewegen (er verschaffte ihr einen Platz in einem Rehabilitationszentrum, wo sie genau sechs Wochen aushielt, bevor sie rückfällig wurde). Einer etwas unsicheren Quelle zufolge hatte sie ein Verhältnis mit Peter, als dieser bei seinem Vater im Haus lebte. Dieser selben Quelle zufolge soll Louise den Jungen a) zum Junkie gemacht



haben und dann b) zum Kriminellen, der sie beide finanzierte.

7. Trent bot Nicholas »Colley« Hurst im Jahr 2000 freie Unterkunft an und reichte die Scheidung ein, die im Juni 2001 ausgesprochen wurde.
8. Louise begann ein Verhältnis mit Nicholas, als er im *Crown and Feathers* lebte, und im August 2001 übersiedelten beide in ein gemietetes Haus auf Sandbanks. Hursts Entschädigung wurde im Oktober 2001 ausbezahlt, und er und Louise heirateten im November 2001. Louise ist »clean«, seit sie mit Hurst zusammen ist.
9. Louise besucht weiterhin regelmäßig das Pub.
10. Trent ist im Viertel wohlgeklungen (siehe Georges erste Eindrücke). Allgemein wird gelobt, dass er mit seinem Pub nicht die heutige »Schicki-Mode« mitmacht, sondern dass das *Crown and Feathers* auch für Leute mit wenig Geld noch erschwinglich ist. Er steht in dem Ruf, gegen Drogen zu sein.
11. Einzelheiten zu Trents Bank- und Finanzgeschäften befinden sich im schriftlichen Bericht. Ebenso Peter Hapgoods Vorstrafenregister. Trent selbst war wegen Diebstahls in fünf Fällen sechs Monate in einer Jugendstrafanstalt.

Mein Kollege meint, Sie sollten mögliche Drogenverbindungen gründlich prüfen. Trent spricht sich zwar öffentlich gegen Drogen aus, aber unter den Leuten, mit denen er privat zu tun hat, ist oder war die Missbrauchsrate hoch. Die

Hauptinformantin (eine ehemalige Prostituierte, die behauptet, Trent sei Ende der Siebzigerjahre ihr Zuhälter gewesen) erklärte, sie habe bis 1985, als sie mit den Drogen Schluss machte, diese bei ihm gekauft. Keine Hinweise darauf, dass er immer noch dealt, aber es stellen sich doch Fragen angesichts der Diskrepanz zwischen den schlechten Geschäften des Pubs und den hohen Hypothekenzahlungen, die Trent regelmäßig leistet.

Hinter dem Haus befindet sich eine Garage, die mein Kollege nicht näher untersuchen konnte, weil er sonst riskiert hätte, von Trent entdeckt zu werden. Aber sie ist mit einer Alarmanlage und einer Überwachungskamera ausgestattet und besitzt nach hinten eine Tür, die auf eine Gasse hinausführt. (Er hat von seinem Wagen aus ein paar Fotos geschossen, von denen Vergrößerungen beiliegen). Es wäre möglich, das Grundstück von einem der Nachbarhäuser aus zu überwachen, um festzustellen, ob die Garage dem Drogenhandel dient, aber so eine Operation wäre sehr kostspielig und sollte vielleicht besser der Polizei überlassen bleiben. Mein Kollege sagte: »Es kann auch einfach nur ein Ferrari da drinstehen.«

Betreff: Robert und Eileen Burton

Nach Rücksprache mit meinem Vorgesetzten habe ich beschlossen, das Gespräch mit den Burtons so lange aufzuschieben, bis wir mit Louise geredet haben. Es wäre natürlich von großem Vorteil, wenn wir gründlich informiert in die Befragung

von Louise gehen könnten, aber da man nach Robert Burtons E-Mail an seinen Sohn und William Burtons Telefonat mit seiner Mutter damit rechnen kann, dass die beiden alles leugnen werden, würde eine Unterhaltung mit ihnen gar nichts bringen. Im Gegenteil, ein Gespräch im Vorfeld würde sie höchstens warnen, dass womöglich eine polizeiliche Untersuchung ins Haus steht, und das wiederum würde vermutlich die Bereitschaft zu zukünftiger Zusammenarbeit beeinträchtigen, besonders auf Seiten Eileen Burtons.

Betreff: Louise Burton/Priscilla Fletcher

Gestern machte sie den Vorschlag zu einem Treffen in ihrem Haus. Es soll am Montag, dem 26. Mai, um 11 Uhr stattfinden. Ich halte es für ratsam, dass ich mich zunächst allein mit ihr treffe und es ihr überlasse, den Kurs zu setzen. Vorausgesetzt, Sie haben Zeit, werde ich mich danach bei Ihnen melden, um Ihnen zu berichten.

In der Hoffnung, dass Sie damit einverstanden sind, und mit herzlichen Grüßen,

Sasha Spencer

**Von:** Dr. Jonathan Hughes  
[jon.hughes@london.ac.uk]  
**Abgesandt:** Mi, 21.05.03, 15:06  
**An:** S.Spencer@DetekteiWCH.com  
**Kopie:** geo.gar@mullinst.co.uk  
**Betrifft:** Auf Nummer Sicher gehen

---

Liebe Sasha,

danke für all die Informationen, aber ich frage mich, ob es klug ist, dieses Treffen in der Höhle des Löwen abzuhalten. Ich rate Ihnen dringend, sich noch einmal mit Louise in Verbindung zu setzen und einen neutralen Ort zu vereinbaren. NB: Colley Hurst ist hirngeschädigt und ein Vergewaltiger, der möglicherweise an Grace Jefferies' Ermordung beteiligt war.

Die Leute, mit denen Sie es da aufnehmen wollen, sind nicht normal, Sasha. George und ich haben zwar recht fragwürdigen Ermittlungen über Roy Trent zugestimmt, *nicht aber riskanten Gesprächen mit mutmaßlichen Mördern.*

Bitte tun Sie etwas, George! Sie sind die Psychologin. Ist das vernünftig?

Gruß

Jon

**Von:** George Gardener [*geo.gar@mullinst.co.uk*]

**Abgesandt:** Do, 22.05.03, 08:41

**An:** *S.Spencer@DetekteiWCH.com*

**Kopie:** *jon.hughes@london.ac.uk*

**Betrifft:** Auf Nummer Sicher gehen

---

Liebe Sasha,

in aller Eile: Jonathan hat Recht. Denken Sie doch bloß darüber nach, was Louise veranlassen sollte, Sie in ihr Haus zu lassen, wenn sie ihrem Bruder den Zutritt strikt verweigert hat. Bitte überlegen Sie sich etwas anderes. Alles, was wir über Colley Hurst wissen, lässt vermuten, dass er ein gewalttätiger Mensch ist.

Gruß

George

**Von:** Sasha Spencer [*S.Spencer@DetekteiWCH.com*]

**Abgesandt:** Do, 22.05.03, 12:07

**An:** *jon.hughes@london.ac.uk*;  
*geo.gar@mullinst.co.uk*

**Betrifft:** Vertrauen Sie mir

---

Lieber Jon, liebe George,

ich bin über 21. Ich brauche keine Kindermädchen.

Sasha

*Palencia, Frean Street, Sandbanks, Bournemouth*  
*Montag, 26. Mai 2003, 11 Uhr*

Aus der Nähe besaß Louise, wie Andrew Spicer bereits festgestellt hatte, nicht die geringste Ähnlichkeit mit Cill Trevelyan. Sie war zierlicher gebaut, hatte feinere Gesichtszüge, und ihre Augen hatten die falsche Farbe. Sie sah außerdem hübscher und jünger aus, als Sasha erwartet hatte, dem finsternen, mürrischen Kind in William Burtons Fotoalbum nur vage ähnlich. In einem frischen jadegrünen Kleid, das ihre schlanke Figur betonte, öffnete sie die Tür. Sasha kam sich mit ihrer hässlichen Brille und dem engen braunen Kostüm, in das sie sich hineingezwängt hatte, unförmig und plump vor und ließ sich dies anmerken, indem sie krampfhaft ihre Jacke über die Hüften zog. Louise lächelte amüsiert und führte sie über den Flur ins Wohnzimmer.

Sasha hätte sofort gesehen, dass das Haus gemietet war, auch wenn der Immobilienmakler es ihr nicht gesagt hatte. Alles im üblichen langweiligen Creme gestrichen, Allerweltsmöbel überall, ge-

rahmte Drucke impressionistischer Gemälde und Ansichten von Dorset an den Wänden. Es gab kaum etwas Persönliches, und das einzig Interessante im Wohnzimmer war ein großer Fernsehapparat, ähnlich dem im Arbeitszimmer. Auf dem Bildschirm lief ein Pferderennen, der Ton war abgestellt. Louise bemerkte Sashas Blick.

»Mein Mann schließt Internetwetten ab«, bemerkte sie mit einer Geste zu einem Sessel, während sie selbst sich auf dem Sofa niederließ. »Bei uns läuft auf einem der Kanäle immer irgendein Rennen.«

Sasha setzte sich und sagte höflich lächelnd: »Ich wusste gar nicht, dass die auch schon morgens stattfinden.«

Louise warf einen Blick auf den Bildschirm. »Es ist sicher eine Aufzeichnung. Stört es Sie? Soll ich es ausmachen?«

Sasha horchte in die Stille. »Nein, nein, es stört mich nicht. Ich möchte auf keinen Fall, dass Ihr Mann sich beeinträchtigt fühlt.«

»Er merkt das höchstens, wenn er zu uns hereinkommt«, erklärte Louise. Sie griff nach der Fernbedienung und schaltete den Apparat aus. Dann schlug sie ein Bein über das andere und sah Sasha mit ermunterndem Blick an. »Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

Sasha hob mit scheinbarer Nervosität zu ihrer üblichen Einleitung über die Vertraulichkeit



ihrer Recherchen an und gestand sich dabei ein, dass sie sich mühelos davon hätte überzeugen lassen, dass Williams Geschichte reine Fantasie war, wenn Louise ihr vor zwölf Tagen die Tür geöffnet hätte. Die Frau war selbstsicher, charmant und elegant, nichts verriet, dass sie mit einem gewalttätigen Mann verheiratet war und ein Leben hinter sich hatte, das von sexuellem Missbrauch und Drogenabhängigkeit bestimmt gewesen war. Ihre Sprache war kultivierter als Williams gutturale, vom einheimischen Dialekt geprägte Ausdrucksweise. Sasha fragte sich allerdings, wie echt dieses Bild von Louise war.

Louise ließ Sasha ihre einleitenden Worte ohne Unterbrechung zu Ende sprechen. »Auf Ihrer Karte erwähnten Sie Cill Trevelyan«, sagte sie dann. »Heißt das, dass David und Jean Ihre Auftraggeber sind?«

Sasha nickte. »Erinnern Sie sich an sie, Mrs. Fletcher?«

»Aber natürlich«, antwortete sie unbefangen. »Cill war meine beste Freundin – wie Sie ja wohl wissen, sonst hätten Sie gewiss nicht ›Für Louise Burton‹ auf Ihre Karte geschrieben.«

Sasha fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Das ist richtig, ja.«

Louise beobachtete sie so aufmerksam, dass ihr die Anzeichen der Nervosität kaum entgehen konnten. »Und wie geht es den Trevelyan?«, fragte sie.

»Ich denke oft an sie – es muss grauenhaft sein, ein Kind auf diese Weise zu verlieren.«

Dieser Anfang war ganz anders, als Sasha erwartet hatte – eher wie ein höfliches Eröffnungsgeplänkel bei irgendeiner gesellschaftlichen Veranstaltung –, aber sie ging darauf ein und berichtete, dass es Jean in letzter Zeit nicht gut ging. Louise servierte einige erheiternde Erinnerungen an Besuche bei den Trevelyan in Highdown und sprach dann von ihrer tiefen Betroffenheit, als sie erfahren hatte, dass Cill weggelaufen war. »Wir standen einander unglaublich nah«, murmelte sie, ehe sie abrupt in Schweigen verfiel, offenbar darauf wartend, dass Sasha den Faden wieder aufnehmen würde.

Der Hauch eines Geräuschs wehte durch das Haus, und diesmal war Sashas Nervosität nicht gespielt. »Sie wundern sich wahrscheinlich, wie ich Sie gefunden habe.«

»Nein, eigentlich nicht«, entgegnete Louise. »Ich verstecke mich ja nicht. Man kann doch kaum mehr auf dem Präsentierteller leben als auf Sandbanks.«

Sasha verbarg sich hinter ihrem automatischen Lächeln. »Es war Ihr Bruder, der uns über Sie unterrichtet hat, Mrs. Fletcher. Er wusste, dass wir für Mr. und Mrs. Trevelyan tätig sind. Soviel ich weiß, hat er vor ungefähr einem Monat mit Ihnen Kontakt aufgenommen?« Sie beobachtete Louise ebenso scharf wie diese sie und bemerkte, wie deren Augen sich plötzlich zusammenzogen. »Sie

werden sicher verstehen, dass David und Jean Trevelyan die Hoffnung, ihre Tochter zu finden, niemals aufgegeben haben, und jedes Mal, wenn wir neue Informationen erhalten, setzen wir die Ermittlungen wieder in Gang.«

Sie nahm Akte und Block aus ihrer Aktentasche und legte beides auf ihren Schoß. »Sie wissen vielleicht nicht, dass sich im Laufe der Jahre verschiedene Ermittlungsunternehmen bemüht haben, Sie ausfindig zu machen«, fuhr sie fort. »Jedoch vermutlich wegen Ihrer zahlreichen Namensänderungen ohne Erfolg.«

Sie neigte den Kopf zu ihren Aufzeichnungen hinunter und hielt ihre Brille dabei mit einem Finger auf dem Nasenrücken. »Zuerst Louise Burton, dann Daisy Burton, dann Daisy Hopkinson, danach Cill Trent und jetzt Priscilla Fletcher Hurst.« Sie hob den Kopf und sah Louise mit aufforderndem Blick an. »Ich finde es einigermaßen verwunderlich, dass Sie sich Cills Vornamen zugelegt und die Männer geheiratet haben, die Ihre Freundin damals vergewaltigt haben.«

Louise kam der Aufforderung bereitwillig nach. »Es geht Sie zwar nichts an«, sagte sie gelassen, »aber ich kenne alle drei seit meiner frühen Jugend. Ich wäre bei Michael geblieben, wenn er nicht gestorben wäre – und danach bei Roy, wenn Colley nicht zurückgekommen wäre. Daran ist nichts Verwunderliches. Vernünftige Menschen heiraten

immer ihre Freunde. Da weiß man wenigstens, worauf man sich einlässt.«

Sasha erwiderte einen Moment schweigend ihren Blick. Dann sagte sie: »Meinetwegen, nur wussten Sie in diesem Fall doch, dass Sie sich mit drei gewalttätigen jungen Männern einließen, die gemeinsam Ihre beste Freundin vergewaltigt hatten. Das Erlebnis hat Ihren Bruder traumatisiert – heute noch, dreißig Jahre nach dem Ereignis, überkommen ihn die Erinnerungen. Ist es Ihnen denn nicht ähnlich ergangen – zumal Cill drei Wochen danach spurlos verschwand?«

»Billy erfindet Geschichten, um mehr Pep in sein Leben zu bringen«, entgegnete Louise wegwerfend. »Das würde wahrscheinlich jeder tun, der die langweiligste Person geheiratet hat, die ihm je über den Weg gelaufen ist, der immer brav getan hat, was Papa gesagt, und sein Leben lang in ein und demselben Haus verbracht hat. Er war zehn Jahre alt, und er war betrunken. Es ist doch klar, dass seine Erinnerungen völlig verzerrt sind.«

Sasha machte sich eine Notiz. »So wie Sie ihn beschrieben haben, erscheint er viel zu fantasielos, um Geschichten zu erfinden«, bemerkte sie. »Er ist jedenfalls überzeugt davon, dass seine Erinnerungen den Tatsachen entsprechen.«

Die gepflegte Ausdrucksweise geriet ein wenig ins Rutschen. »Also, von Vergewaltigung kann keine Rede sein. Cill war ja ganz geil auf Sex mit Roy,

sie kriegte ihren Rock nicht schnell genug hoch ... Erst als Micky und Colley auch noch mitgemischt haben, hat sie angefangen, sich zu beschweren. Lieber Gott, die Jungs waren ganze vierzehn, hatten keinerlei sexuelle Erfahrung und waren stockbesoffen vom Wodka. Mindestens zwei von ihnen haben abgespritzt, bevor sie überhaupt drin waren.« Sie zuckte mit den Schultern. »Ich will damit nicht sagen, dass es lustig ist, wenn drei solche Bürschchen über einen herfallen, aber Cill war genauso groß wie sie und auch nicht ohne.« Sie hielt einen Moment inne. »Sie ist auch nicht wegen dieser Geschichte von zu Hause weggelaufen, sondern weil ihr Vater sie ständig verprügelt hat. Sie hatte vorher schon wochenlang immer wieder gesagt, sie würde abhauen, wenn er sie noch mal schlägt.«

Sasha war nicht bereit, sich auf Nebenkriegsschauplätze locken zu lassen. »Ihr Bruder hat es aber anders in Erinnerung, Mrs. Fletcher. Er beschreibt ein ungeheures Maß an Brutalität, das unverzeihlich war, ganz gleich, wie alt die Täter waren.«

»Dann müssen Sie sich wohl entscheiden, wem von uns Sie glauben wollen – obwohl ich die Art und Weise, wie mein Bruder meine Ehemänner verleumdet, ausgesprochen unverschämt finde. Er hat mit keinem von ihnen mehr als einmal gesprochen, und das war eben an dem Tag, als er so betrunken war, dass er kaum zwei zusammenhängende Worte herausbekam.«

Sasha nahm die Kopien der Zeitungsausschnitte, die George aufgestöbert hatte, aus der Akte und legte den Ausschnitt mit dem Interview mit Jean Trevelyan obenauf. »Sie sagten damals bei der Polizei aus, es sei eine Rudelvergewaltigung gewesen«, begann sie und reichte ihr das Blatt. »Jean Trevelyan bezieht sich in diesem Artikel auf Ihre Aussage.«

Louise warf einen Blick auf die Schlagzeile und legte den Bericht auf den Couchtisch, ohne ihn gelesen zu haben. »Wie soll ich einen Ausdruck verwendet haben, den ich gar nicht kannte?«, konterte sie. »Ich habe lediglich beschrieben, was geschehen war. Rudelvergewaltigung hat die Polizei es genannt – und das ist wahrscheinlich der Grund, warum Billy jetzt seine Erinnerungen ausschmückt.« Sie holte kurz Atem und fuhr in versöhnlicherem Ton fort: »Ist denn das wirklich notwendig? Es hilft doch den Trevelyans nicht, jetzt darauf zu dringen, dass Billys Version akzeptiert wird. Die Jungs wurden damals von der Polizei vernommen, aber es wurde keine Anklage gegen sie erhoben, weil man die Sache ganz einfach nicht so schwerwiegend fand.«

»Es wurde keine Anklage erhoben, weil Ihre Freundin Cill verschwunden war und Sie sich weigerten, die Täter zu identifizieren.«

»Es war keine Weigerung. Ich *konnte* sie nicht identifizieren – jedenfalls damals nicht. Wir haben

uns ja erst später angefreundet, als Micky und ich miteinander gegangen sind. Ich habe mich erst daran erinnert, dass er einer von ihnen war, als ich sie alle drei zusammen sah, da ist mir alles wieder eingefallen. Aber da hatte Micky mich schon überzeugt, dass sie in Ordnung waren.« Sie strich sich mit einer Hand über den Baumwollstoff ihres Kleids. »Vielleicht sollten Sie Nick fragen?«, meinte sie. »Er wird Ihnen sagen, dass es wahr ist.« Sie neigte den Kopf zur Seite. »Soll ich ihn holen?«

Sasha unterdrückte ein nervöses Flattern ihres Magens. »Das wäre eine Hilfe«, sagte sie. »Danke.«

Louise lachte plötzlich und griff nach der Zigarettensackung auf dem Kaminsims. »Ich würde davon abraten. Er hat eine Hirnverletzung und mag es gar nicht, wenn man ihn nach der Vergangenheit fragt – hauptsächlich weil er sich nicht erinnern kann und sich blamiert fühlt.« Sie zündete sich eine Zigarette an. »Es ist schon merkwürdig, wie das Gehirn arbeitet. Er hat ganze Teile seines Lebens vergessen, aber er hat die Form sämtlicher Pferde bis zurück ins Jahr 1980 im Kopf und kann immer noch ruck, zuck die Gewinnchancen ausrechnen. An einem guten Tag kann er zehn Mille machen, ohne sich von seinem Computer wegzubewegen.«

»Erinnert er sich an die Vergewaltigung?«

»Keine Ahnung«, antwortete Louise mit einem boshaften Blitzen in den Augen. »Ich habe mich nie zu der Dummheit hinreißen lassen, ihn danach

zu fragen. Aber bitte! Sein Arbeitszimmer ist gleich hinter der Küche.«

»Erinnert er sich an Sie?«

»Was soll das heißen?«

»Gehören Sie zu einem Teil, an den er sich erinnert?«

Louise schien eine Falle zu fürchten und antwortete nicht gleich. »Ich kenne ihn seit Jahren«, sagte sie dann. »Er müsste schon sein ganzes beschissenes Leben vergessen haben, um sich an mich nicht zu erinnern.«

»Interessant«, sagte Sasha, die vermerkte, dass Louises scheinbare Kultiviertheit immer löchriger wurde. »Und wie nennt er Sie, Mrs. Fletcher? Louise? Daisy? Cill? Oder Priscilla? So ließe sich doch nachprüfen, woran er sich erinnert.«

»Er nennt mich Priscilla.« Durch den Rauch ihrer Zigarette starrte sie Sasha an. »Den Namen trage ich schon seit zwanzig Jahren.« Sie lächelte zynisch. »Und bevor Sie jetzt fragen, warum – ich war stoned, als ich ihn mir ausgesucht habe, wenn ich also dabei überhaupt an Cill dachte, dann höchstens im Unterbewusstsein. Ich fand einfach, der Name hätte mehr Klasse als Louise oder Daisy – wahrscheinlich weil die Trevelyans solche Snobs waren.«

Sasha ließ einen Moment des Schweigens vergehen. »Warum haben Sie der Polizei nichts davon gesagt, dass Billy bei der Vergewaltigung dabei war? Er wusste die Namen der Burschen.«



»Ich wollte ihn in Schutz nehmen. Unsere Eltern wussten nicht, dass er die Schule geschwänzt hatte.«

»Und wieso hat die Schule sein Fehlen nicht bemerkt?«

»Weil ich angerufen und ihn entschuldigt habe. Ich habe mich als meine Mutter ausgegeben und gesagt, er wäre krank.«

»Warum?«

»Um ihm aus der Patsche zu helfen natürlich.« Sie zog an ihrer Zigarette. »Es war das einzige Mal, dass er geschwänzt hat – er hatte solchen Schiss, dass er's nie wieder getan hat. Er sollte mir dankbar sein, anstatt aus der Geschichte ein Drama zu machen.«

Wieder lächelte Sasha. »Ich glaube nicht, dass er Ihnen zustimmen würde, Mrs. Fletcher.« Sie schwieg kurz, um ihre Brille höher zu schieben. »Ich meinte eigentlich, warum wollten Sie ihn an dem Tag dabeihaben? Er hat mir erzählt, das Treffen mit den Jungen sei geplant gewesen, und Sie und Cill hätten ständig sexuell anzügliche Bemerkungen gemacht, um sie aufzureizen. Ich verstehe nicht, warum man da einen Zehnjährigen mitschleppt.«

»Das ist doch alles Blödsinn«, widersprach Louise aufgebracht. »Gar nichts war geplant – es wäre überhaupt nicht möglich gewesen. Wir kannten die Jungs ja gar nicht. Wir waren unten bei den

Arkaden und haben sie zufällig getroffen, und Cill war sofort scharf auf Roy. Wir hatten Billy nur am Hals, weil er nicht in die Schule gehen konnte, ohne dass sie ihn ins Verhör genommen hätten, und heimgehen konnte er auch nicht, weil da unsere Eltern waren.«

Sasha blätterte einige Seiten zurück. »Wie ich es verstanden habe, hat Cill ihn überredet mitzugehen, und Sie waren wütend darüber.«

Louise zögerte merklich. »Ich weiß das nicht mehr, aber wahrscheinlich stimmt es«, sagte sie. »Cill fand's immer gut, wenn sie andere auch zum Schwänzen verleiten konnte, und sie nicht die Einzige war.«

»Ihr Bruder sieht das anders. Er sagte, Cill habe ihn dabeihaben wollen, weil sie nicht so versessen wie Sie darauf war, mit den Jungen allein zu sein. Seiner Meinung nach haben Sie die Vergewaltigung mit herbeigeführt – weil Sie wütend waren, dass Roy mehr an Cill interessiert war als an Ihnen.«

»So ein Quatsch!«, sagte Louise verächtlich. »Wenn ich jemals so scharf auf Roy gewesen wäre, wäre ich heute noch mit ihm verheiratet.«

Sasha fand die gesuchte Seite, auf der sie ein Nachfolgespräch mit William Burton aufgezeichnet hatte. »Ihr Bruder glaubt nicht, dass es Ihnen darum ging, ihn in Schutz zu nehmen, Mrs. Fletcher, und sucht deshalb nach Gründen, warum Sie der Polizei nicht gesagt haben, dass er dabei

war. Offensichtlich haben Sie ihn früher ohne Skrupel jederzeit irgendwo reingeritten, wenn Sie dadurch ihre eigene Haut retten konnten.« Sie fuhr mit dem Finger die Zeilen auf dem Block abwärts. »Hier sind einige der Erklärungen, die ihm dazu eingefallen sind. Die Jungen waren Freunde von Ihnen, und da Sie nicht wollten, dass sie festgenommen werden, konnten Sie nicht zulassen, dass Ihr Bruder ihre Namen nannte.« Sie hob kurz den Blick. »Nein? Dann wollten Sie vielleicht Cill nach Herzenslust schlecht machen, weil Sie wütend waren, dass Ihr Vater sie so gern hatte? Und Ihr Bruder durfte natürlich auf keinen Fall für sie eintreten?«

Louise drückte mit einer heftigen Bewegung ihre Zigarette in den Aschenbecher. »Meinem Vater war das doch scheißegal. Aufgeregt hat sich nur Mr. Trevelyan. Wie konnte eine Louise Burton es wagen zu behaupten, seine Tochter wäre ein Flittchen! Im Grunde genommen war es zum Lachen. Alle wussten, dass es stimmte, nur ihre bigotten Eltern nicht.«

Sasha sagte nichts darauf. »Wie wär's damit: Sie wussten, wo Cill sich aufhielt, wollten aber nicht danach gefragt werden und lenkten deshalb die Aufmerksamkeit der Polizei auf etwas, was drei Wochen vorher geschehen war. Wenn Billy in die Geschichte hineingezogen worden wäre, hätte er möglicherweise Grace Jefferies erwähnt, und das

wollten Sie nicht.« Absichtlich gebrauchte sie die Worte, die Louise Andrew Spicer gegenüber gebraucht hatte. »Was war denn schon dabei? Cill war am Leben ... bei Grace war sie sicher ... und Sie glaubten, sie würde brav wieder heimgehen, wenn ihr langweilig würde.« Sie hob wieder den Kopf und blickte in die hellen Augen.

»Nie im Leben hat Billy Ihnen das erzählt.«

»Nein«, bestätigte Sasha. »Aber er ist nicht der Einzige, mit dem ich gesprochen habe, Mrs. Fletcher. Gehen wir mal einen Moment zurück zu der Vergewaltigung. Ihr Bruder sagte, Sie seien zu Grace gelaufen, um frische Sachen zu holen, weil Cills zerissen und voller Blut waren. Wie ging es danach weiter? Sind Sie mit ihr zu Grace gegangen, damit sie dort baden und sich frisch machen konnte?«

Louises Miene versteinerte, aber sie sagte nichts darauf.

»Soll ich das als ›Ja‹ verstehen?« Sie wartete auf eine Reaktion, aber es erfolgte keine. »Natürlich konnten Sie der Polizei nicht sagen, dass Sie zu Grace gegangen waren«, fuhr sie in gleichmütigem Ton fort, »denn da hätte man zwei und zwei zusammengezählt und hätte Grace sofort aufgesucht, um sie nach Cill zu fragen. Und aus irgendeinem Grund wollten Sie das nicht. Warum nicht?«

»Weil Cill mich umgebracht hätte, wenn ich sie verpetzt hätte. Wir hatten schon einen Streit gehabt – ich wollte nicht noch einen.« Louise lächelte

bitter. »Jeder sieht immer nur dieses arme kleine Ding, das von zu Hause weggelaufen ist, weil es so todunglücklich war. Aber so war sie gar nicht – sie war brutal und tyrannisch. Wehe, man ist ihr in die Quere gekommen, die hat einem den Schädel eingeschlagen.«

»Worüber hatten Sie Streit mit ihr?«

»Worüber streiten junge Mädchen? Wer besser aussieht!« Sie schüttelte den Kopf über Sashas verständnisloses Gesicht. »Ja, Herrgott noch mal! Wo leben Sie denn, Mädchen? Nehmen Sie ein paar Pfund ab ... lassen Sie sich die Haare richten ... machen Sie hin und wieder mal eine schmutzige Bemerkung. Sonst sterben Sie als alte Jungfer. *Sex*, Schätzchen. *Männer!* Sie hat dauernd damit angegeben, dass sie bei den Jungs besser ankommt als ich, und schließlich habe ich gesagt, wenn sie nicht den Mund hielte, würde ich ihren Eltern das mit der Vergewaltigung sagen. Sie hat mich ja fast zur Weißglut getrieben.«

Sasha konzentrierte sich auf ihre Aufzeichnungen. »Sie wussten also, dass es eine Vergewaltigung war?«

»So kann man's nennen, wenn man will«, versetzte Louise wegwerfend. »Wen zum Teufel hat es interessiert, was es war? Für Cill war's ein Spaziergang im Park – ein Beweis dafür, dass sie attraktiv genug war, um gevögelt zu werden.« Sie sah den Schatten des Widerwillens auf Sashas

Gesicht. »Keine Angst. Ihnen wird so was nie passieren. Sie sind nicht der Typ, über den die Männer herfallen. Man muss schon ein bisschen Fleisch zeigen, wenn man will, dass sich die Kerle für einen interessieren.«

Sasha griff automatisch an ihre Brille, aber sie hielt tapfer an ihrem Gesprächsplan fest. »Wenn Ihr Bruder befragt worden wäre, hätte er Grace erwähnt. Ist das der wahre Grund, warum Sie ihn aus der Sache heraushalten wollten?«

Louise zündete sich eine frische Zigarette an. Dann lehnte sie sich auf dem Sofa zurück und blickte zur Zimmerdecke hinauf. »Wenn Sie das alles von Andrew Spicer oder seinem braven kleinen Schreiberling haben, kann ich mir ja die Mühe sparen. Nichts von alledem hätte die geringste Bedeutung gehabt, wenn die dumme Gans nach Hause gegangen wäre. Ich wollte ihr einen Gefallen tun – ihr ein bisschen Anteilnahme und Mitgefühl verschaffen. Und was tut sie? Haut mich in die Pfanne, indem sie sich in Luft auflöst. Sie wäre stinkwütend gewesen, wenn ich zugelassen hätte, dass Billy die Jungs beim Namen nennt, weil sie immer noch auf Roy scharf war. Sie hätte bei ihrer Mutter auf die Tränendrüse gedrückt und einen hysterischen Anfall hingelegt, wenn die Polizei versucht hätte, der Geschichte nachzugehen. So lief das bei ihr.«

»Und bei Ihnen wohl auch?«, fragte Sasha neu-

gierig. »Ihre Mutter war danach ja sehr um Ihren Schutz besorgt.«

Verachtung blitzte in ihren Augen auf. »Um ihren eigenen Schutz, meinen Sie. Sie hat sich ja jedes Mal fast in die Hose gemacht, wenn sie dran gedacht hat, was die Nachbarn sagen würden, wenn rauskäme, dass ich Cill an dem Samstag bei Grace im Haus gesehen hatte. Die ganze verdammte Familie war doch fertig gemacht worden.«

»Wann haben Sie es ihr gesagt?«

»Sie meinen, dass Cill bei Grace war?« Sie zuckte gleichgültig mit einer Schulter. »Ich weiß nicht mehr.«

»Es ist wichtig, Mrs. Fletcher.«

Louise senkte den Blick. »Wieso? Was spielt es für eine Rolle? Meine Mutter wird Ihnen sowieso erzählen, dass ich lüge. Sie ist wie Billy – erfindet seit Jahren die Vergangenheit neu.«

»Sie haben es ihr also an dem Samstag gesagt?«

Ein kurzes Nicken.

»Bevor Sie bei der Polizei waren oder hinterher?«

»Vorher.«

Wie Zähneziehen, dachte Sasha, als Schweigen eintrat und sich dehnte. Sie fragte sich, in welchem Maß die Strategie geplant war und wer sie ange-regt hatte. »Wie und wann genau?«

»Es war an dem Samstag. Samstags hat sie nicht gearbeitet.«

»Und?«

»Wir saßen in der Küche, als das Telefon läutete. Es war Jean Trevelyan. Sie wollte wissen, ob Cill bei uns war. Meine Mutter sagte Nein, legte auf und ging sofort auf mich los. Was ich getan hätte. Was für einen Grund Cill gehabt hätte, von zu Hause wegzulaufen. Was ich darüber wüsste. Und so weiter. Am Ende bin ich zu Grace rübergelaufen. Als ich zurückkam, war mein Vater zu Hause, stocksauer, weil David Trevelyan sich in der Arbeit mit ihm geprügelt hatte. Meine Mutter sagte, es würde ihnen recht geschehen, wenn Cill überhaupt nicht mehr heimkäme, und da habe ich ihnen gesagt, dass sie sich bei Grace versteckte.«

»Ihre Mutter hat bei der Polizei gesagt, sie habe keine Ahnung, wo Cill sich aufhalte.«

»Nur weil mein Vater so eine Stinkwut auf David Trevelyan hatte. Er meinte, dem würde es gut tun, ein bisschen zu schmoren. Dann kreuzten die Bullen auf und sagten, ich müsste zur Vernehmung auf die Dienststelle kommen, weil ich Cills beste Freundin sei. Das brachte meinen Vater dann richtig auf die Palme. Er verlangte, dass sie zu Hause mit mir reden, aber sie beriefen sich auf die Vorschriften zur Befragung Minderjähriger. Für meinen Vater stand sofort fest, dass David ihn wegen ihrer Prügelei bei der Polizei schlechtgemacht hatte. Deshalb sollte ich den Bullen auch erzählen, Cill hätte Sex gehabt. Die Trevelyans sollten erfahren, was für eine Schlampe ihre Tochter war.«



»Ihre Eltern wussten davon?«

Rauch schwebte aus Louises Mund in die Höhe. »Mein Vater, ja«, sagte sie kurz. »Bei meiner Mutter weiß ich's nicht.«

»Wer hat es ihm gesagt?«

»Was vermuten Sie?«

»Sie?«

»Blödsinn«, widersprach sie verächtlich. »Das hätte mir doch gar nichts gebracht. Warum hätte ich ihm einen Grund geben sollen, sich ihretwegen aufzuregen? Sie haben doch offenbar rausgekriegt, dass er eine Schwäche für sie hatte.« Sie betrachtete Sasha mit einem zynischen Lächeln. »Cill selbst hat's ihm gesagt. Ja, so war sie. Hauptsache, die Männer haben sich um sie geprügelt, was anderes hat sie nicht interessiert. Es hat *David* ganz verrückt gemacht, dass sie so viel bei uns war.« Sie lachte ohne Erheiterung über Sashas entsetztes Gesicht. »Na, hören Sie mal! So dumm können Sie doch nicht sein. Was glauben Sie denn, warum der Mistkerl sie dauernd verdroschen hat? Bestimmt nicht, weil er die Bewegung brauchte. Nein, weil seine Frau ein frigides Luder war, und es ihm jedes Mal gekommen ist, wenn er Cill den Hintern versohlt hat.«

Schocktaktik, dachte Sasha, sehr wirkungsvoll. Sie starrte auf die Kopie des Artikels, die auf dem Couchtisch lag – *Der Schmerz der Mutter um die verschwundene Tochter* –, und dachte an

Davids kraftvolle Stimme auf dem Tonband seiner Vernehmung. »Wussten Mr. und Mrs. Trevelyan, dass Sie und Cill sich bei Grace versteckten, wenn Sie die Schule schwänzten?«, fragte sie.

Louise schüttelte den Kopf. »Nein. Außer Cill hat es ihnen gesagt.«

»Aber Ihre Eltern wussten es?«

»Ja, aber sie haben es erst erfahren, als wir schon damit aufgehört hatten. Howard hat mir ständig wegen Cill in den Ohren gelegen, und als ich ihm sagte, er solle mich in Ruhe lassen, ist er zu seiner Großmutter gerannt. Und prompt stand Grace bei uns vor der Tür und wollte wissen, was los sei. Meine Mutter hat die ganze Sache sofort geschnallt und Grace richtig runtergeputzt. Sie könne froh sein, dass sie sie nicht dafür anzeigen würde, dass sie Schulschwänzer bei sich versteckt habe, nur damit ihr nichtsnutziger Enkel sich an zwei halbwüchsigen Mädchen aufgeilen könne.«

Es war, als fügten sich die Teile eines Puzzles Stück für Stück ineinander. Jede Auskunft, die Sasha erhalten hatte, sei es auf direktem oder indirektem Weg, fand ihren Platz. Sie überlegte einen Moment lang. »Was tat Ihr Vater, während Sie mit Ihrer Mutter auf der Polizeidienststelle waren?«, fragte sie.

»Keine Ahnung. Wahrscheinlich hat er geschlafen. Er hatte die ganze Nacht gearbeitet.«

»War er zu Hause, als Sie zurückkamen?«

»Ich denke, ja. Wir mussten samstags morgens immer leise sein, und ich kann mich nicht erinnern, dass es an dem Tag anders war.« Sie hielt kurz inne. »Am Nachmittag war er jedenfalls da. Ich erinnere mich, dass ich mir mit ihm zusammen *Grandstand* angeschaut habe, und er immer dazwischengeredet hat, weil er wissen wollte, was die Polizei gesagt hatte.«

»Wo war Ihre Mutter?«

Louise zog an ihrer Zigarette. »Keine Ahnung«, sagte sie wieder und lächelte amüsiert. »Wahrscheinlich drüben bei Grace, um ihr noch mal eine richtige Abreibung zu verpassen.«

»Wissen Sie das mit Sicherheit?«

»Natürlich nicht«, antwortete sie geringschätzig. »Mit Sicherheit weiß ich nur, dass Cill am Samstagmorgen dort war und weg war, als die Polizei Grace tot vorfand.«

»Und am Dienstagabend?«

»Da habe ich sie nicht gesehen, aber das heißt nicht, dass sie nicht im Haus war.« Wieder so ein ironisches Lächeln. »Vielleicht war sie oben und hat die arme Grace mit dem Messer bearbeitet.«

»Wohl kaum«, entgegnete Sasha. »Nirgends im Haus wurden Fingerabdrücke von ihr gefunden.«

»Herrgott noch mal!«, rief Louise, abrupt zu ihrer verächtlichen Haltung zurückkehrend. »Das war doch nicht ernst gemeint. Woher zum Teufel soll ich wissen, wo sie war? Ich hab den Mund

gehalten, weil meine Eltern ganz schön nervös wurden, als das blöde Luder am Montag immer noch nicht wieder aufgetaucht war. Vielleicht war einer von ihnen drüben, um zu sehen, was eigentlich los war, aber wenn, dann haben sie's mir nicht verraten ... und am Freitag war keinem von uns mehr danach, den Mund aufzumachen.«

»Aber Sie müssen sich doch Gedanken gemacht haben. Was glauben Sie denn, was passiert ist?«

»Was ich glaube, ist doch schnurzegal. Ich *weiß*, dass es ein gottverdammter Albtraum war.«

»Das interessiert mich.«

Louise schaute zur Tür, die in die Diele führte. »Meinetwegen«, sagte sie abrupt. »Howard hat Grace am Samstagnachmittag besucht. Dort fand er Cill vor, machte Grace klar, dass sie total verrückt sei, Cill bei sich zu verstecken, und versprach ihr, sie nach Hause zu bringen. Was danach passierte, war bestimmt nichts Erfreuliches, denn Howard war ein perverses Schwein. Ich würde mal vermuten, dass Cill ihm erzählt hat, sie hätte mit Roy gebumst, und ihn damit heiß gemacht hat. Als er auch ranwollte, gab's Zoff, und am Ende war sie tot.«

Sasha verspürte das gleiche Prickeln im Rücken wie bei ihrer ersten Besichtigung des Hauses, aber sie zwang sich, nicht zur Tür zu blicken. »Wieso wurden die beiden nicht gesehen?«

»Weil es stockfinster war. Wenn sie bei Tageslicht

gegangen wären, hätten doch alle gemerkt, dass Grace in die Geschichte verwickelt war.«

»Wohin hat er die Leiche gebracht?«

»Woher soll ich das wissen? Wahrscheinlich irgendwo in die Nähe vom Tatort. Kommt ganz drauf an, wo er mit ihr hingegangen ist. Er hat unten am Colliton Way gewohnt, dahinter war unbebautes Gelände.«

»Dann hätte man die Leiche gefunden.«

Louise zuckte mit den Schultern. »Jetzt ist dort ein Industriegebiet, vielleicht liegt sie unter dem Fundament irgendeines Gebäudes begraben. Damals hat Brackham & Wright gerade ihre neue Fabrik gebaut. Howard hat ständig davon geredet, weil sie da modernste Technologie reingebracht haben und seine Mutter Angst hatte, sie würde ihre Arbeit verlieren.«

Alles so glatt. Zu glatt vielleicht? »Und wie ging es dann weiter?«

Louise zog die Stirn in Falten. »Er ist nach Hause gegangen.«

»Ich meinte, wie war das mit Grace?«

»Howard hat sie mit dem Fleischermesser erstochen. Es kann nur so gewesen sein. Ich nehme an, sie hat ihn mit Fragen gelöchert, warum Cill nicht zu Hause angekommen war. Sie hat ihm zwar dauernd damit in den Ohren gelegen, dass er sich ein Mädchen suchen soll, aber sie wollte bestimmt nicht, dass er sich an einer Dreizehnjährigen ver-

greift. Sie hatte selbst einen wesentlich älteren Typen geheiratet, und so was hat sie sich auch für Howard vorgestellt – eine nette mütterliche Frau, die sein Selbstwertgefühl ein bisschen stärken, aber keinen Sex erwarten würde. Aber er wollte was anderes. Er hat immer nur an Sex gedacht.« Sie lächelte über Sashas Gesicht. »Nicht jeder, der behindert ist, ist automatisch sympathisch. Sie waren beide verdammt eigenartig, und sie haben beide allen anderen die Schuld dran gegeben, dass sie einsam waren. Sie haben die ganze Zeit deswegen gestritten.«

Sasha wandte sich demonstrativ wieder ihren Aufzeichnungen zu. »Aber wann soll er es getan haben, Mrs. Fletcher? Seine Mutter hat ihm für den Montag und den Dienstag ein Alibi gegeben, aber Sie haben, wie Sie sagen, am Dienstagnachmittag Blut an Grace' Fenster gesehen. Das lässt darauf schließen, dass jemand anderes Grace getötet hat.«

»Wieso denn? Er kann es leicht am Montagabend oder in der Nacht getan haben.«

»Seiner Mutter zufolge war er zu Hause. Sie sagte, sie habe die ganze Nacht wachgelegen und sich wegen seiner Arbeitsmöglichkeiten den Kopf zerbrochen.«

»Sie sprechen von Wynne?«

»Ja.«

»Die hat doch gelogen, dass sich die Balken gebogen haben.«

»Dieser Ansicht war die Anklage nicht. Deswegen

behauptete sie ja, Grace sei an dem fraglichen Mittwoch getötet worden.«

»Das ist nicht mein Problem«, erklärte Louise und beugte sich vor, um ihre Zigarette auszudrücken. »Sie haben mich nach meiner Meinung gefragt, und ich habe sie Ihnen gesagt. Wynne war Alkoholikerin – die hat jeden Abend eine halbe Flasche Gin gekippt, weil sie Howard nicht ertragen konnte und ihre Arbeit genauso wenig –, und ich hab noch nie von einer chronischen Säuferin gehört, die nachts wachgelegen und sich den Kopf zerbrochen hat. Bei Brackham & Wright wussten es alle. Sie hatte die Schicht nach der von meinem Vater, und manchmal war sie so fertig, wenn sie zur Arbeit kam, dass sie an ihrem Arbeitstisch zusammengeklappt ist. Was glauben Sie denn, warum die solche Angst hatte, dass sie fliegt?« In den hellen Augen leuchtete plötzliche Erheiterung. »Fragen Sie David Trevelyan. Der wird Ihnen bestätigen, dass es stimmt. Alle wissen, dass diese ganze Howard-Geschichte für sie ein Glück war. Sie kriegte das Geld aus dem Verkauf von Grace' Haus und hatte ihren nichtsnutzigen Sohn endlich los.«

Sasha klopfte mit ihrem Stift leicht an den Bügel ihrer Brille und starrte zu ihrem Block hinunter.

»War's das? Sind Sie fertig?«

»Nur noch zwei Fragen, Mrs. Fletcher. Sie sagten, dass Cill Ihrem Vater von der Vergewaltigung erzählt habe – aber Ihrem Bruder zufolge waren Sie

beide so zerstritten, dass sie nicht mehr zu Ihnen nach Hause kam.« Sie hob den Kopf und lächelte. »Wann soll sie eine Gelegenheit gehabt haben, mit ihm zu sprechen?«

Louise antwortete nicht gleich. »Wahrscheinlich hat sie ihn angerufen, als meine Mutter in der Arbeit war. So was hat sie dauernd getan.«

»So einfach war das sicher nicht, wenn sie den ganzen Tag in der Schule war. 1970 gab es noch keine Handys.« Keine Antwort. »Und wenn es nicht Cill war, bleiben nur zwei Personen, die es ihm gesagt haben könnten: Sie oder Grace.«

»Warum nicht mein Bruder?«

»Er hätte nicht gesagt, dass Cill es verdient hat, Mrs. Fletcher, Grace hingegen vielleicht schon, wenn Sie ihr, als sie die frischen Anziehsachen holten, gleich Ihre Version eingetrichtert haben.«

Angesichts Louises offen gezeigter Verständnislosigkeit hielt sie kurz inne. »Ich versuche zu verstehen, wieso Ihr Vater Sie am Samstagmorgen gedrängt hat, der Polizei von der Vergewaltigung zu erzählen, nachdem ein paar Stunden vorher David Trevelyan ihm eins auf die Nase gegeben hatte, weil er gesagt hatte, Cill sei ein Flittchen und hätte es nicht anders verdient. Die meisten Männer – besonders Männer mit einer ungesunden Vorliebe für kleine Mädchen – würden nicht so handeln. Sie würden sich nach Kräften bemühen, das Polizeiinteresse zu dämpfen.«



Sie zündete sich die nächste Zigarette an. »Er hat immer gesagt, sie wäre ein Flittchen.«

»Erst nach der Vergewaltigung. Vor der Vergewaltigung wollte er sie ständig auf den Schoß nehmen. Das hat Sie sicher eifersüchtig gemacht.«

»Weshalb sollte es?«

»Er war ein Kinderschänder, Mrs. Fletcher, und Sie waren seine kleine Prinzessin. Hat er seine Enttäuschung zu offen gezeigt, als Cill plötzlich nicht mehr kam? Was haben Sie zu ihm gesagt? Dass ihr harter Sex mit Roy Trent lieber sei, als sich von einem schmutzigen alten Mann begreifen zu lassen?«

Eine Sekunde lang starrte Louise sie an. »Und wenn?«, versetzte sie dann. »Es ändert nichts.«

»Es ändert alles, Mrs. Fletcher. Es beweist, dass Sie lügen und auf Ihre Freundin eifersüchtig waren. Und das verleiht der Version Ihres Bruders Glaubwürdigkeit.« Sie holte Atem. »Ich kann mir vorstellen, wie wütend es Sie gemacht hat zu sehen, dass jeder, dem Sie begegneten – ob Mann oder Frau –, Cill vorzog.«

In den hellen Augen spiegelte sich so viel Hass, dass Sasha vorsichtshalber nach vorn, zur Sitzkante ihres Sessels, rutschte. Theoretisch hatte sie nichts zu fürchten, sie war größer, kräftiger und jünger, aber sie wusste nicht, wie verrückt Louise war, und sie wollte sich gar nicht erst vorstellen, wie es um ihre Chancen stand, sollte die Frau den schweren Glasaschenbecher als Waffe benutzen. »Es tut mir Leid, wenn ich Ihnen zu nahe getreten bin«, sagte sie und bückte sich, um den Block wieder in die Aktentasche zu schieben. »Das war eine taktlose Bemerkung, und ich entschuldige mich dafür.«

Louise beobachtete sie argwöhnisch. »Was tun Sie da?«, fragte sie scharf.

»Ich habe Sie lange genug aufgehalten.«

»Sie sind noch nicht fertig«, fuhr sie Sasha an. »Wollen Sie nicht wissen, wie mein Vater reagiert hat, als er hörte, dass ich der Polizei von Cills Vergewaltigung erzählt hatte?«

Diesmal war es kein Theater, als Sasha sich mit der Zunge über die Lippen fuhr. Es war zu viel

Spannung im Raum, und ihr fehlte die Erfahrung, um zu wissen, wie sie damit umgehen sollte. »Aber ja. Wenn Sie es mir gern erzählen wollen.«

»Wie immer. Er sagte, sobald meine Mutter aus dem Haus sei, würde er sich mich vornehmen.«

»Und hat er's getan?«

Die Zigarette in Louises Fingern zitterte heftig. »Er hat meine Mutter und meinen Bruder zum Einkaufen geschickt, und dann hat er's mir vor dem laufenden Fernseher von hinten gegeben. Ich weiß sogar noch, was lief – *Grandstand*, und es wurde gerade ein Pferderennen gezeigt. Ich hasse diese beschissenen Biester, und hier, in diesem Haus, sind sie auf jedem Bildschirm.« Sie lachte hart und bitter. »Sie reden dauernd von Cills Vergewaltigung. Was ist denn mit mir, hm?«

»*Gehen Sie*«, erklang die Stimme ihres Chefs in Sashas Ohr. »*Trevor beobachtet sie ... sagt, sie wird jeden Moment ausrasten.*«

Es stimmte. Wut flammte in den Augen der Frau auf wie ein vom Wind angefachtes Feuer. »Na, warum sagen Sie denn nichts? Können Sie sich vorstellen, was für einen Schaden ein ausgewachsener Mann bei so einem dünnen kleinen Mädchen anrichtet, wenn er so was tut? Was glauben Sie, warum ich keine Kinder habe?«

Sasha griff sich mit zitternder Hand an den Mund. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Damit bin ich überfordert, Mrs. Fletcher. Sie sollten sich

an einen Anwalt wenden oder an jemanden, der auf dem Gebiet des Kindesmissbrauchs arbeitet.«

Louises Hohn war grenzenlos. »Wie oft sind Sie in den Arsch gefickt worden, Kleine? Haben Sie überhaupt schon mal gevögelt? Vielleicht wenden Sie sich ja jedes Mal gleich an einen Anwalt, wenn ein Mann Sie anschaut, damit Ihrem kleinen fetten Arsch ja nichts passiert. Cill ist vielleicht von drei dummen Jungs gevögelt worden – aber von hinten hat sie's nie gekriegt. Ich wollte, sie hätte. Dann wär mir vielleicht einiges erspart geblieben.«

»Gehen Sie auf sie ein ...«

»Es tut mir wirklich Leid«, sagte Sasha, die sich der Situation nicht mehr gewachsen fühlte. »Haben Sie mal daran gedacht, Ihren Vater anzuzeigen? Für solche Fälle gibt es keine Verjährung ... und ich bin sicher, Ihr Bruder würde Sie unterstützen. Er hat uns gegenüber als Erster angedeutet, dass Ihr Vater Sie missbraucht haben könnte.«

Louise starrte sie an. »Mein Vater hat Micky und mir ein kleines Vermögen bezahlt, damit wir die Klappe halten.«

»Worüber?«

»Micky hatte ein Messer – er hat gesagt, er würde meinem Vater den Schwanz abschneiden, wenn er nicht dafür zahlt, was er getan hat.« Sie schwieg, den Blick in irgendeinen finsternen Zeittunnel gerichtet. »Der hatte vielleicht Schiss – er konnte mich gar nicht anschauen, ohne zu zittern. Ich hab

ihn an Cill erinnert. Das macht einen ganz schön high, wenn man so eine Reaktion herausfordert.«

Sasha achtete nicht auf die Stimme ihres Chefs in ihrer Audio-Brille. Statt auf der Stelle zu gehen, wie er befahl, fragte sie: »Hat er Cill getötet, Mrs. Fletcher? Ihr Bruder sagt, Sie wüssten, was ihr zugestoßen ist.«

Es kam wieder etwas Leben in Louise. »Howard war's«, sagte sie automatisch.

»Hat Roy Trent Ihnen befohlen, das zu sagen?«

Louise verzog den Mund zu einem zynischen Lächeln. Einen Moment lang sah es aus, als wollte sie die Frage bejahen.

»Sei nicht blöd, Lou«, sagte von der Tür her ein Mann. »Es ist nichts passiert, außer dass dein Stolz ein paar Kratzer abgekriegt hat. Jetzt regen wir uns erst mal ab, okay?«

Sasha blieb fast das Herz stehen. Colley Hurst? Sie warf einen hastigen Seitenblick auf den Neuankömmling. Er hatte dunkles, graumeliertes Haar. »*Hauen Sie ab!*«, schnarrte die Stimme ihres Chefs in ihrem Ohr. Sie griff wieder nach ihrer Aktentasche.

Mit mörderischer Wut im Blick wandte sich Louise dem Mann an der Tür zu. »Das hier ist mein Haus, Roy. Hier habe ich das Sagen.«

»Bloß machst du dich im Moment total lächerlich«, versetzte er schroff, bevor er mit einer scharfen Kopfbewegung zu Sasha hinzufügte: »Packen

Sie Ihre Sachen zusammen, junge Frau, dann bring ich Sie raus.«

Einen Herzschlag lang schien es, als wollte Louise seine Autorität anerkennen. Ein Ausdruck der Resignation flog über ihr Gesicht. Sie beugte sich vor und ließ die Zigarette im Aschenbecher zurück, bevor sie aufstand. Aber dann geschah etwas. Vielleicht trieb Roy Trent es zu weit. Vielleicht zog Sasha mit ihrem versuchten Aufbruch Aufmerksamkeit auf sich. Vielleicht hörte Louise die dünne blecherne Stimme im Brillenbügel. Was auch immer, das Resultat war eine rasende Wut, die alles übertraf, was Sasha je erlebt oder sich vorgestellt hatte.

Es ging alles so schnell, dass Sasha nur vor Entsetzen gelähmt zusehen konnte, wie Louise sich in einem Ausbruch ungeheurer Kraft auf Roy Trent stürzte, mit dem Aschenbecher auf seinen Kopf einschlug, prügelte und trat, bis sie ihn zu Boden gezwungen hatte. »Immer geht's nur um dich ... *du* musst geschützt werden ... *deine* Scheißgeheimnisse müssen gehütet werden ...«

Sasha gab sich noch der verrückten Hoffnung hin, das Ganze wäre eine Inszenierung um ihretwillen, als Louise den schweren Glasaschenbecher krachend auf Roy Trents Schläfe hinuntersausen ließ. In panischem Schrecken sprang sie vorwärts, so heftig, dass der Couchtisch umstürzte.

»Mrs. Fletcher! Mrs. Fletcher! Um Gottes willen, hören Sie auf! Sie bringen ihn ja um!«

Entweder hörte die Frau sie nicht oder fand sie zu unbedeutend, um auf sie zu achten. Wie auch immer, es war keine Zeit, um sich über das Richtige oder Falsche eines Eingreifens Gedanken zu machen. Sasha wollte diesem schrecklichen Gemetzel nur ein Ende bereiten und stürzte sich ins Getümmel, um Louises Handgelenke zu fassen zu bekommen. Es war, als würde sie von einem Tornado erfasst, von einem wild rasenden Wirbelwind, als Louise sie angriff und zu Boden schleuderte. Sie schlug mit der Schulter an ein Bein des umgekippten Couchtischs und dann mit dem Rücken so hart gegen seine Unterkante, dass ihr die Luft wegblieb.

Wenn ihr auch nur ein einziger taktischer Gedanke kam, so konnte sie sich später nicht daran erinnern. Sie biss nur die Zähne zusammen und umkrallte verzweifelt Louises Hände, um zu verhindern, dass die mit dem Aschenbecher nach ihr schlug. Platt auf dem Rücken und unfähig, einen Vorteil herauszuschlagen, weil sie zwischen den Tischbeinen gefangen war, kämpfte sie schwitzend und verbissen darum, sich Louise vom Leib zu halten.

Sie erinnerte sich später, dass sie daran dachte, wie sauer ihr Chef sein würde, weil die Audiobrille zerbrochen irgendwo unter ihr lag. Sie erinnerte sich, dass sie dachte, sie müsse endlich abnehmen,

als sie spürte, wie der Rücken ihrer Jacke riss. Sie erinnerte sich, dass sie daran dachte, wie ihre Mutter ihr immer gepredigt hatte, dass ein gut erzogenes kleines Mädchen sich nicht prügelt. Vor allem aber erinnerte sie sich, gedacht zu haben, dass sie auf der Stelle kündigen würde, wenn sie aus diesem Schlamassel heil herauskäme. Die Angst wurde stärker, als Louises Knie sie ins Zwerchfell traf und ihr von neuem den Atem raubte. Warum hatte sie nicht auf George und Jonathan gehört?

Wie lange es dauerte, ehe sie beschloss, die Frau zu bluffen, hätte sie nicht sagen können. Stunden? Sekunden? »Sie – hören Sie auf, das ist doch gar nicht nötig«, stieß sie heiser vor Atemlosigkeit hervor. »Wir *wissen* – was passiert ist.«

Louise löste die linke Hand vom Aschenbecher. »Keiner weiß das, außer Roy und mir«, rief sie wütend, riss ihre Hände auseinander und rammte Sashas Arme gegen die scharfen Kanten der Tischbeine, um sie zum Loslassen zu zwingen. »Micky ist tot und Nick kann sich an nichts mehr erinnern.«

»Dann sagen Sie es uns«, bat sie mühsam.

Louise drückte ihre Hände wieder zusammen, um das Manöver zu wiederholen. »Nick bringt mich um.«

Sasha mobilisierte alle Kraft, um ihre Hände zusammenzuhalten. »Nicht, wenn wir es – beweisen können«, keuchte sie.



Ganz kurz ließ der Druck nach. Diesmal riss Sasha selbst die Arme auseinander, ein taktischer Schachzug, bei dem sie vor Schmerz aufschrie, als die scharfen Holzkanten an derselben Stelle wie vorher in ihre Arme schnitten. Doch die Wirkung war spektakulär. Durch die Wucht des Aufpralls wurde der Aschenbecher zur anderen Seite des Raums geschleudert und Louise – auch wenn das mehr glücklicher Zufall als Berechnung war – aus dem Gleichgewicht geworfen. Sasha wurde mitgerissen und überschlug sich einmal wenig graziös. Im selben Augenblick, als die Tischbeine unter ihrem Gewicht splitterten, holte sie tief Luft, dann schwang sie ein Bein über die strampelnde Louise und drückte sie fest zu Boden.

»Es reicht!«, schrie sie laut. »Ich bin nicht Cill Trevelyan!«

# **POLIZEIDIENSTSTELLE POOLE**

**Civic Centre, Poole, Dorset BH15 2SE**

## **POLIZEIPROTOKOLL**

Datum: 26.05.03

Uhrzeit: 12:23

Vernehmende Beamte: Constable Alan Clarke,  
Constable Mary Chambers

Anlass: Ruhestörung im Anwesen Palencia, Fream Street,  
Sandbanks

Die Ruhestörung wurde um 12 Uhr 23 von Duncan Bartholomew von der Detektei WCH gemeldet. Zugleich wurde ein Krankenwagen angefordert. Die Beamten Clarke und Chambers trafen zehn Minuten später vor Ort ein. Im Haus befanden sich fünf Personen: Mrs. Priscilla Fletcher (Mieterin), Mr. Roy Trent (Gast), Mr. Duncan Bartholomew (Teilhaber der Detektei WCH), Miss Sasha Spencer (Angestellte der Detektei WCH), Mr. Trevor Paul (Angestellter der Detektei Bentham). Bartholomew, Spencer und Paul sind von Beruf Privatdetektive.

Miss Spencer berichtete von einer tätlichen Auseinandersetzung zwischen Mr. Trent und Mrs. Fletcher sowie,

nachfolgend, als sie eingreifen wollte, zwischen ihr und Mrs. Fletcher. Mr. Trent war mit einem schweren Aschenbecher mehrmals auf den Kopf geschlagen worden, er konnte jedoch schon wieder aufrecht sitzen, als die Beamten eintrafen.

Die Sanitäter kamen fünf Minuten später. Zwar lehnte Mr. Trent zunächst weitere ärztliche Behandlung ab, konnte dann jedoch bewogen werden, mit dem Krankenwagen ins Allgemeine Krankenhaus in Poole zu fahren und sich dort näher untersuchen zu lassen. Er hatte Sehstörungen und zeigte Unsicherheiten beim Stehen. Es wurde eine Gehirnerschütterung diagnostiziert. Er wurde aufgefordert, im Krankenhaus auf die Beamten Clarke und Chambers zu warten, um dort seine Aussage zu Protokoll zu geben. Seine Adresse – Gasthaus *Crown and Feathers*, Highdown – erhielten die Beamten von Mrs. Fletcher.

Mrs. Fletcher bestätigte, dass Miss Spencer sie auf ihre Einladung hin aufgesucht hatte und dass Mr. Bartholomew und Mr. Paul Miss Spencer zu Hilfe kamen, als die Handgreiflichkeiten ausarteten. Sie bestreiten unrechtmäßiges Eindringen. Sie sagten, sie hätten das Haus durch die Haustür betreten, worauf Mrs. Fletcher einräumte, dass sie nach Miss Spencers

Eintreffen die Haustür offen gelassen hatte. Sie dankte den beiden Männern für ihre Hilfe.

Mrs. Fletcher sagte, sie habe ihren Ehemann, Mr. Nicholas Fletcher, heute Morgen zu einer Untersuchung ins Allgemeine Krankenhaus in Poole gefahren. Sie erklärte, sie habe große Angst vor ihm und Mr. Trent und getraue sich nicht, im Haus zu bleiben, falls einer der beiden zurückkomme. Sie weigerte sich, vor Ort eine Aussage zu machen, und bat darum, auf die Polizeidienststelle Poole gebracht zu werden, damit sie dort ihre Aussage zu Protokoll geben könne.

Nachdem die Beamten Clarke und Chambers alle Betroffenen hinausgebracht hatten, versiegelten sie das Haus und fuhren Mrs. Fletcher zur Polizeidienststelle Poole. Danach wurde im Allgemeinen Krankenhaus in Poole Mr. Trents Aussage aufgenommen. Auf seine Bitte hin gestatteten ihm die Beamten Clarke und Chambers, Mr. Fletcher von dem Zwischenfall zu unterrichten. Mr. Fletcher reagierte verärgert, nahm aber Mr. Trents Angebot an, vorübergehend im *Crown and Feathers* in Highdown zu wohnen, bis die Angelegenheit bereinigt ist.

# **POLIZEIDIENSTSTELLE POOLE**

**Civic Centre, Poole, Dorset BH15 2SE**

## **POLIZEIPROTOKOLL**

Datum: 26.05.03

Uhrzeit: 16:30

Zeuge: Priscilla Fletcher alias Priscilla Fletcher Hurst  
alias Louise Burton alias Daisy Hopkinson alias Cill  
Trent

Vernehmende Beamte: Sergeant John Wyatt, Constable  
Peter Hughes

Ebenfalls anwesend: Miss Sasha Spencer (auf Bitte der  
Zeugin)

Anlass: Die Ermordung von Priscilla »Cill« Trevelyan in  
der Nacht vom 30./31. Mai 1970

Dieses Protokoll beruht auf den Aufzeichnungen eines  
Gesprächs mit Priscilla Fletcher. Mit ihrer nachfolgen-  
den Unterschrift bestätigt sie, dass es eine korrekte und  
vollständige Wiedergabe ihrer Aussage ist.

»Das erste Mal wurde ich von meinem Vater sexuell  
missbraucht, als ich elf Jahre alt war. Ich glaube, dass  
meine Mutter wusste, was geschah, auch wenn zwi-  
schen uns über dieses Thema nie gesprochen wurde. Als

Cill und ich Freundinnen wurden, versuchte ich, sie von meiner Familie fern zu halten, weil ich wusste, dass sie meinem Vater gefiel. Sie war unglücklich zu Hause und hielt sich lieber bei anderen Leuten auf. Wenn wir die Schule schwänzten, gingen wir gewöhnlich zu Grace Jefferies nach Hause, wo wir mit Howard Stamp zusammentrafen.

Ich wurde eifersüchtig auf Cill, weil sie allgemein beliebt war und ich nicht. Ich hatte kaum Schulfreundinnen, weil die Mädchen alle das Benehmen meines Vaters ihnen gegenüber nicht mochten. Howard mochte mich nicht, weil ich ihn früher immer gehänselt hatte. Unsere Lehrer behaupteten, ich hätte einen schlechten Einfluss auf Cill, und Cills Eltern schwärzten mich bei meinen Eltern an und sagten, Cill hätte nur meinetwegen Probleme. Die Schlägerei, zu der es am Freitag, den 29. Mai, in der Schule zwischen uns kam, habe ich mit meiner Eifersucht provoziert.

Nachdem Mrs. Trevelyan am Samstagvormittag (30. Mai) bei uns angerufen und gesagt hatte, dass Cill in der Nacht nicht zu Hause gewesen sei, ging ich zu Grace Jefferies hinüber. Cill war in der Küche und aß Eis. Ich fand den Anblick komisch, weil ich daran denken musste, dass meine Mutter gesagt hatte, Jean Trevelyan habe sich angehört, als wäre sie außer sich

vor Sorge. Das war der Moment, als ich beschloss, weder meinen Eltern noch der Polizei etwas zu sagen. Mein Entschluss wurde noch fester, als ich sah, wie aufgebracht meine Mutter auf die Unterstellung der Polizei reagierte, wir könnten etwas über Cills Verbleib wissen. Wenn ich mit der Wahrheit herausgerückt wäre, hätte ich eine dicke Strafe bekommen.

Ich berichtete der Polizei von der Vergewaltigung, um Cill bei ihrem Vater noch tiefer in Schwierigkeiten zu bringen. Er hatte immer gesagt, wenn er dahinterkommen sollte, dass sie etwas mit einem Jungen gehabt hatte, wäre sie für ihn gestorben. Ich war immer noch wütend wegen der Schlägerei am Tag zuvor, als sie auf mich eingehauen und mich an den Haaren gezogen hatte. Ich wollte ihr aus Rache das Leben noch ein bisschen schwerer machen.

Meinem Vater hatte ich nicht erzählt, dass Cill vergewaltigt worden war, weil ich nicht wollte, dass sie ihm auch noch Leid täte. Stattdessen erzählte ich, sie hätte mit drei Jungen Geschlechtsverkehr gehabt. Er regte sich fürchterlich auf und fing an, sie ein ›Flittchen‹ zu nennen. Als er zu Mr. Trevelyan sagte, sie habe ›es nicht anders verdient‹, meinte er damit eine mögliche Schwangerschaft, weil ich ihm erzählt hatte, bei Cill sei die Periode ausgeblieben. Das stimmte nicht, aber

meinen Vater hat es gefreut. Er fand, die Trevelyans wären Snobs. Nach Cills Verschwinden trug er mir auf, die Geschichte der Polizei zu erzählen, damit David Trevelyan endlich einmal erführe, was für eine Tochter er großgezogen hatte.

Nicht lange nachdem meine Mutter und ich an dem besagten Samstag, dem 30. Mai, von der Polizei nach Hause gekommen waren, schickte meine Mutter mich in mein Zimmer, weil sie meinem Vater erzählen wollte, was ich bei der Polizei ausgesagt hatte. Ich gehorchte nicht. Stattdessen ging ich zur öffentlichen Telefonzelle in der Bladen Street und rief Roy Trent an. Ich hatte mich mit Roy Trent, Micky Hopkinson und Colley Hurst angefreundet, nachdem Howard sich bei Cill und Grace ständig darüber beklagt hatte, wie sie ihn terrorisierten. Selbst damals begriff ich, dass ich mit solchen harten Jungs mehr gemein hatte als mit Losern wie Howard Stamp und Grace Jefferies. Heute ist mir klar, dass ich einfach jemanden suchte, der sich genauso unglücklich und wertlos fühlte wie ich.

Es ist richtig, dass ich eine Weile davor Trent, Hopkinson und Hurst angewiesen habe, Cill Trevelyan einen Schrecken einzujagen. Es ist auch richtig, dass ich das Treffen eingefädelt habe und mich ärgerte, als Cill darauf bestand, meinen Bruder mitzunehmen. Niemals



habe ich etwas von Vergewaltigung gesagt. Ich sagte, sie sollten so tun, als gefiele sie ihnen, und sie dann hinterher mit Verachtung behandeln. Die Vergewaltigung hinterließ bei mir gemischte Gefühle. Einerseits freute es mich, dass Cill Gewalt angetan worden war, andererseits aber quälte mich der Gedanke, Trent, Hopkinson und Hurst hätten es nur getan, weil sie ihnen tatsächlich gefiel.

Das machte mich wütend. Ich nannte zwar ihre Namen nicht, aber ich beschrieb sie so gut, dass sie identifiziert werden konnten. Sie waren bei der Polizei damals bereits als hartnäckige Schulschwänzer und Kleinkriminelle bekannt und wurden regelmäßig betrunken und randalierend im Colliton Park und auf dem Brachland hinter dem Colliton Way (jetzt das Colliton-Industriegelände) aufgegriffen und nach Hause gebracht. Ich hoffte, Trent, Hopkinson und Hurst würden Angst bekommen, wenn sie von der Polizei befragt würden. Und ich hoffte, Cill würde es genauso ergehen, wenn sie nach Hause käme.

Ich habe Roy Trent am Samstag, dem 30. Mai 1970, gegen 12 Uhr 30 im Haus seiner Mutter angerufen und ihm erzählt, was ich bei der Polizei ausgesagt hatte. Ich wollte ihn wissen lassen, wie aufgebracht ich über die Vergewaltigung war. Er sagte, das sei schön dumm von

mir gewesen, sie zu verpfeifen. Micky Hopkinson trage ein Messer und würde mich bei nächster Gelegenheit abstechen. Ich sagte, sie sollten einfach leugnen, dass sie es gewesen seien. Ich hätte ihre Namen nicht genannt und würde sie nicht identifizieren. Außerdem hätte ich bei der Polizei verschwiegen, dass mein Bruder William dabei gewesen sei. Roy sagte, das hätte alles keinen Sinn, weil Cill sie sowieso identifizieren würde.

Er fragte mich, ob ich wüsste, wo Cill sich aufhalte, und ich sagte, dass sie bei Grace Jefferies im Haus sei. Darauf sagte er, ich solle zu Grace gehen und Cill überreden, zum Haus von Howard Stamp am Colliton Way zu kommen. Ich erklärte, dass sie das niemals tun würde, da sie ja wüsste, dass auch sie – Trent, Hurst und Hopkinson – am Colliton Way wohnten. Er ließ sich davon überzeugen. Er meinte, dann solle ich sie eben überreden, nach Hause zu gehen und Grace' Haus auf dem Weg durch die kleine Hintergasse zu verlassen. Er bat mich zu warten, bis es gegen halb neun Uhr dunkel würde.

Ich lehnte ab. Ich sagte, meinerwegen könne Cill auf ewig von zu Hause wegbleiben, und außerdem sollten ihre Eltern ruhig leiden. Mir ging das Geld aus, bevor das Gespräch beendet war. Ich begriff nicht, was Roy Trent vorhatte. Ich glaubte, er wolle Cill mit Drohungen

zwingen, den Mund zu halten. Wenn weder sie noch ich Trent, Hurst und Hopkinson als die Vergewaltiger identifizierten, würde die Polizei der Sache nicht weiter nachgehen.

Ich hatte zu diesem Zeitpunkt nicht die Absicht zu tun, was Roy Trent verlangt hatte, doch meine Mutter hatte meinem Vater erzählt, dass ich der Polizei den Vorfall als ›Rudelvegewaltigung‹ geschildert hatte. Mein Vater wurde daraufhin sehr wütend, vor allem wegen der Bemerkung, die er in der Nacht vorher zu David Trevelyan gemacht hatte. Er schickte meine Mutter und meinen Bruder zum Einkaufen, dann bekam ich meine Strafe: Er vergewaltigte mich – anal – vor dem laufenden Fernseher. Ich konnte die ganze Zeit nur denken, dass das viel schlimmer war als alles, was Cill widerfahren war. Ich hatte tagelang Blutungen, aber ich hatte keinen Menschen, mit dem ich reden konnte. Am Mittwoch bekam ich den ersten Ohnmachtsanfall. Meine Mutter befahl meinem Vater, den Arzt zu holen, und obwohl ich dem Arzt nicht sagte, was mir wirklich fehlte, hatte mein Vater sichtlich Angst.

Nach diesem Zwischenfall am Samstagnachmittag ging es mir sehr schlecht. Heute ist mir klar, dass ich zutiefst verwirrt und verängstigt war. Ich glaubte, man würde mir an allem die Schuld geben – an der Vergewaltigung,

der Schlägerei, Cills Verschwinden – und mir die schlimmsten Vorwürfe machen, dass ich bei der Polizei verschwiegen hatte, dass ich Cill in Grace' Haus gesehen hatte. Außerdem hatte ich Angst, dass Trent, Hurst und Hopkinson sich an mir rächen würden, wenn Cill sie identifizierte. Heute kann ich erkennen, dass ich meinen Hass gegen meinen Vater hätte richten sollen und nicht gegen Cill, aber damals war ich zu sehr durcheinander, um das zu sehen.

Am Samstag, den 30. Mai, sagte ich um 20 Uhr 15 zu meinen Eltern, ich würde zu Bett gehen. Sie saßen mit meinem Bruder vor dem Fernseher und achteten gar nicht auf mich. Ich schloss die Wohnzimmertür und schlich mich leise auf die Straße hinaus. Ich war ungefähr eine halbe Stunde weg, aber ich weiß nicht, ob meine Eltern das merkten. Sie haben nie etwas davon erwähnt.

Ich lief die Mullin Street hinunter zur Bladen Street und von da in die Gasse hinter Grace' Haus. Trent, Hurst und Hopkinson warteten schon, obwohl ich Trent erklärt hatte, dass ich nicht tun würde, was er verlangte. Sie sagten, sie wollten Cill nur einen Schrecken einjagen, und ich glaubte ihnen. Mir drohten sie etwas Ähnliches an, falls es mir doch noch einfallen sollte, sie zu identifizieren. Ich sagte, sie könnten sich auf mich verlassen.

Die Hintertür zu Grace' Haus war offen, und ich gelangte ohne Schwierigkeiten hinein. Sie und Cill saßen im Wohnzimmer bei zugezogenen Vorhängen vor dem Fernseher. Cill war nicht erfreut, mich zu sehen. Aber Grace war froh, dass ich gekommen war. Sie hatte Angst wegen der Presseberichte über Cills Verschwinden und hatte Cill bereits gedrängt, nach Hause zu gehen. Ich erzählte Grace, dass ich am Morgen vernommen worden war und dass die Polizei gesagt hätte, wer Cill bei sich versteckt halte, würde festgenommen. Grace war so erschrocken, dass sie auf Cill ärgerlich wurde und ihr befahl, sofort zu gehen. Cill fing an zu weinen und weigerte sich. Da haben Grace und ich sie zusammen durch die Küche in den Garten geschleppt, und Grace hat die Tür hinter uns abgeschlossen.

Ich wusste, dass Cill auf mich losgehen würde, darum rannte ich sofort nach hinten zum Zaun. Ich sah Trent, Hurst und Hopkinson im Schatten von Grace' Geräteschuppen. Ich sprach nicht mit ihnen und hörte auch nicht, ob sie mit Cill sprachen. Ich lief durch die Pforte und rannte nach Hause. Ich ging fest davon aus, dass es am nächsten Morgen heißen würde, Cill sei wieder zu Hause.

An die folgenden Tage habe ich fast keine Erinnerung, weil ich kaum etwas wahrnahm vor Angst wegen der

andauernden Blutungen und Cills Verschwinden. Am Montag und am Dienstag ging ich zur Schule, aber die meiste Zeit habe ich mich versteckt oder geweint. Niemand hatte Mitleid mit mir, weder die Lehrer noch die Schüler, weil alle mir die Schuld dafür gaben, dass Cill vom Unterricht ausgeschlossen worden war. Am Dienstagnachmittag begann ich mich zu fragen, ob Cill sich vielleicht immer noch bei Grace Jefferies versteckt hielt, und schlich mich auf dem Heimweg von der Schule in Grace' Garten.

Ich schaute durch die Terrassentür ins Wohnzimmer. Auf einer Scheibe war Blut verschmiert, und das Zimmer war verwüstet. Ich bekam eine Heidenangst und lief auf dem kürzesten Weg nach Hause. Von da an traten die Ohnmachtsanfälle und die krampfartigen Zustände, die mich befelen, so häufig auf, dass meine Eltern mich nicht mehr zur Schule schickten, und die ganze Familie schließlich umzog.

Mit Trent, Hurst und Hopkinson hatte ich zunächst keinerlei Kontakt mehr. Ich wusste, dass sie in Zusammenhang mit Cills Vergewaltigung vernommen und wieder auf freien Fuß gesetzt worden waren, aber den Mut, Roy Trent anzurufen, brachte ich erst auf, nachdem Howard Stamp den Mord an Grace gestanden hatte. Roy beruhigte mich sofort. Sie hätten Cill

mit Prügeln gedroht, falls sie sie verriete, sagte er, und sie dann nach Hause geschickt. Er und seine Freunde hätten keine Ahnung, was danach passiert sei, aber sie glaubten, sie habe Howard Stamp aufgesucht, und der sei wohl bei ihr in die gleiche blindwütige Raserei geraten wie vorher bei Grace. Seiner Beschreibung nach benahm sich Howard in den Tagen zwischen Cills Verschwinden und seiner Verhaftung wie ein Wahnsinniger. Aber wir konnten nichts sagen, weil wir ja selbst in die Geschichte verwickelt waren.

Das ist alles, was ich aus eigenem Erleben über die Ermordung von Cill Trevelyan weiß. Alles andere wurde mir viele Jahre später von meinem ersten Mann, Michael ›Micky‹ Hopkinson, berichtet.

Micky litt weit mehr als Roy Trent und Colley Hurst an Gewissensbissen. Er betäubte sie mit Drogen und Alkohol. Bereits mit siebzehn war er heroinabhängig und starb 1986 an einer Überdosis. Er ist nur dreißig Jahre alt geworden. Wir waren zwölf Jahre verheiratet. In dieser Zeit machte er mich mit Drogen bekannt, zwang mich zur Prostitution, weil wir den Stoff irgendwie bezahlen mussten, und saß mehrmals wegen Drogenbesitzes und Diebstahls im Gefängnis. Er erpresste außerdem meinen Vater wegen der Missbrauchsgeschichte.

Mir ist heute klar, dass meine Beziehung zu Micky nichts anderes war als eine weitere Form von Missbrauch. Dieses Muster wiederholte sich in meinen späteren Ehen mit Roy Trent und Nicholas ›Colley‹ Hurst. Wir waren durch unser gemeinsames Wissen von den Geschehnissen am 30. Mai 1970 aneinander gefesselt, aber ich erkannte erst, wie gefährlich mein Wissen den anderen war, als Micky kurz vor seinem Tod den Mord an Cill gestand.

Er erzählte mir damals folgende Geschichte: Trent, Hurst und Hopkinson passten Cill ab, als sie Grace Jefferies' Garten verlassen wollte. Colley Hurst drückte ihr die Hand auf den Mund, um sie am Schreien zu hindern. Als sie sich wehrte, zeigte Micky ihr sein Messer und sagte, er würde es benutzen, wenn sie ihnen nicht gehorche. Sie hielt still, als Roy ihr ein Taschentuch in den Mund stopfte und ihr die Hände auf dem Rücken fesselte. Danach brachten sie sie zu dem Neubaugebiet hinter dem Colliton Way. Roy und Colley legten ihr die Arme um die Schultern, und Micky, der hinter ihnen ging, drückte ihr das Messer in den Rücken. Er sagte, sie habe den ganzen Weg geweint, aber obwohl einige Fußgänger und Autos vorübergekommen seien, habe niemand etwas bemerkt.



Sie hatten nicht vorgehabt, sie zu töten, aber es geriet alles außer Kontrolle, als Roy und Colley beschlossen, sie nochmals zu vergewaltigen. Seit ich in der Mittagszeit bei Roy angerufen hatte, hatten sie beide stark getrunken, und Micky meinte, sie sei erstickt, weil sie ihr aus Angst, sie könnte schreien, die Fessel nicht aufgemacht und das Taschentuch nicht aus dem Mund genommen haben. Er sagte, es sei ganz ähnlich wie bei der ersten Vergewaltigung gewesen, und sie hätten erst gemerkt, dass sie tot war, als sie sich mehrere Minuten lang überhaupt nicht bewegte. Ob er selbst sie auch vergewaltigte, hat er nicht gesagt, aber ich denke, ja.

Sie haben Cill dann in eine der Gruben geworfen, die beim Bau des neuen Fabrikgebäudes für Brackham & Wright ausgehoben worden waren. Sie warfen Schutt über sie und gingen dann nach Hause, um sich umzuziehen. Roy, der inzwischen wieder halbwegs nüchtern geworden war, war klar, dass die Polizei Blut und Haare von Cill an den Sachen finden würde, die sie an diesem Abend angehabt hatten, falls man sie wegen der ersten Vergewaltigung festnahm. Micky erzählte, dass sie sich alle drei frisch anzogen und dann durch die halbe Stadt rannten und die Kleider in irgendeiner Mülltonne verschwinden ließen.

Sie hätten nie erwartet, dass sie ungeschoren davorkommen würden, aber die Gruben wurden ein paar Wochen später alle aufgefüllt, ohne weiter untersucht worden zu sein. Micky hat mir gesagt, dass Cill unter der Rasenfläche liegt, auf der die Fabrikarbeiter im Sommer ihre Mittagspause machen.

Über den Mord an Grace Jefferies weiß ich nichts. Micky hat nie darüber gesprochen, und Roy hat immer bestritten, etwas damit zu tun gehabt zu haben. Ich kann nur vermuten, dass Howard von Grace erfuhr, dass Cill im Haus gewesen war, und einen Wutanfall bekam, weil sie es ihm nicht gesagt hatte. Sein Interesse an Cill war perverser Natur, was vielleicht erklärt, warum er die Verbindung zu ihr bei seinem Prozess nie erwähnt hat.

Seit dem 30. Mai 1970 wurde mein Leben von Roy Trent beherrscht. Viele Jahre lang war ich wegen meiner Heroinsucht von ihm abhängig. Während meiner Ehe mit Micky war er unser Hauptlieferant. Nach Mickys Tod 1986 übernahm er die Rolle als mein Zuhälter, um mich weiterhin unter Kontrolle zu haben. Er hatte einen ganzen Stall Prostituierte. Mit einer von ihnen, Robyn Hapgood, war er verheiratet. Mich heiratete er 1992, als ich einen Tiefpunkt in meinem Leben erreicht hatte und nahe daran war, mich umzubringen. Damals war ich ihm dankbar.

Als Colley Hurst 1998 infolge von Misshandlungen durch die Londoner Polizei einen schweren Hirnschaden erlitt, erkannte Roy sofort, dass da eine hohe Entschädigung winkte. Er bot Colley an, zu uns ins *Crown and Feathers* zu ziehen, weil er an das Geld wollte. Es war klar, dass Colley nicht alt werden würde, und er hatte keine Angehörigen mehr. Roy wollte sich noch zu Colleys Lebzeiten die Verfügungsgewalt über das Geld beschaffen und dafür sorgen, dass er in einem Testament als Alleinerbe eingesetzt würde.

Ich nannte mich da schon seit einiger Zeit Priscilla, was Roy immer zu Cill abkürzte, weil es ihn amüsierte. Colley ist ein sehr kranker Mann mit einer schweren Amnesie, aber die Erinnerung an Cill Trevelyan ist ihm geblieben. Er weiß nichts mehr über ihren Tod, aber er erinnert sich, dass sie große Bedeutung für ihn besaß. Er hält mich für Cill Trevelyan, weil Roy mich Cill nannte, als er damals ins *Crown and Feathers* kam und er in mir jemanden erkannte, der ihm bekannt war.

Seit dem Zusammenstoß mit der Polizei hat Colley Angst vor fremden Menschen und neigt bei näherem Kontakt zu Gewalttätigkeit. Als er bei uns wohnte, kam es zwischen Roy und ihm regelmäßig zu tätlichen Auseinandersetzungen wegen seiner Furcht vor den Gästen im Pub. So wie er Cill als jemanden in

Erinnerung hat, den er geliebt hat, erinnert er sich an Roy als einen Menschen, dem er mit Angst und Misstrauen begegnen muss. Roy war der Anführer ihrer Bande, und ich bin überzeugt, irgendwie weiß Colley noch, dass er sie ins Verderben gezogen hat. Bei diesen Auftritten konnte nur ich ihn beruhigen, und daraufhin kam Roy auf die Idee, dass ich ihn heiraten und mit ihm irgendwohin, in ein abgelegenes Haus, ziehen sollte, wo der Kontakt zu anderen Menschen auf ein Minimum beschränkt werden konnte. Zu meinem Schutz, versprach er, würde er mich über Webcams, die er an einen Monitor in der Küche des Pubs anschließen würde, Tag und Nacht überwachen.

Ich gebe offen zu, dass ich gegen diesen Plan nichts einzuwenden hatte. Als Colleys Ehefrau würde ich automatisch das ganze Vermögen erben. Dass Roy nicht einen Moment an meiner Bereitschaft zweifelte, nach Colleys Tod zu ihm zurückzukehren, zeigt wohl, wie eingebildet und von sich selbst überzeugt er ist. Im August 2001 zogen Colley und ich also ins Palencia auf Sandbanks – die Miete wurde zunächst von Roy bezahlt – und im November 2001 heirateten wir und nannten uns danach Mr. und Mrs. Nicholas Fletcher.

Zum ersten Mal seit dreißig Jahren hatte Roy Trent keine Macht über mich, und ich nutzte meine Freiheit

zu einem kalten Entzug, um mich endlich aus der Drogenabhängigkeit zu befreien. Es wurde mir dadurch erleichtert, dass ich Colley wegen seiner immer wiederkehrenden paranoiden Anfälle nicht von meiner Seite lassen durfte. Er mag ein gewalttätiger und gefährlicher Mensch sein, aber er wusste, was ich durchmachte, und half mir, wie kein anderer mir je geholfen hat.

Ich gebe weiter offen zu, dass ich mich seit zwei Jahren mit dem Gedanken trage, Roy Trent, Colley Hurst und Micky Hopkinson als Cill Trevelyans Mörder zu ›outen‹. Natürlich ist mir klar, dass mir dadurch Nicholas ›Colley‹ Fletcher Hursts Vermögen ganz allein zufallen wird. Auch das gebe ich zu. Man hat mir gegenüber angedeutet, es komme mir doch sehr entgegen, dass ein Zeuge des Mordes an Cill tot ist (Micky) und der andere an Gedächtnisverlust leidet (Nick/Colley). Darauf kann ich nur sagen, dass ich all die Jahre vorher fürchtete, genauso getötet zu werden wie Cill, wenn ich meine Geschichte erzählte.

Ich bin ziemlich sicher, dass Roy mir nicht mehr recht traut, seit ich mit den Drogen Schluss gemacht habe. Er hat die Webcams in Palencia auch angebracht, um die Besucher zu überwachen. Er wusste beispielsweise, dass mein Bruder mich besucht hatte, noch ehe ich es ihm erzählte. Er wusste auch, dass Miss Sasha Spencer

ihre Karte hinterlassen hatte. Ich berichtete ihm beides, um ihn nicht noch misstrauischer zu machen, aber ich erzählte ihm nicht, dass ich mich mit Miss Spencer zu einem Gespräch verabredet hatte.

Ich hoffte, wenn ich bei mir den Computer ausschaltete, würde er glauben, es handle sich um eine Störung, aber es machte ihn nur argwöhnisch. Seit August 2001, als wir in Palencia einzogen, besitzt er Schlüssel zum Haus, und er kam durch die Hintertür herein, weil der Lieferwagen der Detektei WCH, der draußen auf der Straße stand, seinen Verdacht erregt hatte. Ich hörte ihn hereinkommen, deshalb erzählte ich Miss Spencer die Geschichte von Howard, so wie Roy es mir aufgetragen hatte, nachdem Miss Gardener, die Stadträtin, und Dr. Hughes Cills Schicksal auf die Spur gekommen waren. Aber als er Miss Spencer wegschicken wollte, wurde mir klar, dass er vorhatte, mich für meine Eigenmächtigkeit büßen zu lassen.

Hätte ich gewusst, dass Miss Spencers Kollegen unser Gespräch am Monitor verfolgten, so hätte ich vielleicht den Mut gefunden, die wahre Geschichte zu erzählen. Sie glaubten, mein Mann wäre im Haus, und waren bereit, jederzeit einzugreifen, da ihnen seine Neigung zu Gewalt bekannt war. Ich weiß, dass es ein Gesetz gibt, das die Privatsphäre und vertrauli-

che Mitteilungen schützt, aber ich möchte wegen der Überwachung heute Morgen niemanden anzeigen. Ich bin Mr. Duncan Bartholomew und Mr. Trevor Paul dankbar, dass sie die Umsicht besaßen, die Polizei und den Rettungsdienst zu alarmieren.

Ich bin froh, endlich mein Gewissen erleichtert zu haben.

Ich bestätige, dass alles, was ich in dieser Aussage zu Protokoll gegeben habe, wahr ist.

Priscilla Fletcher«

# **POLIZEIDIENSTSTELLE POOLE**

**Civic Centre, Poole, Dorset BH15 2SE**

## **POLIZEIPROTOKOLL**

Datum: 27.05.03

Uhrzeit: 17:00

Zeuge: Roy Trent

Vernehmende Beamte: Sergeant John Wyatt, Constable  
Peter Hughes

Anlass: Mutmaßliche Ermordung von Priscilla »Cill«  
Trevelyan in der Nacht vom 30./31. Mai 1970. Der  
Zeuge lehnte die Zuziehung eines Rechtsbeistands ab.

Mr. Roy Trent erschien aus freien Stücken in der  
Polizeidienststelle Poole, um zu den Behauptungen  
Stellung zu nehmen, die am 26. Mai 2003 von Priscilla  
Fletcher gegen ihn erhoben worden waren. Die nach-  
folgende Aussage wurde von ihm zu Protokoll gege-  
ben, und er bestätigt mit seiner Unterschrift, dass die  
Aufzeichnung alles, was er ausgesagt hat, wahrheitsge-  
treu wiedergibt.

»Priscilla Fletchers Geschichte ist reine Erfindung.  
Ich bestreite mit allem Nachdruck, dass ich, Micky  
Hopkinson oder Colley Hurst irgendetwas mit der an-



geblichen Ermordung von Priscilla ›Cill‹ Trevelyan in der Nacht vom 30./31. Mai 1970 zu tun hatten oder irgendetwas darüber wussten.

Es ist beinahe auf den Tag genau dreiunddreißig Jahre her, dass Cill Trevelyan verschwand, und es ist unmöglich, diese Behauptungen heute zu beweisen oder zu widerlegen. Viele der Zeugen sind tot, und Nicholas ›Colley‹ Hurst leidet an einer schweren Amnesie.

Ich bestreite weder, dass wir Cill Anfang Mai 1970 vergewaltigt haben noch dass wir Howard Stamp gnadenlos hänselten und terrorisierten, bis er schließlich mit einem Messer auf uns losging. Ich kann nicht mehr genau sagen, wann es zu diesem Zwischenfall kam, aber ich glaube, es war Ende März oder Anfang April 1970.

Priscilla Fletcher ist eine psychisch kranke Frau, die als Kind von ihrem Vater grausam missbraucht wurde. Es ist richtig, dass sie lange Jahre drogenabhängig war und als Prostituierte gearbeitet hat. Ich bestreite jedoch, jemals ihr Zuhälter gewesen zu sein oder sie mit Drogen versorgt zu haben.

Ich verweise auf meinen Ruf als Drogengegner in Highdown und meine Bemühungen, Priscilla, als wir heirateten, in einem Entzugsprogramm unterzubringen.

Ich möchte ferner darum bitten, dass mein Sohn Peter befragt wird, der Priscillas verderblichen Einfluss auf seine Person bestätigen wird. Er war erst siebzehn, da hatte sie ihn schon in die Drogenszene eingeführt und dafür gesorgt, dass er nicht mehr loskam.

Unsere Verbindung zu Louise Burton alias Priscilla Fletcher stammt aus einer Zeit lange vor Cill Trevelyan's Verschwinden und Grace Jefferies' Ermordung. Louise fühlte sich zu uns hingezogen, weil sie zu Hause unglücklich war und weil sie wusste, dass wir Howard Stamp so wenig mochten wie sie. Bei ihr wurde die Abneigung zusätzlich von Eifersucht auf Cill genährt. Nach den beiden oben erwähnten Ereignissen wurde sie automatisch zu unserer Verbündeten, als sie der Polizei unsere Namen verschwieg. Keines der Geheimnisse, die wir miteinander teilten, war so schlimm, dass wir es nicht gleich hätten aufdecken können, aber wir waren nicht klug genug, um das zu erkennen.

Ich kann mir nicht erklären, warum sie uns jetzt des Mordes an Cill Trevelyan beschuldigt, es sei denn, sie möchte sich auf diese Weise der Last der Sorge um Nicholas ›Colley‹ Fletcher Hurst entledigen. Sie hat Micky Hopkinson wirklich geliebt und war zwölf Jahre lang mit ihm verheiratet. Nach dem Tod meiner ersten Frau bot ich ihr in meinem Haus Unterkunft

an, weil ich mich meinem verstorbenen Freund Micky verpflichtet fühlte. Wir kamen uns näher und 1992 heirateten wir unter der Voraussetzung, dass sie keine Drogen mehr nehmen würde. Sie hat sich nicht an die Abmachung gehalten.

Wir waren seit sechs Monaten getrennt, als ich mich im Jahr 2000 erbot, die Betreuung von Nicholas ›Colley‹ Hurst zu übernehmen. Louise erkannte sofort, was für Vorteile ihr eine Heirat mit ihm bringen würde. Ich erhob keine Einwände, da der Umgang mit ihm in der Umgebung des Pubs sehr schwierig war. Als Gegenleistung für einen Anteil an der Erbschaft versprach ich Louise, sie über Webcams zu überwachen für den Fall, dass er gewalttätig werden sollte. Er hat ein Handy, dessen Bedienung ich ihm beigebracht habe. Auf diese Weise kann ich heikle Situationen entschärfen, bevor etwas passiert. Seine gewalttätigen Ausbrüche sind allerdings selten.

Anders als Louise behauptet, kommt Colley sehr gut mit mir aus, gerät aber leicht in Wut, wenn sie ungeduldig mit ihm ist. Ich verweise nur auf gestern, als ich bei ihm im Krankenhaus war, und er – wie zwei Polizeibeamte bezeugen können – augenblicklich bereit war, mit mir nach Hause zu fahren.

Ich bin gestern nach Palencia hinausgefahren, weil die Webcam-Verbindung ausgefallen war und ich sie überprüfen wollte. Ich bestreite, dass ich Miss Sasha Spencer aus dem Haus gewiesen habe, um das Gespräch der beiden Frauen zu unterbinden. Ich habe dies nur getan, weil ich gesehen habe, dass Miss Spencers unkluge Bemerkung über Cill Trevelyan's Beliebtheit Louise in Rage gebracht hatte. Sie ist wie besessen von Cill Trevelyan. Ich glaube, es stecken Schuldgefühle dahinter. Man muss ihr ständig sagen, dass sie an Cills Verschwinden nicht schuld ist.

Es ist richtig, dass Nicholas ›Colley‹ Hurst Louise für Cill Trevelyan hält. Es ist ebenfalls richtig, dass weder Louise noch ich versucht haben, diesen Irrtum aufzuklären. Ich weiß nicht, woher es kommt, dass er sich ausgerechnet an Cill erinnert, es sei denn, die Vergewaltigung liegt ihm immer noch auf dem Gewissen.

Ich habe nie eine Hand gegen Louise erhoben, obwohl ich es ihr hin und wieder angedroht habe, wenn sie mich angegriffen hat, wie gestern zum Beispiel. Sie ist eine aggressive Person und zettelt gern Streit an. Ich verweise auf die Tatsache, dass ich mich gestern leicht hätte wehren können. Aber ich habe es nicht getan, weil ich ihr bestimmt mehr Schaden angetan hätte, als sie mir antun konnte.

Ich bin heute so überzeugt wie eh und je, dass Howard Stamp sowohl Grace Jefferies ermordet hat als wahrscheinlich auch Cill Trevelyan. Über beide Verbrechen weiß ich nichts, aber es hat mich immer gewundert, dass Stamp weder zur Polizei noch zu seinem Verteidiger etwas von Cill Trevelyans Verbindung zu Grace Jefferies gesagt hat. Wenn er an Grace' Tod unschuldig gewesen wäre, hätte er doch die Namen aller Personen angegeben, die nur im Entferntesten mit ihr zu tun hatten, um den Verdacht von sich abzulenken. Beispielsweise hätte er sicherlich mich, Hurst und Hopkinson genannt, denn er wusste ohne Zweifel von der Vergewaltigung. Wenn Cill es ihm nicht selbst erzählt hat, dann Grace, in deren Badezimmer Cill sich damals gewaschen und umgezogen hat.

Ich gebe zu, wir lebten in ständiger Angst davor, dass genau das geschehen würde. Ich gebe weiter zu, dass wir uns absprachen, im Ernstfall alles zu leugnen. Wir hielten das für das Sicherste. Ich hätte in den vergangenen dreiunddreißig Jahren oft genug gern reinen Tisch gemacht, aber es war nicht meine Sache. Louise mag heute sagen, dass sie froh ist, ihr Gewissen erleichtert zu haben, aber sie war von Anfang an diejenige, die darauf gedrungen hat, die Wahrheit zu verheimlichen.

Abschließend kann ich nur wiederholen, was ich oben gesagt habe. Wenn Howard Stamp des Mordes an Grace nicht schuldig gewesen wäre, hätte er die ganze Geschichte erzählt. Wenn er zweier Morde schuldig war, wird er jene Teile der Geschichte ausgewählt haben, die sich am besten zu seiner Verteidigung eigneten.

Ich bestätige die Richtigkeit dieser Aussage.

Roy Trent«

*25 Mullin Street, Highdown, Bournemouth*  
*Freitag, 30. Mai 2003, 14 Uhr 30*

Duncan Bartholomew, ein schlanker, grauhaariger Mann in den Fünfzigern, schaltete das Tonbandgerät an der Stelle aus, an der Sasha rief: »Mrs. Fletcher! Mrs. Fletcher! Um Gottes willen, hören Sie auf! Sie bringen ihn ja um!« – »Gleich danach war der Ton weg, aber das reicht schon aus, um sich eine Vorstellung von Louises Gemütslage zu machen. Nicht ganz so kühl und gefasst wie sie sich bei der Polizei präsentierte, als sie ihre Aussage machte.«

»Also *das* finde ich merkwürdig«, warf George ein. »Warum wollte sie unbedingt Sasha dabei haben?«

»Damit wir von den Behauptungen über Trent erfahren«, sagte Bartholomew, »und genau das tun, was wir getan haben: sie Mr. und Mrs. Trevelyan mitteilen und, mit deren Genehmigung, auch Ihnen und William Burton. Es ist kaum zu erwarten, dass die Polizei ein Ermittlungsverfahren eröffnen

wird, wenn sie nicht gehörig unter Druck gesetzt wird. Und im Augenblick steht nur Louises Wort gegen Trents.«

»Hat die Polizei die Tonbandaufnahme gehört?«, erkundigte sich Jonathan.

Sasha, die neben ihrem Chef auf dem Sofa saß, schüttelte den Kopf. »Sie wollen auf keinen Fall ein mögliches Strafverfahren gefährden – Sie wissen ja, gesetzwidrige Beschaffung von Informationen«, erläuterte sie. »Aber ich habe ausgesagt, dass ich ganz stark den Eindruck hatte, Louise wollte mich nur bis zum Erscheinen Roy Trents hinhalten. Ich bin überzeugt, sie hätte mir noch zwanzig Geschichten über ihre Besuche bei der Familie Trevelyan erzählt, wenn sie nicht gehört hätte, wie die Hintertür aufging. Ich jedenfalls habe es deutlich gehört.«

»Ja, aber was sollte das alles?«, fragte George. »Warum hat sie Ihnen nicht gleich gesagt, was sie auch der Polizei gesagt hat?«

Duncan Bartholomew gab ihr die Antwort. »Wenn man Mrs. Fletcher glaubt, hat sie es getan, weil Roy Trent mithörte und sie es nicht wagte, von der Version abzuweichen, die er ihr eingebläut hatte. Wenn man mit Sashas Ansicht einig geht, dass sie ein Spiel spielte, dann wollte sie offenbar eine Konfrontation herausfordern, bei der irgendwann die Polizei gerufen werden würde. Sie hat ja hinterher selbst gesagt, sie habe erwartet, dass Sasha



sofort den Notruf wählen würde, anstatt sich mit ins Getümmel zu stürzen.« Er faltete die Hände im Schoß. »Ihre Aussage ist wirklich sehr überzeugend.«

»Ich weiß«, erwiderte George und seufzte, »und man kann verstehen, dass sie sie nicht gern abgeben wollte, ohne gewichtige Garantien dafür zu haben, dass ihre Worte ernst genommen werden. Ein Gespräch mit einer Detektei oder zwei Amateurdetectiven wie Jon und mir hätte ihr gar nichts gebracht. Selbst ein Gespräch mit der Polizei ohne die Unterstützung von Leuten wie Ihnen wäre ein Risiko gewesen.«

Bartholomew nickte. »Roy Trent bestreitet natürlich alles.«

»Er hat George eine Kopie seiner Aussage geschickt«, bemerkte Jonathan. »Haben Sie auch eine bekommen?«

»Ja.«

»Es ist das reinste Lotteriespiel: Setz dein Geld ein und wähle eine Zahl. Trent bringt am Schluss seiner Aussage ein gutes Argument vor, wenn er fragt, warum Howard Stamp niemals Cill Trevelyan zu seiner Verteidigung erwähnt hat. Ich habe bei Howards Anwalt nachgefragt. Er war ganz überrascht. Er hatte keine Ahnung davon, dass sich bei Grace regelmäßig zwei Schulschwänzerinnen versteckt hatten. Wenn sie gewusst hätten, dass sich an dem fraglichen Samstag eine Jugendliche mit fami-

liären und schulischen Problemen im Haus aufhielt, sagte er, hätten sie ihre Anstrengungen auf sie konzentriert. Er meinte, Cills Anwesenheit im Haus hätte zu dem berechtigten Zweifel Anlass gegeben, den es gebraucht hätte, um die Geschworenen zu Gunsten Howards entscheiden zu lassen.«

»Immer vorausgesetzt, er hat sie nicht getötet«, bemerkte Bartholomew trocken.

»Ach, Gott!« George seufzte wieder. »Das Ganze ist so deprimierend. Fred Lovatt meint, die Geschichte, die Louise von ihrem verstorbenen ersten Mann hat, sei nicht viel wert. Sie stamme ja von einem mehrfach vorbestraften Heroinsüchtigen, der wahrscheinlich in Fantasien geschwelgt habe, um sich interessant zu machen. Er sagt, die Staatsanwaltschaft wird die Sache mangels Beweisen nicht weiterverfolgen, und Howard wird als mehrfacher Mörder in die Kriminalgeschichte eingehen.« Sie schnitt eine ironische Grimasse. »Und das ist genau das Gegenteil von dem, was Jon und ich anstrebten, als wir uns auf diese elende Geschichte einließen.«

Jonathan stand auf und ging zur Kochnische, um Wasser aufzusetzen. »Gibt es denn irgendetwas, was für Howard spricht?«, fragte er.

Sasha nahm ihren Schreibblock heraus. »Es gibt da eine kleine Diskrepanz«, sagte sie. »Louise hat Nicholas Hursts Arzt von seiner Schweigepflicht entbunden und ihn beauftragt, mir alle erbetenen Auskünfte zu geben. Er bestätigte die Gehirnver-

letzung seines Patienten, die eine beinahe totale Amnesie und unberechenbare Aggressivität zur Folge hatte. Er sprach außerdem mit höchster Anerkennung von Mrs. Fletcher und der Fürsorge, mit der sie sich um diesen schwerbehinderten Menschen kümmert.« Sie blickte auf. »Deswegen wollte sie, dass ich mit ihm spreche. Er konnte sie nicht genug loben. Wenn sie nicht gewesen wäre, erklärte er, wäre Nicholas Hurst schon vor einem Jahr gestorben. In seinen Augen hat sie jeden Penny, den sie erbt, mehr als verdient.«

Bartholomews schmales Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. »Ja, er hörte überhaupt nicht mehr auf mit seinen Lobliedern. Selbst ein Grizzly habe mehr Charme als Hurst, sagte er, und er habe nie verstanden, wie Louise es mit diesem Mann ausgehalten habe.«

»Das brauchte sie ja gar nicht«, bemerkte George zynisch. »Sie hat ihn im *Crown and Feathers* über den Monitor überwacht.«

Sasha kam zum nächsten Punkt ihrer Aufzeichnungen. »Der Arzt bestätigte auch, dass Hurst am rechten Arm Narben von einer Messerstecherei hat. Die Narben sind gut verheilt, die Verletzungen wurden also offensichtlich ärztlich behandelt, und das hat ja, soviel ich weiß, auch Roy Trent Ihnen erzählt.«

George nickte. »Er und Hopkinson sind damals mit ihm ins Krankenhaus gefahren.«

»Außerdem habe ich mich bei David Trevelyan über Wynne Stamps angebliche Alkoholsucht erkundigt. Leider stimmt es, dass sie getrunken hat – sie war offenbar berüchtigt. Damit kann man das Alibi, das sie ihrem Sohn für den Montagabend gegeben hat, nicht als zuverlässig betrachten.«

»Weiß Trevelyan, was aus ihr geworden ist?«, fragte Jonathan, damit beschäftigt, Tee in die Kanne zu löffeln.

»Er sagte, je näher Howards Prozess gekommen sei, desto exzessiver habe sie getrunken, bis die Firma ihr schließlich gekündigt hat. Sie ist dann irgendwohin an die Südküste gezogen – möglicherweise nach Weymouth. Wir haben uns dort erkundigt, aber wir haben weder eine Wynne Stamp noch eine Wynne Jefferies gefunden.«

»Der Name ist das Problem«, warf Bartholomew ein. »Wenn sie ihn geändert hat, besteht praktisch keine Hoffnung, sie ausfindig zu machen. Wir haben beim Staatsarchiv in Kew nachgefragt, um zu sehen, ob sie einen neuen hat eintragen lassen, aber sie haben dort nichts gefunden. Das heißt natürlich nicht, dass sie den Namen nicht geändert hat – es ist ja nicht gesetzlich vorgeschrieben, einen neuen Namen amtlich registrieren zu lassen. Wahrscheinlich hat sie sich einfach anders genannt, und fertig. Aber das macht es natürlich unmöglich, sie aufzuspüren.«

»Und das ist gesetzlich erlaubt?«

»Absolut. Man darf zwar seine Geburtsurkunde nicht ändern, aber man kann sich nennen, wie mal will. Man kann den Namen jeden zweiten Tag ändern, wenn man Lust dazu hat. Louise Burton hat das jahrelang praktiziert. Deshalb ist ihr so lange keiner auf die Spur gekommen.«

Sasha ging zum nächsten Punkt weiter. »Ich habe mich beim zentralen Krematorium von Dorset erkundigt, für den Fall, dass Wynne mittlerweile gestorben ist«, fuhr sie fort, »aber das hat auch nichts gebracht. In der Zeit, die uns interessiert, wurde weder eine Wynne Stamp noch eine Wynne Jefferies eingeschert. Aber vielleicht gibt es beim Wohnungsamt noch Unterlagen über sie.«

George schüttelte den Kopf. »Da bin ich zu allererst hingegangen, nachdem meine Nachbarin mir Grace' Geschichte erzählt hatte. Die Akten aus den Siebzigerjahren waren schon längst im Reißwolf gelandet.«

»Wenn Sie sie wirklich finden wollen, wären Anzeigen in den Lokalzeitungen das Beste«, sagte Bartholomew. »Ich würde mir allerdings keine Hoffnungen machen, dass sie sich meldet.«

Jonathan nickte. »Wie steht's mit Robert Burton?«, fragte er.

»Hat er mit Ihnen gesprochen?«

Bartholomew nickte. »Ja – streng behütet von seiner Ehefrau. Merkwürdige Leute, diese beiden.

Wir haben keine Bandaufnahme, weil sie eine Aufzeichnung des Gesprächs ablehnten, aber eine halbe Stunde lang haben beide stur alles abgestritten.« Er lachte abrupt. »Wie wir dazu kämen, ihrer drogenabhängigen Tochter irgendetwas zu glauben, was diese über ihren Vater erzählte, einen guten und aufrechten Mann? Was uns einfalle zu unterstellen, eine fromme Christin wie Eileen würde die Polizei belügen?« Er wies mit einer ruckartigen Kopfbewegung auf das Tonbandgerät. »Als es uns zu langweilig wurde, spielten wir ihnen das Gespräch mit Louise vor.«

»Und?«

»Robert klappte zusammen«, sagte Sasha. »Eileen leugnete weiter. Es war interessant. Sie ist eine harte Nuss – niemals wird sie für irgendetwas Verantwortung übernehmen, was ihr Mann getan hat. Sie beschrieb Louise als eine notorische Lügnerin und behauptete steif und fest, sie hätten keine Ahnung gehabt, dass Cill jemals bei Grace im Haus war.« Sie wandte sich George zu. »Sie hat übrigens genau an dem Punkt eingehakt, auf den Sie schon hingewiesen hatten: Was hätte sie veranlassen sollen, Louise am Montag zur Schule zu schicken, wenn sie gewusst hätten, wo Cill sich aufhielt? Sie behauptet, Louise hätte es nie geschafft, die Sache für sich zu behalten. Die Kinder in der Schule hätten ihr ja unaufhörlich wegen der Schlägerei am Freitag zugesetzt.«

»Und warum haben sie sie dann von Mittwoch an herausgenommen?«, fragte Jonathan.

»Aus den Gründen angeblich, die auch Louise und William genannt haben. Sie bekam ständig Panikattacken. Ihr Vater holte einen Arzt, der einen Schock diagnostizierte und ihr Beruhigungsmittel gab. Eigentlich wollten sie Louise langsam wieder an die Schule gewöhnen, aber angesichts der Ermordung von Grace und Cills Verschwinden riet der Arzt ihnen, woanders einen neuen Anfang zu machen. Er half ihnen sogar mit einem Schreiben an das Wohnungsamt, in dem er einen Umzug empfahl.« Sasha zuckte mit den Schultern. »Ich habe Mrs. Burton auf die gefärbten Haare und die Namensänderung angesprochen, und sie sagte, das hätten sie nur getan, um Louise Mut zu machen. Sie habe sich selbst auch die Haare gefärbt, um ihrer Tochter das neue Leben zu erleichtern. Über den sexuellen Missbrauch war mit ihr nicht zu reden. Ihr zufolge hat es dergleichen nie gegeben – Louise habe diese Geschichte nur erfunden, um damit ihren Absturz ins Drogen- und Zuhältermilieu zu entschuldigen.«

»Was hat Mr. Burton dazu gesagt?«

»Sehr wenig«, antwortete Bartholomew. »Ich weiß nicht, ob ihm klar war, dass er von seiner Frau nichts zu erwarten hat, wenn Louise die Missbrauchsvorwürfe an die Öffentlichkeit bringt, aber er schaffte es immerhin, sich ein bisschen auf-

zuplustern. Die Vorstellung war nicht sehr überzeugend. Er wurde kreidebleich, als Sasha wiederholte, was William ihr über seine Besuche in Louises Schlafzimmer erzählt hatte. Er hatte offensichtlich geglaubt, sein Sohn hätte nichts gemerkt.«

»Wahrscheinlich würde er genauso reagieren, wenn er unschuldig wäre«, sagte George, um dem Mann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. »Das sind schreckliche Vorwürfe – und sehr beängstigend, wenn sie von den eigenen Kindern vorgebracht werden.«

»An dem Missbrauch gibt es keinen Zweifel«, erklärte Bartholomew. »Er hatte auf nichts eine Antwort. Er konnte nicht erklären, was er in ihrem Schlafzimmer zu suchen hatte. Warum er sie in aufreizender Kleidung und mit geschminktem Gesicht herumlaufen ließ. Oder wie er dazu kam, ihre Freundinnen auf den Schoß zu nehmen. Wenn wir mit ihm allein gewesen wären, hätte er garantiert reinen Tisch gemacht – aber Sasha hat schon Recht, die gute Eileen ist eine ausgesprochen harte Nuss.«

»Hat sie die Wahrheit gesagt?«, fragte George.

»Worüber?«

»Über irgendetwas, ganz gleich.«

»Ich würde sagen, dass sie ehrlich war, als sie uns erklärte, was sie damals wusste«, erwiderte Bartholomew. »Ob sie seither darauf gekommen ist, dass hinter ihrem Rücken einiges passierte – und



beschlossen hat, es einfach zu verdrängen –, weiß ich nicht.«

»Dann war Louises Behauptung, sie habe ihrer Mutter gesagt, dass Cill sich in Grace' Haus aufhielt, gelogen?«

»Unserer Ansicht nach, ja.«

»Und Robert?«

»Er hat es sehr energisch bestritten. Wir haben ihm geglaubt.«

»Dann haben wir also nur Louises Wort dafür, dass Cill je dort war?«

»Ich fürchte, ja.«

»Und das reicht nicht aus, um Roy Trent zu verurteilen?«

»Nein. Er kann sich auf das Beweismaterial von damals berufen, demzufolge lediglich Grace Jefferies' und Howard Stamps Fingerabdrücke gefunden wurden.«

Es blieb einen Moment still.

»Und wo liegt nun diese kleine Diskrepanz?«, fragte dann Jonathan.

»Sie betrifft die Narben an Nicholas Hursts Arm«, erklärte Sasha. »Er ist Rechtshänder, und sie befinden sich an seinem rechten Unterarm. Die Verletzung hatte einen leichten Muskelschwund zur Folge, außerdem ist die rechte Hand nicht mehr so beweglich. Er kann den kleinen Finger nicht mit seinem Daumen berühren. Das ist typisch für eine Schädigung des Mittelhandnervs, und die Heilung

dauert lange. Manchmal bleibt, wie bei Hurst, ein dauernder Funktionsverlust zurück.«

Jonathan war ihr schon voraus. »Und es ist nicht der Hirnverletzung zuzuschreiben?«

»Es ist zumindest sehr unwahrscheinlich, dass das die Ursache ist. Der Arm selbst ist völlig in Ordnung, keinerlei Lähmung. Nur die Hand ist betroffen. Der Arzt sagte ganz klar, dass jemand mit solchen Narben zu Beginn erhebliche Schmerzen gehabt hätte, und die Hand über Monate in ihrer Beweglichkeit stark – und deutlich sichtbar – eingeschränkt gewesen wäre.« Sie lächelte. »William Burton ist am Tag der Vergewaltigung nichts dergleichen aufgefallen, er sagt sogar, dass Hurst mit der Wodkaflasche hantierte. Aber nach allem, was Roy Trent Ihnen über die Messerstecherei mit Howard erzählt hat, hätte Hursts Hand nicht mehr zu gebrauchen sein dürfen.«

Jonathan stieß einen leisen Pfiff aus. »Es wundert mich, dass Roy das übersehen hat.«

»Und inwiefern hilft uns das?«, fragte George. »Er wird einfach sagen, er hätte sich im Datum geirrt.«

»Das kann er nicht. Die genauen Daten sind in Hursts Krankenunterlagen verzeichnet«, sagte Sasha mit einem breiten Grinsen. »Und als ich den Arzt fragte, wann die Verletzung behandelt wurde, nannte er das Jahr 1972 – also ein Jahr nach Howards Verurteilung.«

*Auszüge aus dem Bericht der Detektei WCH,  
der im Auftrag von Mr. und Mrs. Trevelyan  
angefertigt wurde, um eine Wiederaufnahme  
der Ermittlungen im Fall Priscilla Trevelyan  
zu erreichen.*

## **DETEKTEI WCH**

### **BERICHT**

**Betrifft:** Priscilla »Cill« Trevelyan (13 Jahre)

**Vorfall:** Verschwand in der Nacht vom 29. auf den 30. Mai 1970 aus der elterlichen Wohnung in der Lacey Street, Highdown, Bournemouth.

**Vermutlicher Fundort der Leiche:** Im Industriegebiet beim Colliton Way.

**Sachverhalt:** Wurde in der Nacht von Samstag auf Sonntag, 30./31. Mai 1970 von Roy Trent, Nicholas Hurst und Michael Hopkinson (verstorben) ermordet.

Ein detaillierter Bericht zu den Ermittlungen der Detektei WCH über das Verschwinden von

Cill Trevelyan ist auf Anfrage erhältlich. Das Beweismaterial besteht größtenteils aus Indizien, jedoch sind wir überzeugt, dass weitere Beweise sich finden werden, wenn der Fall in Form einer Morduntersuchung wieder aufgerollt wird. Es überschreitet den Arbeitsbereich unserer Detektei, Fahndungen durchzuführen, Zeugen aufzuspüren, die ihren Wohnsitz gewechselt haben, medizinische Befunde abzusichern, Polizeiakten aus dem Jahr 1970 auffindig zu machen. Dennoch sprechen die vorhandenen Beweise eindeutig für die Eröffnung einer Morduntersuchung.

(Anlagen: Protokolle von Gesprächen und Aussagen mit bzw. von: Louise Burton, William Burton, Robert Burton, Eileen Burton und Roy Trent; zusätzliche Unterlagen, die uns von Stadträtin George Gardener und Dr. Jonathan Hughes überlassen wurden.)

\*\*\*

#### **Fazit:**

Es liegt auf der Hand, dass Roy Trent und Louise Burton sich über Jahre hinweg heimlich miteinander abgesprochen haben:

1. jede Verbindung zwischen Cill Trevelyan's Verschwinden und der Ermordung Grace Jefferies' zu verschweigen.
2. Trent, Hurst und Hopkinson von dem Vorwurf der Vergewaltigung zu entlasten.
3. das Märchen, dass Cill Trevelyan durchgebrannt und spurlos verschwunden sei, aufrecht zu erhalten.
4. die Schuld daran David und Jean Trevelyan zuzuschieben.
5. und, als das misslang, Howard Stamp in Verdacht zu bringen, indem man ihn als »Perversen« darstellte.

Aufgabe dieser Untersuchung war es, »den derzeitigen Aufenthaltsort von Priscilla ›Cill‹ Trevelyan ausfindig zu machen«. Wie dargestellt, vermuten wir, dass sie tot ist und ihr Leichnam auf dem Industriegelände am Colliton Way oder in seiner nächsten Umgebung begraben ist. Es sind jedoch Fragen über die Ermordung Grace Jefferies' und die Verurteilung ihres Enkels Howard Stamp aufgekomen. Zwar verfügen wir über keinerlei Beweise, um das Urteil der Geschworenen zu widerlegen, wir sind jedoch der Meinung, dass die nachfolgenden Fakten in Betracht gezogen werden sollten:

1. Beim Prozess gegen Stamp überzeugte die Anklage das Gericht davon, dass Grace Jefferies am Mittwoch, den 3. Juni, getötet wurde. Die Verteidigung hat diese Erkenntnis stets angefochten.
2. Louise Burton behauptet, am Dienstag, den 2. Juni 1970, das Haus der Grace Jefferies aufgesucht und an den Fenstern Blut gesehen zu haben.
3. Robert Burton, Eileen Burton, William Burton und Louise Burton bezeugen übereinstimmend, dass Louise am Morgen des Mittwochs, des 3. Juni, einen Panikanfall hatte und sich weigerte, zur Schule zu gehen. William Burton hat erklärt, dass seine Schwester jedes Mal, wenn sie Angst hatte, solche Anfälle bekam, sich in Fötalstellung zusammenrollte oder in eine Art Totenstarre verfiel. Der behandelnde Arzt verschrieb ihr damals Beruhigungsmittel. Möglicherweise existieren seine datierten Unterlagen dazu noch.
4. Grace Jefferies hatte Cill Trevelyan gern und gewährte ihr und Louise Burton regelmäßig Unterschlupf. Hätte eines der beiden Mädchen spätabends bei ihr geläutet, so hätte sie sie zweifellos eingelassen. Roy Trent,

Nicholas Hurst und Michael Hopkinson, die das wussten, könnten eines oder beide Mädchen dazu benutzt haben, sich bei Grace Jefferies Einlass zu verschaffen.

5. Die Stadträtin George Gardener ist in Besitz einer unterzeichneten und beglaubigten Aussage einer – zwischenzeitlich verstorbenen – ehemaligen Nachbarin von Grace Jefferies, aus der hervorgeht, dass Howard Stamp am Mittwoch, den 3. Juni 1970, erst um 14 Uhr bei seiner Großmutter eintraf – so dass ihm also nur eine halbe Stunde zur Verfügung gestanden hätte, um einen brutalen Mord zu verüben *und* das Bad zu nehmen, das ihm vor Gericht zum Verhängnis wurde.

Wir sind der Auffassung, dass Stamps Verurteilung nicht rechtmäßig war und der Fall wieder aufgerollt werden sollte. Stamp hat bei seinem Prozess keine überzeugende Erklärung dafür gegeben, warum er am Mittwoch, dem 3. Juni 1970, seine Großmutter besuchte, anstatt die Arbeit bei seinem neuen Arbeitgeber, einer ortsansässigen Molkerei (Jannerway & Co), aufzunehmen. Es wurde behauptet, er wäre in Wut geraten, als sie ihm Arbeitsscheu vorwarf. Wir

halten es für wahrscheinlicher, dass er auf dem Weg zu Jannerway einen Abstecher zu seiner Großmutter machte, um sie zu fragen, ob sie etwas über Cill Trevelyan wisse. *Daraus wäre zu schließen, dass er nichts über ihr Schicksal wusste.* Als er seine Großmutter dann tot vorfand, war er so erschüttert, dass er nur noch nach Hause laufen konnte.

Roy Trent versucht in seiner Aussage die Tatsache hochzuspielen, dass Stamp kein Wort von seiner Freundschaft mit Cill zu seiner Verteidigung sagte. Aber auch Trent, Hurst, Hopkinson und Burton verschwiegen diese Freundschaft, obwohl sie zum Fall Trevelyan von der Polizei vernommen wurden. Stamps Schweigen lässt sich damit entschuldigen, dass er nie nach dem verschwundenen Mädchen gefragt wurde. Für Trent, Hurst, Hopkinson und Burton, deren Befragung sich *einzig* auf Cill Trent bezog, gibt es keine solche Entschuldigung.



## **Neue Erkenntnisse in zwei rätselhaften Fällen aus dem Jahr 1970**

Wie die Polizei heute bekannt gab, werden die Ermittlungen über den Verbleib von Priscilla Trevelyan, die 1970 aus dem Haus ihrer Eltern in Highdown spurlos verschwand, wieder aufgenommen. »Wir haben neue Spuren«, erklärte Sergeant Wyatt von der Kriminalpolizei, der die Ermittlungen leitet. »Wir vermuten jetzt, dass Priscilla ermordet wurde.«

Bisher wurde noch niemand wegen des Verbrechens festgenommen, aber es wird angenommen, dass drei Männer aus Bournemouth in den Fall verwickelt sind. »Man hat uns einen Ort genannt, an dem

die tote Priscilla möglicherweise verscharrt wurde«, sagte Sergeant Wyatt. »Wir hoffen, ihre Leiche innerhalb der nächsten Wochen zu finden.« Er lehnte es ab, nähere Angaben zu dem gesuchten Ort zu machen, räumte aber ein, dass er sich irgendwo in der Gegend von Highdown befindet.

Mr. David Trevelyan, Vater des verschwundenen Mädchens, sagte: »Meine Frau und ich haben mehr als dreißig Jahre lang mit der quälenden Ungewissheit gelebt. Wir wären froh, wenn sie endlich ein Ende fände und wir abschließen könnten.«

Er dankte Stadträtin George Gardener aus Highdown für ihre Bemühungen, den Fall an die Öffentlichkeit zu bringen. »Ohne ihre Beharrlichkeit wäre Priscilla Statistik geblieben.«

Miss Gardener stieß auf den Fall, als sie sich mit einem Buch über Howard Stamp beschäftigte. Stamp wurde neun Tage nach Priscilla Trevelyans Verschwinden des Mordes an seiner Großmutter angeklagt, und die Polizei geht heute davon aus, dass es zwischen den beiden Fällen vermutlich einen Zusammenhang gibt.

Miss Gardener bezeichnete Stamps Verurteilung als einen schrecklichen Irrtum, der bei den heutigen Möglichkeiten der DNA-Untersuchungen nicht mehr

möglich wäre. »Ich bin zuversichtlich, dass es gelingen wird, seinen guten Namen wiederherzustellen«, sagte sie. »Traurig ist nur, dass er es nicht mehr selbst erleben kann.« Howard Stamp nahm sich 1973 im Gefängnis das Leben.

Die Polizei sucht nach Zeugen aus jener Zeit und bittet sie, sich zu melden. »Wir möchten mit jedem sprechen, der 1970 am Col-liton Way wohnte«, sagte Sergeant Wyatt. »Es ist gut möglich, dass jemand etwas weiß, was zu einer Verhaftung führen wird.«

**Von:** Dr. Jonathan Hughes  
*[jon.hughes@london.ac.uk]*  
**Abgesandt:** Di, 15.07.03, 19:23  
**An:** *Andrew@spicerandhardy.co.uk*  
**Betrifft:** George

---

Lieber A, dies als Anhang zur vorangegangenen E-Mail, von der ich George keine Kopie schicke. Die schlechte Nachricht ist, dass sich bei ihr Metastasen in den Knochen gebildet haben – in den Rippen. Die gute Nachricht ist, dass sie offenbar nicht weitergestreut haben. Sie bekommt irgendwelche starken Hormonpräparate und ab nächster Woche auch Bestrahlungen gegen die Schmerzen. Ich habe mich für die Sommerferien zu ihr eingeladen, um ihr als Chauffeur zu dienen und an unserem Buch zu arbeiten. Ich habe den Eindruck, sie freut sich darüber. Die Besprechung in der nächsten Woche wird sie sicher einhalten, da sie die Bestrahlungen morgens bekommt, aber sie wird natürlich müde sein. Sie ist wirklich eine bemerkenswerte Frau, entschlossen, sich nicht unterkriegen zu lassen. Aber wenigstens ist es mir endlich gelungen, sie zu überreden, sich Urlaub vom Pflegeheim zu nehmen. Ich werde ihr sagen, dass ich dich vom Stand der Dinge unterrichtet habe, würde aber vorschlagen, du hältst dich nicht zu lange mit Teilnahmebekundungen auf. Sie hat nichts dagegen, über ihre Krankheit zu sprechen, aber sie mag kein Mitleid.

Bis bald, Jon

*Büro der Agentur Spicer & Hardy, West London  
Mittwoch, 23. Juli 2003, 14 Uhr 30*

Jonathan wartete, bis George sich gesetzt hatte, dann ließ er sich in dem zweiten Besuchersessel nieder und betrachtete erheitert seinen Freund. »Du machst ein Gesicht wie die Katze, die gerade den ganzen Topf Sahne geschlürft hat«, sagte er. »Lass mich raten: Du willst den Vorschuss verdoppeln.«

»Hör auf!«, sagte Andrew.

Jonathan lachte verschmitzt. »Dann kann nur der Kampf der Titanen dahinter stecken. Groß gewachsener, eleganter Schauspieler und Frauenheld mit prächtiger Mähne unterliegt kleinem, dicken Kahlkopf mit peinlichen Eltern.«

George drohte ihm mit dem Finger. »Eher peinlichen *Freunden*. Ich kann mich nicht erinnern, dass Sie besonders erpicht darauf waren, über Ihr Liebesleben zu reden.«

»Weil es nicht existiert.«

»Da habe ich aber etwas anderes gehört«, sagte

Andrew. »Wer ist denn diese mongolische Reiterin, von der George dauernd erzählt?«

»Ach, Mensch!«, rief George ärgerlich. »Sie benehmen sich wie kleine Kinder.«

Andrew zwinkerte ihr zu. »Wie läuft die Bestrahlung?«

»Alles bestens, bis auf Jons Fahrkünste«, antwortete sie. »Ich fange allmählich an zu zweifeln, dass sein Führerschein echt ist. Die meiste Zeit sind wir damit beschäftigt zurückzustoßen.«

»Es ist schlimmer, als Miss Daisy herumzukutschieren«, beschwerte sich Jonathan. »Ständig wird einem vom Rücksitz aus dazwischengefunkt – und am liebsten wäre es ihr, ich trüge eine Mütze und würde salutieren, damit die Schwestern sie wie eine königliche Hoheit behandeln. Ich hätte ja auch gar nichts dagegen, wenn wir nicht diese grauenvolle Rostlaube führen.« Er zeigte mit langem Zeigefinger auf Andrew. »Damit du es weißt, ich bin nicht nur der offizielle Chauffeur, sondern auch noch der Kammergigolo. Die Nachbarn amüsieren sich glänzend.«

Georges Augen blitzten. »So eine Lüge! Er hat allen Leuten erzählt, er wäre mein Sohn.«

»Nur glauben sie es nicht. Sie glauben viel lieber, ihre ehrbare Stadträtin hätte sich einen schwarzen Lover in ihr Pseudo-Tudor-Eigenheim geholt. Es tut ihrem Ruf unheimlich gut.« Er schnitt ein Gesicht, als hätte das Zusammenleben mit George ihn ge-

lehrt, ihre Eigenheiten nachzuahmen. »Das Leben mit ihr ist wahnsinnig anstrengend. Morgens muss sie zwar die Bestrahlungen über sich ergehen lassen, aber nachmittags ist sie nicht zu bändigen. Wenn sie nicht gerade am Telefon hängt und versucht, Zeugen ausfindig zu machen, jagt sie mich auf die Straße hinaus, damit ich ein Gefühl für die Umgebung entwickeln kann. Ich bin schon völlig am Ende.«

Andrew bemerkte, wie Georges Wangen sich röteten vor Vergnügen. »Ich kann Sie nicht alles allein machen lassen«, protestierte sie. »Ich muss mir meine fünfzig Prozent ehrlich verdienen.«

»Minus Andrews zehn Prozent«, erinnerte Jonathan sie, »von denen er sich offenbar einbildet, er hätte sie allein damit verdient, dass er eine halbe Stunde lang eine Verrückte bei sich bewirtete – und alles, was sie ihm auftischte, anstandslos schluckte, ganz zu schweigen davon, dass er völlig hingerissen war von ihrem Charme.«

Andrew lachte. »Einiges, was sie erzählt hat, war wahr.«

»Zum Beispiel?«

»Dass an dem Dienstagabend Blut an Grace' Fens-tern war.«

»Das behauptet nur sie. Roy Trent bestreitet es.«

»Aber die Polizei glaubt ihr. Sonst wäre er nicht unter Anklage gestellt worden.«

»Ich würde lieber Roy glauben«, entgegnete Jona-

than. »Im Augenblick sieht es aus, als gelänge es Louise, sich die Hände in Unschuld zu waschen. In Bezug auf beide Morde.«

Andrew sah George fragend an.

»Ja, sie scheint eine blütenweiße Weste zu haben«, bestätigte George seufzend. »Sie hat lediglich zugegeben, dass sie am Montagabend Grace beschwätzt hat, ihre Tür aufzusperren. Sobald die Jungen drinnen waren, sagt sie, sei sie weggelaufen. Roy durchleuchten sie von oben bis unten, seit sie Cills Skelett mit den Überresten des Knebels im Mund gefunden haben ... Sie lassen sich nicht darüber aus, ob eine Chance besteht, noch DNA-Spuren daran zu sichern – wahrscheinlich haben die sich längst in Luft aufgelöst –, aber der Fund bestätigt Louises Version der Ereignisse.«

»Dann ist sie vielleicht wirklich unschuldig«, meinte Andrew. »Es ist doch ganz plausibel, dass sie am Dienstag zu Grace' Haus ging, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei – und die Panikattacken erst bekam, als ihr klar wurde, dass das nicht der Fall war.«

»Es ist völlig unglaublich«, widersprach Jonathan gereizt. »Weshalb hätten Roy und seine Freunde Grace umbringen sollen? Sogar Louise hat ausgesagt, dass sie sich hinter dem Geräteschuppen versteckten – es spricht also nichts dafür, dass Grace sie überhaupt bemerkt hat. *Louise* hat ein Problem. Sie holte Cill aus dem Haus.«

»Ich spiele nur den *Advocatus Diaboli*«, erklärte Andrew milde. »Auch wenn Louise dir noch so unsympathisch ist, musst du wenigstens die Möglichkeit ihrer Unschuld in Betracht ziehen. Du bist doch derjenige, der sich hinterher beschwert, wenn Jeremy Crossley dir »schlampige analytische Arbeit« vorwirft.« Er legte seine Fingerspitzen aneinander. »Was hat denn Louise für eine Erklärung zu bieten?«

»Ach, die reist mit der Masche vom missbrauchten Kind. Sie war eine körperlich verletzte und verstörte Dreizehnjährige ... verwirrt darüber, dass Cill nicht nach Hause gekommen war ... und wandte sich an ihre einzigen Freunde, die Jungen, die ihr weismachten, die Polizei würde sie noch einmal in die Mangel nehmen, wenn sie Grace nicht dazu bringen konnten, ebenfalls den Mund zu halten. *Natürlich* bekam sie Angst, dass sie sie getötet hatten, als sie das Blut am Fenster sah ... aber dann wurde Howard festgenommen, und für sie war damit klar, dass sie es nicht getan haben *konnten*.« Er zog mit grimmigem Spott die Augenbrauen hoch. »Der ermittelnde Sergeant findet sie sehr überzeugend.«

»Und Fred Lovatt?«, wandte sich Andrew an George.

»Ist äußerst skeptisch. Aber er ist voreingenommen. Zu unseren Gunsten. Die Polizei in Poole versucht natürlich, das Letzte aus ihr herauszu-



quetschen, weil ihre Aussage das Fundament für Roy Trents Verurteilung wäre. Sie ist sehr schlau«, schloss George mit widerwilliger Bewunderung. »Mit jeder neuen Aussage gibt sie der Polizei ein zusätzliches kleines Detail, das diese braucht, während Roys Aussagen so voller Löcher sind, dass man sie mit einem Griff in Fetzen reißen kann.«

»Hm.« Andrew blickte von einem zum anderen. »Und wo liegt nun das Problem? Warum seid ihr beide hier?«

»Für uns gilt sie als Anstifterin zu dem Mord an Cill Trevelyan und als alleinige Mörderin von Grace Jefferies. Und in dem Buch möchten wir das auch so schreiben«, sagte Jonathan.

»Könnt ihr beweisen, dass sie Grace ermordet hat?«

»Eben nicht. Die Polizei hat das Beweismaterial aus Grace' Haus entweder verloren oder vernichtet.«

»Dann wird sie klagen«, sagte Andrew.

»Genau das soll sie ja«, murmelte George. »So wie es jetzt aussieht, wird sie Colley Hursts Geld bekommen, eine Entschädigung vom Staat für das, was sie in der Kindheit erlitten hat, und ein kleines Vermögen von den Zeitungen, denen sie ihre Geschichte verkauft. Es ist so ungerecht!«

Andrew schüttelte den Kopf. »Und ein weiteres kleines Vermögen von mir, wenn sie gewinnt. Niemals wird sich der Verlag darauf einlassen.«

»Dann suchen Sie uns einen Verlag, der dazu

bereit ist«, drängte George ihn. »Ebensogut hätte sie Roy überreden können, auch Howard umzubringen. Das Resultat war das gleiche.« Sie beugte sich vor. »Wissen Sie, was ich am abstoßendsten finde? Wie sie den Missbrauch, den sie durch ihren Vater erlitten hat, dazu benutzt, alle ihre Taten zu entschuldigen. Er *war* ein Scheusal, ja – niemals würde ich entschuldigen, was er ihr angetan hat. Ich empfinde sogar Mitleid mit ihr, wenn ich sie objektiv betrachte« – sie seufzte –, »aber Hunderte von Kindern werden jedes Jahr von ihren Eltern missbraucht, ohne dass sie zu Mördern werden. Sehen Sie sich Roy an. Ihm ist es mindestens so schlimm ergangen wie ihr, aber er behauptet nicht, dass sein Vater schuld an dem Verbrechen sei, das er an Cill begangen hat.«

»Tut er Ihnen Leid, George?«

Sie verzog wie üblich das Gesicht. »Nun, meinetwegen kann Louise behaupten, was sie will, ich glaube nicht, dass Roy und seine Freunde Grace Jefferies getötet haben. Nur *eine* Person hat an dem Tag in Grace' Wanne gebadet. Nur *ein* Paar Handschuhe wurde gefunden. Es wird bei diesem zweiten Prozess zu einem genauso schweren Justizirrtum kommen wie beim ersten gegen Howard. Roy hat sich wenigstens bemüht, aus seinen Fehlern zu lernen. Er hat seinen Sohn nicht im Stich gelassen. Er hat Robyns Wunsch respektiert, das Pub zu führen und an den Jungen weiterzuge-

ben. Er hat seine Garage als Lagerraum für Peters Möbel zur Verfügung gestellt. Er hat Louise ein Zuhause gegeben – ebenso Colley Hurst. Kurz, er hat auf diese oder jene Weise für alle gesorgt. Auch für mich, als ich Krebs bekam. Aber nie wieder hat er das Leben anderer zerstört.«

»Und Louise tut das immer noch?«

»Ja.«

Andrew tauschte einen Blick mit Jonathan, der so gut wie er wusste, dass kein Verlag einen Vertrag abschließen würde, der einen möglichen Verleumdungsprozess einschloss.

»Was meinst du?«, fragte er den Freund.

»Sie ist schuldig«, sagte Jonathan. »Sie ist pathologisch eifersüchtig und hinterhältig. Sie gerät beim geringsten Anlass in blinde Wut und zettelt Streit an, wann immer es ihr in den Kram passt. Sie war die Einzige, die etwas zu fürchten hatte, wenn Grace mit der Polizei über Cills Verschwinden gesprochen hätte. Sie hat selbst das Messer geführt und sich an Grace' Sterben ergötzt. Hinterher hat sie ein Bad genommen und den Kitzel genossen, dass sich Cill hier nach der Vergewaltigung gewaschen hat.« Er zuckte die Schultern. »Das Einzige, was wir vielleicht beweisen können, ist, dass etwas fehlt: Wenn sie wirklich nichts weiter getan hat, als Roy und seine Freunde ins Haus zu lassen, wie kommt es dann, dass die Polizei keinerlei Spuren von ihnen gefunden hat?«

»Worauf wartest du?«

»Auf guten Rat«, antwortete Jonathan. »Wir haben beide keine Ahnung, wie man etwas nicht Vorhandenes nachweisen soll.«

*Gefängnis Winchester*  
*Dienstag, 29. Juli 2003, 15 Uhr*

Zusammen mit Sergeant Wyatt musste George in einem Raum gleich beim Eingang der Haftanstalt zehn Minuten warten, bevor Roy aus dem Untersuchungsgefängnis zu ihnen gebracht wurde. Der Sergeant hatte sich diesem Plan gegenüber offener gezeigt als sie erwartet hatte, und sie hatte den Verdacht, dass Fred Lovatt da die Hand im Spiel gehabt hatte. Oder vielleicht verlor Louises Charme auch langsam seinen Glanz. Als sie schließlich ihrer Neugier nachgab und den Sergeant direkt fragte, was ihn veranlasst habe, dem Unternehmen zuzustimmen, antwortete er ihr, dass er beginne, ihre und Dr. Hughes' Argumente überzeugend zu finden. Aber die These von Howard Stamps Unschuld werde durch sie wieder entkräftet, warnte er sie.

»Niemals werden Sie eine Bank voll Geschworene davon überzeugen, dass eine spillerige kleine Dreizehnjährige fähig war, ohne Hilfe eine erwachsene Frau niederzustechen und zu töten.«

»Mit Roy Trent und Sasha Spencer ist sie problemlos fertig geworden«, erinnerte ihn George. »Und sie ist heute nicht wesentlich größer und kräftiger.«

Als Roy schließlich hereingeführt wurde, reagierte er sofort feindselig auf George. »Was hat die hier zu suchen?«, fragte er Wyatt aggressiv, als er sich auf der anderen Seite an den Tisch setzte. »Zu mir haben Sie gesagt, es wär eine polizeiliche Vernehmung.«

Der Sergeant bot ihm eine Zigarette an. »Ich habe mit Miss Gardener vereinbart, dass sie die Fragen stellt.«

»Und wenn ich sie nicht beantworte?«

»Werde ich für sie fragen. Das wird weit länger dauern, Roy. Aber Sie haben ja nichts vor.«

Brummig nahm er das angebotene Feuer an. »Wo ist der Bimbo?«, fragte er mit einem höhnischen Grinsen zu George. »Wieso ist der nicht mit von der Partie?«

»Dr. Hughes wartet draußen«, sagte sie. Es wunderte sie nicht, dass Roy wütend war, aber sie fragte sich, ob er sich ihr ähnlich verbunden fühlte wie sie ihm. Ihre Freundschaft hatte durchaus ihre heiteren Momente gehabt, und in seinen Augen lag etwas wie ein Erkennen, als erinnerte er sich. Kein Mensch, dachte sie, ist so böse, dass er nicht auch versöhnende Eigenschaften besitzt, und Roy war immer freundlich zu ihr gewesen.

»Er meinte, in seinem Beisein würden Sie nichts sagen.«

Roy betrachtete sie einen Moment. »Da hat er verdammt Recht«, versetzte er schroff, »aber ich werde in Ihrem Beisein auch nichts sagen, Verehrteste. Sie hätten gar nicht erst kommen brauchen. Ich hätte Sie gleich beim ersten Mal, als Sie ins Pub kamen, wegschicken sollen.«

»Und warum haben Sie es nicht getan?«

»Weil Jim Longhurst, dieser blöde Kerl, Ihnen erzählt hat, dass ich Howard gekannt habe, und ich dachte, Sie würden misstrauisch werden, wenn ich nicht ein bisschen Interesse zeige.« Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und blickte finster von einem zum anderen.

»Miss Gardener ist auf Ihrer Seite, Roy«, bemerkte Sergeant Wyatt mit sanfter Stimme. »Sie glaubt nicht, dass Sie Grace getötet haben.«

»Umso dümmer. Wenn's ich und Colley nicht waren, kann's nur Howard gewesen sein, und sie macht doch schon seit Jahren die tollsten Verrenkungen, um zu beweisen, dass der Wichser unschuldig war.«

Wyatt lächelte schwach. »Das habe ich auch zu ihr gesagt, trotzdem würde ich gern hören, wie Sie auf ihre Fragen antworten. Das ist hier keine offizielle Vernehmung, Sie brauchen also nicht mit ihr zu sprechen – aber ich würde vorschlagen, Sie tun es. Sie haben nichts zu verlieren.«

»Ich hab alles zu verlieren, wenn sie mir die Worte im Mund umdreht, damit sie und ihr Waschlappen von einem Schreiberling behaupten können, Howard wär unschuldig gewesen.«

»Genau darum bin *ich* hier. Damit so was nicht passiert.« Wyatt klopfte mit dem Zeigefinger auf den Tisch. »Sie sind in Untersuchungshaft, weil der Richter der Meinung ist, dass Sie eine Gefahr für eine Zeugin sind – für Mrs. Fletcher. Aber das bezieht sich lediglich auf den Mord an Grace Jefferies.«

»Die lügt doch wie gedruckt«, knirschte Roy Trent. »Nach dem Samstagabend waren wir nie wieder auch nur in der Nähe von Grace' Haus.«

»Dann überzeugen Sie uns davon, und die Untersuchungshaft wird möglicherweise aufgehoben. Im Fall Trevelyan, wo Ihnen Körperverletzung mit Todesfolge zur Last gelegt wird, hätten wir gegen eine Freilassung auf Kautions nichts einzuwenden gehabt. Sie haben bereits gesagt, dass Sie die Vorwürfe nicht bestreiten werden, und die Tatsache, dass Sie seit 1974 nicht mehr strafällig geworden sind und zur Zeit der von Ihnen begangenen Straftat noch ein Jugendlicher waren, wirken sich zu Ihren Gunsten aus.« Er machte eine Pause, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. »Aber es ist schon etwas Überzeugenderes nötig als beharrliches Leugnen und Behauptungen wie ›sie lügt wie gedruckt‹, wenn der



Mordfall Jefferies noch einmal überprüft werden soll.«

Roy Trent sah ihn unverwandt an. »Glauben Sie vielleicht, ich hätte es Ihnen nicht gesagt, wenn ich was Überzeugenderes auf Lager hätte? Wie soll ich beweisen, dass das Miststück lügt? Micky ist tot, und Colley erinnert sich an nichts. Sie kann das Blaue vom Himmel erzählen – und Sie werden ihr glauben.«

George beugte sich vor. »Es ist sehr schwierig, solch einen Beweis zu führen, Roy, ich weiß. Für Sie spricht, dass die Polizei keinerlei Hinweise darauf fand, dass sich zum Zeitpunkt von Grace' Tod mehr als eine Person in ihrem Haus aufhielt. Gegen Sie spricht Louises Behauptung, dass sie Ihnen Zugang verschafft hat; ferner die Tatsache, dass Sie ein Motiv, und dass Sie bereits einen Mord auf dem Gewissen hatten.«

Er wich ihrem Blick aus; nicht weil er wütend oder verärgert war, sagte sie sich, sondern weil er sich schämte. »Es war ein Unglücksfall«, sagte er. »Mr. Wyatt glaubt mir, dass wir sie nicht töten wollten.«

»Das Endergebnis war das gleiche«, entgegnete George.

»Das leugne ich ja gar nicht«, sagte er kurz. »Deshalb bekenne ich mich ja der Körperverletzung mit Todesfolge schuldig.«

»Bereuen Sie es?«, fragte sie.

Zorn funkelte in seinem Blick. »Natürlich be-reue ich es, verdammt noch mal«, fuhr er sie an. »Das arme Ding war am Leben geblieben, wenn sie auf ihren Vater gehört und sich nicht mit solchen Kerlen wie uns eingelassen hätte.«

»Sie haben sich aber gar nichts dabei gedacht, David Trevelyan in den Schmutz zu ziehen, als Dr. Hughes und ich mit Ihnen gesprochen haben«, erinnerte sie ihn. »Warum sollten wir Ihnen glauben, dass Sie jetzt nicht das Gleiche mit Louise tun? Ihre Geschichte ist schlüssig. Die Ihre nicht.« Sie beobachtete, wie seine Finger an der Zigarette sich verkrampften. »Vielleicht hatte auch die Person, die Grace getötet hat, nicht die Absicht, sie zu töten. Trotzdem war sie am Ende tot – und im Moment sind Sie und Ihre damaligen Freunde die Einzigen, abgesehen von Louise und Howard, die eine nähere Verbindung zu ihr hatten.«

Er holte Atem. »Wir – hatten – überhaupt – keine – Verbindung – zu – Grace«, widersprach er mit wütendem Nachdruck. »Wir wussten ihren Namen durch Howard, und wir wussten, wo sie wohnte, aber das einzige Mal, dass wir in der Nähe von ihrem Haus waren, das war an dem Samstagabend, als sie hinter Cill die Tür zugemacht hat.«

»Dann helfen Sie mir, das zu beweisen«, drängte sie. »Wenn Sie Grace nicht getötet haben, wer dann?«

»Howard«, sagte er.

»Nicht Colley Hurst oder Micky Hopkinson?«

Roy Trent schüttelte den Kopf. »Wir waren immer zusammen. Keiner von uns hätte das tun können, ohne dass die anderen davon gewusst hätten.«

»Warum behauptet Louise dann, Sie hätten es getan?«

Er warf ihr einen ungeduldigen Blick zu. »Damit ich hinter Gittern lande und Colley in der Klapsmühle.

Es stimmt schon, was Mr. Wyatt sagt, wir würden ihr den elenden Kragen umdrehen, wenn wir könnten. Sie hat sich diesen ganzen Mist doch erst ausgedacht, als es aussah, als würde ich in der Sache mit Cill auf Kautionsfreikommen.«

George lächelte traurig. »Das Einzige, was Sie bereuen, ist also, dass Sie erwischt worden sind? Solange niemand die Wahrheit über Cill wusste, konnten Sie sich vormachen, ihr Tod wäre nur ein tragischer Unfall gewesen.«

Er drückte Zeigefinger und Daumen in seine inneren Augenwinkel. »Halten Sie mir keine Vorträge«, sagte er mit einem drohenden Unterton in der Stimme. »Sie haben nicht mein Leben gelebt. Sie wissen nicht, was ich bereue und was nicht.«

»War Grace auch so ein tragischer Unfall? Hat es als Jux angefangen und in einem Mord geendet, weil Micky sie mit seinem Messer piekste und sie zu schreien begann wie Howard?« Seine unverhüllte Wut erschreckte sie. Trotzdem fuhr sie fort. »Sie

haben es eben selbst gesagt. Wenn Howard den Mord nicht verübt hat, können nur Sie drei es gewesen sein. Sie waren die Einzigen außer ihm, die ein Motiv hatten.«

Wütend sah Roy Trent den Sergeant an. »Ich hab's Ihnen gesagt. Sie will mich in die Pfanne hauen.«

»Das ist doch eine ganz logische Schlussfolgerung«, entgegnete Wyatt. »Wenn Grace wusste, dass Sie in ihrem Garten waren, als Cill ging, hatten Sie ohne Zweifel ein Motiv.«

Mit einem Ruck schnellte Roy Trent vor und stach mit seiner Zigarette nach Wyatt. »Ich hab's Ihnen tausendmal gesagt – sie kann es nicht gewusst haben. Sie kann uns nicht gesehen haben. Sogar Lou sagt doch, dass wir uns hinter dem Schuppen versteckt hatten.«

»Vielleicht hat Louise ihr verraten, dass Sie warteten«, meinte George.

»Na klar!«, versetzte er sarkastisch. »Und Sie glauben, Cill wäre rausgekommen, wenn sie gewusst hätte, dass da die Kerle warten, die sie vergewaltigt hatten?« Er schwieg einen Moment und zog nachdenklich an seiner Zigarette. »So, wie die Polizei uns an dem Montagvormittag rangekommen hatte, wäre es absolut verrückt gewesen, Grace' Haus zu betreten. Wir wollten nur weg, mit keinem was zu tun haben, der Cill gekannt hatte. Wenn wir Howard begegnet wären, wären wir bis ans andere Ende der Stadt gerannt, aus Angst,

er könnte erraten, was wir getan hatten.« Er dachte zurück. »Wir hatten eine Scheißangst, dass die Bullen uns nur hatten laufen lassen, um uns zu der Leiche zu folgen. Wir waren monatelang die reinsten Nervenbündel – jedes Mal, wenn wir Bagger auf dem Brachland gesehen haben, haben wir uns in die Hose geschissen.«

»Warum dann die Lüge von Howards Messerangriff auf Colley?«, fragte sie. »Sie war so leicht zu widerlegen, und sie macht alles, was Sie sagen, suspekt.«

»Weil ich die Nase voll hatte von Ihrem und Hughes' ewigen Geblöke über Howards Unschuld. Ich wusste, dass er schuldig war – *alle* wussten es. Er war pervers, das ist so ziemlich das Einzige, was an Lous Aussage wahr ist. Ständig ist er um die Kinder am Colliton Way rumgeschlichen.«

»Damit sagen Sie praktisch, dass alle Perversen Mörder sind, Roy. Dann könnte auch Louises Vater Grace ermordet haben.«

Er zuckte mit den Schultern. »Dafür wäre sie sofort zu haben, wenn es nur den kleinsten Beweis gäbe. Er hat sich ja auch nichts dabei gedacht, sie kaputtzumachen. Sie hasst ihn aus tiefstem Herzen.«

George nickte. »Daraus hat sie kein Hehl gemacht, als sie mit Andrew Spicer sprach.«

Roy Trent zeigte grollendes Interesse. »Wann hat sie denn mit dem geredet?«

»Das war vor fast drei Monaten.«

Er war überrascht. »Davon hat sie mir nie was gesagt.«

»Bei dieser Gelegenheit hat sie auch zum ersten Mal erwähnt, dass sie an dem Dienstag Blut an Grace' Fensterscheibe sah«, bemerkte George. »Uns passte das natürlich ins Konzept, weil es auf Howards Unschuld hinzuweisen schien. Aber Ihnen und Ihren Freunden passte es nicht. Dr. Hughes ist der Meinung, dass sie von dem Moment an, als er auf der Bildfläche erschien, begann, gegen Sie zu intrigieren, um Sie zum Sündenbock zu machen.«

Roy Trent runzelte die Stirn. »Aber zu Sasha Spencer hat sie gesagt, dass Howard es getan hat. Das habe ich selbst gehört. Sie hat sogar genau erklärt, wie er es angestellt hat – dass er sich heimlich von zu Hause weggeschlichen hat, als seine Mutter betrunken war. *Das* ist die Wahrheit. Dieser ganze Quatsch, dass sie uns geholfen hat, ins Haus reinzukommen, ist alles Lüge.«

»Sie hat Howard nur beschuldigt, um den Eindruck zu erwecken, sie hätte Angst vor Ihnen.« George sah, wie sein Stirnrunzeln sich vertiefte. »Sie wollte das Eingreifen der Polizei provozieren. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum sie Dr. Hughes' Brieftasche und Reisepass stahl. Sie ist eine Frau, die etwas erleben will, und es langweilt sie bodenlos, das Kindermädchen für einen geistigen Krüppel zu spielen.« Sie schnitt ein Gesicht. »Ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass es sie inte-

ressiert, wer in den Schlamassel hineingezogen wird – Hauptsache, sie kann das alles hinter sich lassen und neu anfangen. Im Gegensatz zu Ihnen kennt sie keine Treue und hat kein Gewissen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Hat sie jemals Bedauern darüber geäußert, Cill an Sie ausgeliefert zu haben?«

Er drückte mit den Fingern die Glut aus seiner Zigarette und ließ sie in den Aschenbecher fallen.

»Darüber reden wir nicht.«

»Was haben Sie damals gesagt? Wie haben Sie die Tatsache erklärt, dass Cill verschwunden blieb?«

Er dachte zurück. »Ich sagte, sie wäre uns wegelaufen, als wir aus der Gasse herauskamen.«

»Und Louise glaubte Ihnen?«

»Danach habe ich sie nicht gefragt.«

Der Sergeant beugte sich vor. »Wann haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Das war am Montagnachmittag. Sie hat mich auf dem Heimweg von der Schule von einer Telefonzelle aus angerufen, weil sie wissen wollte, ob die Polizei uns wegen der Vergewaltigung vernommen hatte. Ich sagte, ja, und sie hätten uns wieder gehen lassen.«

»Und weiter?«

»Ich habe gesagt, sie soll ja nichts vom Samstagabend sagen, weil die Polizei sonst sofort merken würde, dass wir wegen der Vergewaltigung gelogen hatten.«

»Haben Sie ihr gedroht?«

Roy Trent nickte.

»In welcher Form?«

»Ich habe gesagt, wir würden den Bullen erzählen, dass der Einfall von ihr stammte.«

»Zu der Vergewaltigung oder zu Cills Entführung aus Grace' Haus?«

»Zu beidem. Beide Male hat Louise uns das arme Ding in die Hände geliefert.« Er starrte niedergeschlagen an die Wand hinter Wyatts Kopf. »Ich kann jetzt überhaupt nicht mehr verstehen, warum wir mitgemacht haben – vielleicht weil wir wussten, dass Howard sie mochte. In Wirklichkeit hatten wir es ja auf ihn abgesehen.« Er schüttelte sich plötzlich, als müsste er sich von etwas befreien. »Das Problem war immer Lous großes Mundwerk. Ich habe zu ihr gesagt, sie würde ihr blaues Wunder erleben, wenn sie alles noch schlimmer machte.«

»Sprechen wir jetzt von dem Gespräch am Samstagmittag oder dem am Montagnachmittag?«

»Samstag. Da hatte sie uns schon in Schwierigkeiten gebracht, weil sie uns bei der Polizei beschrieben hatte.«

»Und da sagte sie, Cill wäre bei Grace?«

Er nickte.

»Und?«, sagte Wyatt.

»Sie schlug vor, wir sollten Cill einen Schrecken einjagen. Dann brauchten wir keine Angst mehr



zu haben, dass sie uns hinhängen würde, und das Problem wäre gelöst.«

»Aber Grace war doch auch noch da«, warf George ein. »Sie hat doch bestimmt von der Vergewaltigung gewusst und wird beinahe mit Sicherheit gewusst – oder zumindest geahnt – haben, dass Sie die Täter waren. Warum hielten Sie es nicht für nötig, auch ihr einen Schrecken einzujagen?«

Roy kniff argwöhnisch die Augen zusammen. »Na, so blöd waren wir auch wieder nicht. Wenn Cill bestritten hätte, dass wir es waren, hätte es keine Rolle gespielt, was Grace sagt.«

»Aber haben Sie mal an die Möglichkeit gedacht?«, erkundigte sich Wyatt milde.

Roy zögerte. »Darauf antworte ich nicht.« Er wies mit einer aggressiven Kopfbewegung auf George. »Sonst werden mir nur die Worte im Mund umgedreht.«

»Gut. Lassen Sie mich anders fragen. Hat Louise das, was Ihrer jetzigen Behauptung nach am Montag geschah, für den Samstagabend vorgeschlagen – ich meine, dass sie Ihnen, Micky und Colley, Zugang zum Haus verschaffte, um Grace Angst einzujagen und sie so zum Schweigen zu bringen?«

Roy Trents Mundwinkel zuckten nervös. »Darauf antworte ich auch nicht.«

»Grace kann nicht am Samstag gestorben sein«,

erklärte ihm George. »Dann hätte man Cills Fingerabdrücke gefunden.« Sie sah das Unverständnis in seinem Blick. »Niemand behauptet, dass Sie Grace am Samstag getötet haben«, erläuterte sie weiter. »Wir fragen nur, ob Louise Ihnen vorschlug, mit ihr ins Haus zu kommen.«

Er antwortete nicht.

»Heißt das, ja?«, fragte Wyatt. »Vermutlich würden Sie doch verneinen, wenn sie es nicht getan hätte.«

Roy Trent nickte kurz. »Aber wir sind nicht reingegangen.«

»Weil Sie nicht wollten, dass Grace Sie sieht?«

Wieder ein Nicken.

»Aber ob sie Louise sah oder nicht, war Ihnen egal?«

Er zuckte die Schultern. »Es war ihre Idee. Sie hätte sich schon irgendwie rausgeredet. Wir haben nicht viel verabredet, außer dass wir um halb neun hinten in der Gasse warten würden.«

»Aber das alles ereignete sich vor Cills Tod«, sagte Wyatt. »Wie hat Louise an dem Montag reagiert, als Sie ihr sagten, Sie würden sie mit hineinziehen, wenn sie etwas über die Ereignisse am Samstagabend verlauten ließe?«

»Sie wurde penetrant, und es gab Zoff. Ich hab ihr gesagt, sie soll nicht wieder anrufen. Ich hatte einen Riesenschiss, dass die Polizei rauskriegen würde, dass wir uns kannten.«

»Welcher Art war die Beziehung zwischen Ihnen?«, fragte George. »War Louise in Sie verliebt?«

»Muss wohl so gewesen sein«, antwortete er. »Sie hat dauernd bei mir angerufen. Ich habe mir nichts aus ihr gemacht – zu der Zeit nicht –, sie war damals eher eine graue Maus. War eigentlich nur ein Witz.«

»Sie haben sie also abgewimmelt?«, fragte Wyatt.

»Nicht nur in unserem Interesse, auch in ihrem eigenen. Seit der Vergewaltigung führte sie sich wie eine Irre auf – warf uns ständig vor, wir wären in Cill verknallt. Micky war kurz vor dem Durchknallen, und er war schon zu Normalzeiten nicht der Stabilste.« Er machte eine Pause. »Ich sage nicht, dass es fair war, aber wir haben ihr alle drei die Schuld an allem gegeben. Wenn sie uns nicht gesagt hätte, wo Cill zu finden war, hätten wir es nie getan.«

»Hatten Sie nicht Angst, sie würde sich rächen?«, wollte Wyatt wissen.

Roy schüttelte den Kopf. »Das konnte sie nicht, ohne sich selbst in Schwierigkeiten zu bringen.«

»Bis Grace ermordet wurde«, sagte George. »Sie war die Einzige, die wusste, dass Louise an der ganzen Sache beteiligt war.«

Darauf folgte ein kurzes Schweigen.

»Die Person, die Grace Jefferies tötete, hatte rote Haare«, bemerkte Sergeant Wyatt. »Es war jemand,

dem sie bereitwillig die Tür öffnete – und jemand, der psychisch krank war.«

Roy misstrauischer Blick wanderte zwischen Wyatt und George hin und her.

»Louise war nach dem Wochenende in einem gefährlich labilen Zustand«, sagte George. »Weit mehr als Howard beispielsweise, der Arbeit suchte und bei der Molkerei Jannerway eine gefunden hatte. In der Schule warf man ihr vor, die Schlägerei provoziert zu haben, die indirekt dazu führte, dass Cill von zu Hause weglief ... von den Trevelyans wurde sie der Lüge bezichtigt. Sie hasste ihren Vater für das, was er ihr antat, sie hasste Sie, weil Sie sie im Stich ließen, und ganz sicher hasste sie Cill. Am Mittwoch verschrieb ein Arzt ihr Beruhigungsmittel gegen die Panikattacken, an denen sie litt.«

»Aber wie soll sie das denn fertig gebracht haben? Sie war ein dünnes kleines Mädchen.«

»Die mit einem Fleischermesser auf eine Frau losging, die vor ihr in den oberen Stock zu fliehen versuchte. Sie stach auf ihre Beine ein, als sie ihr nachlief.«

Roy presste sich die geballten Fäuste in die Augenhöhlen. »Aber warum denn? Louise wusste nicht, dass Cill tot war. Sie hätte am nächsten Tag nach Hause kommen können, und alles wäre in Butter gewesen.«

George schüttelte den Kopf. »So rational hat sie

sicher nicht überlegt, aber sind Sie sicher, dass sie nicht von Cills Tod wusste – oder zumindest etwas ahnte? Wenn sie Sie beobachtet hat, wie Sie die Bladen Street hinaufgingen, wird sie gewusst haben, dass Cill Ihnen nicht entwischt war. Vielleicht sagten Sie auch an dem Montag etwas, was es ihr ermöglichte, zwei und zwei zusammenzuzählen?«

Er starrte sie an. »Wollen Sie damit sagen, dass sie es nach dem Gespräch mit mir getan hat?«

»Wir halten den Dienstag für wahrscheinlicher. Wenn sie einen zweiten Tag in der Schule geächtet wurde – was ja tatsächlich so war –, ist anzunehmen, dass Groll und Wut sie bis in den Abend verfolgten. Ihre Mutter war wütend, weil Jean Trevelyan sie auf der Straße angeschrien hatte, und ihr Vater war nicht weniger wütend, weil David Trevelyan ihm bei der Arbeit das Leben sauer machte. Vielleicht ist sie sogar zu Grace gegangen, um sich ein bisschen trösten zu lassen, und drehte durch, als diese kein Mitleid mit ihr hatte.«

Wyatt bot Roy Trent noch eine Zigarette an. »Sie haben sie als ›penetrant‹ bezeichnet«, hakte er nach. »Was hat sie denn gesagt?«

Roy Trent dachte nach. »Ich weiß, dass sie dauernd darauf herumhackte, dass ich in Cill verknallt wäre, denn das war's, was mich in Wut gebracht hat«, erklärte er. »Die Kleine war schon tot, aber Lou konnte es einfach nicht lassen. Sie war wie besessen von Cill, sogar da noch. Ob ich Cill hüb-

scher fände. Ob ich Cill sexy fände. Am Ende hab ich gesagt, ich bring sie um, wenn sie nicht gleich die Klappe hält.« Er versank in ein finsternes, grüblerisches Schweigen.

»Sie geht in ihrer Aussage sehr ins Detail«, bemerkte Wyatt. »Sie behauptet, sie hätte alles von Micky Hopkinson, er hätte es ihr kurz vor seinem Tod erzählt. Aber es ist erstaunlich genau für eine Geschichte, die ihr fünfzehn Jahre nach dem eigentlichen Vorfall berichtet wurde. Sie wusste von dem Taschentuch – dass Cill an den Händen gefesselt war – dass Micky ihr das Messer in den Rücken drückte – dass sie den ganzen Weg bis zum Neubaugebiet weinte – sie wusste davon, dass sie in einer der Gruben lag – und auch, dass Sie ihre Kleider in einer Mülltonne am anderen Ende der Stadt hatten verschwinden lassen.«

Roy ließ den Kopf in seine Hände fallen. »Sie hätte uns folgen müssen, um das alles aus eigener Anschauung zu wissen ... aber das hat sie nicht getan. Ich bin nicht dumm, Mr. Wyatt. Glauben Sie, ich wäre ihr nicht längst auf die Schliche gekommen? Glauben Sie, ich hätte mich jahrelang von ihr gängeln lassen, wenn die Möglichkeit bestanden hätte, dass sie Grace ermordet hatte?«

»Hatte sie die Telefonnummer von Micky oder Colley?«

Er zögerte. »Von Colley vielleicht. Mickys Eltern hatten kein Telefon.«

»Kann es sein, dass sie Colley angerufen hat?«

»Vielleicht – aber das lässt sich heute nicht mehr überprüfen. Er hat alles vergessen.«

»Wann haben Sie sie das nächste Mal gesehen?«, fragte George.

»Nachdem sie sich mit Micky zusammengetan hatte. Ich habe sie sofort erkannt. Sie hatte ihr ganzes Aussehen verändert, aber ihre Augen konnte sie nicht verändern.«

»Nannte sie sich Priscilla?«

»Damals noch nicht. Damals hieß sie Daisy. Sie ist erst ungefähr drei Jahre nach der Hochzeit mit Micky auf Priscilla umgestiegen.«

»Hat sie einmal erklärt, warum sie gerade diesen Namen wählte?«

Er rührte mit dem Zigarettenstummel in der Asche herum. »Er gefiel ihr besser als Daisy und Louise.« Er überlegte einen Moment. »Das heißt, ich glaube, sie sagte, *Micky* gefalle Priscilla besser als Daisy oder Louise, und wahrscheinlich ging es ihr genauso. Sie war immer überzeugt, dass keiner von uns sie so mochte, wie sie war – man könnte sagen, Colley hat dafür den besten Beweis geliefert, indem er Louise vollkommen vergaß.«

»Hat sie jemals über den Mord an Grace oder über Howards Verurteilung gesprochen?«, fragte Wyatt.

»Erst nachdem George auf der Bildfläche erschienen war und anfang, Fragen zu stellen.«

»Was sagte sie da?«

»Dass George auf die Geschichte mit Cill stoßen würde, wenn sie zu viel herumschnüffelte.«

»Sonst noch etwas?«

»Sie hatte Angst wegen der DNA-Proben.«

»In welchem Zusammenhang?«, fragte George.

»Mit Cills Ermordung oder der von Grace?«

Roy sah sie nachdenklich an. »Mit der von Grace«, sagte er langsam. »Sie hat in Dr. Hughes' Buch gelesen, dass Howards Unschuld nachgewiesen werden könnte, wenn noch etwas von dem Beweismaterial existierte, das damals sichergestellt wurde. Sie hatte Angst, wenn das geschähe, würde die Polizei den Fall wieder aufrollen, und dann würde man beinahe mit Sicherheit auch Cills Verschwinden noch einmal unter die Lupe nehmen.« Er hielt kurz inne. »Sie hatte Angst, dass dann sie, Colley und ich in die Schusslinie geraten würden, weil wir alle damals von der Polizei verhört worden sind.«

»Und was haben Sie darauf gesagt?«

Er antwortete nicht gleich. George sah förmlich, wie es in seinem Gehirn arbeitete. »Ich sagte, Sie hätten mir bereits erzählt, dass das gesamte Beweismaterial vernichtet worden war und kaum eine Chance bestand, dass jemand anderes ins Bild rücken würde.«

George sah ihn mit zusammengezogenen Brauen an. »Das habe ich nie gesagt, Roy. Nicht einmal



die Polizei weiß, ob das Material noch existiert oder nicht. Fred Lovatt hat gesucht und nichts gefunden – aber ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Im Black Museum in London gibt es noch heute Reste des Beweismaterials, mit dem Jack the Ripper des mehrfachen Mordes überführt wurde.«

Roy's Mund verzog sich zu einem zynischen Lächeln. »Sie benahm sich völlig paranoid. Ich wollte sie nur aus dem Pub raushaben, bevor sie eine Riesenszene hinlegte. Schöner Witz, hm? Hätte ich den Mund gehalten, säße ich jetzt nicht hier.«

Wyatt sah George fragend an.

»Zwei Stunden später hat sie Dr. Hughes die Brieftasche und den Pass gestohlen«, erklärte George. »Nur aus dem Grund begannen wir, uns für Cill Trevelyan zu interessieren.« Sie lächelte bedauernd über die zunehmende Ernüchterung Roy's. »Ich sagte ja schon, sie kennt im Gegensatz zu Ihnen keine Loyalität, Roy, und vielleicht sollten wir schließlich doch ihrem Vater die Schuld geben. Hätte er nicht seine Frustrationen an ihr ausgelassen und sie zu lügen gelehrt, dann hätte sie nie gelernt, wie einfach – und *angenehm* – es ist, einen anderen für ihre eigenen Fehlritte büßen zu lassen.«

**Von:** *wandr.burton@compuline.com*  
**Abgesandt:** Di, 29.07.03, 15:23  
**An:** *robandeileen.burton@uknet.co.uk*  
**Betreff:** Louise

---

Lieber Robert, liebe Eileen,

ich schreibe euch ohne Billys Wissen. Er hat den Mädchen und mir verboten, mit euch zu sprechen, aber irgendjemand muss reden, bevor diese schreckliche Situation sich weiter verschlimmert. Ihr könnt doch nicht so dumm sein, weiterhin für Louise zu lügen, wenn sie es darauf anlegt, Eileen als Grace' Mörderin hinzustellen, falls Roy Trent sich herauswinden kann. Vielleicht glaubt ihr, ihr wegen des Missbrauchs etwas schuldig zu sein. Vielleicht glaubt ihr, ihr zu helfen, wenn ihr ihr ein Alibi gebt. Aber das stimmt nicht. Ihr sprecht euch nur selbst schuldig. Ich vermute, ihr haltet an einer Geschichte fest, die ihr vor Jahren erfunden habt, aber damit erreicht ihr nichts weiter, als dass die Grube, die ihr euch grabt, immer tiefer wird. Denn ihr wisst ja nicht, was Louise sonst noch alles bei der Polizei erzählt hat.

Billy weiß, dass Eileen an dem betreffenden Montag und Dienstag nachmittags wie immer zur Arbeit gegangen ist, und das heißt, dass sie gar nicht nach Hause gekommen sein kann, bevor Robert bei Brackham & Wright seine Schicht angefangen hat. Erst am Mittwoch, als Louise die ersten Anfälle bekam, ist sie nicht zur Arbeit gegangen. Robert, du weißt das doch auch,

warum lügst du? Die von der Polizei stellen Billy immer wieder dieselben Fragen. Wann seine Mutter am Dienstag nach Hause gekommen sei. Ob Louise da gewesen sei. Ob seine Mutter später noch einmal weggegangen sei.

Eileen steht unter Verdacht, weil sie ausgesagt hat, dass sie Louise an dem besagten Montagnachmittag von der Schule abholt und dafür gesorgt hat, dass sie den Rest des Tages zu Hause blieb. Das widerspricht Louises eigener Aussage, dass sie nach der Schule von einer Telefonzelle aus mit Trent telefoniert und dann am Abend ihm und seinen Freunden geholfen hat, sich Zugang zu Grace' Haus zu verschaffen. Und darum nehmen sie Eileen jetzt auch nicht ab, dass sie Louise abgeholt hat. Wenn ihr lügt, um die Familie zu schützen, seid ihr wahnsinnig! Im Augenblick ist Eileen die Nächste auf der Liste. Wenn du Grace getötet hast, Eileen, habe ich kein Mitleid mit dir. Aber wenn du es nicht getan hast, musst du die Wahrheit sagen.

Ich denke, dass du schlimmstenfalls Louise hinterher gedeckt hast. Ich würde es sofort merken, wenn eine meiner Töchter etwas Schlimmes getan hätte. Vermutlich kam sie an dem Dienstag völlig aufgelöst nach Hause, lange nachdem du von der Arbeit zurück warst, wahrscheinlich in irgendwelchen Sachen von Grace, weil sie ihre eigenen im Bad liegen gelassen hatte. Ich nehme an, sie hat gelogen und behauptet, Grace wäre schon tot gewesen, als sie ins Haus kam. Was hast du daraufhin getan? Bist du rübergelaufen und hast Louises Kleider

geholt? Hast du die Wasserhähne abgewischt? Es wäre typisch für dich, an so was zu denken. Es wundert mich, dass du die Wanne nicht auch sauber gemacht hast, aber vielleicht hat man das Blut und die Haare nicht gesehen, als alles noch nass war. Du hast bestimmt große Angst gehabt und hattest deshalb vielleicht nicht die Kraft, ganze Arbeit zu leisten. Hast du das Haus verwüstet, um es nach einem Einbruch aussehen zu lassen?

Es überrascht mich nicht, dass du wie Espenlaub gezittert hast, als die Polizei von Haus zu Haus ging. Und sicher konntest du es kaum fassen, als die Polizei keine Fingerabdrücke fand. Hast du die blutverschmierten Handschuhe an dich genommen und zu einer Mülltonne getragen? Du hast wahrscheinlich gehofft, Louise wäre nicht auf den Gedanken gekommen, Handschuhe zu tragen, und hast sie, für den Fall, dass sie die Schuld einer anderen Person beweisen würden, so deponiert, dass sie gefunden werden mussten.

Ich weiß nicht, wie ich an deiner Stelle gehandelt hätte, Eileen, aber ich hoffe, ich hätte die Courage – und den Verstand – besessen, das Richtige zu tun. Du hast weder ihr noch euch selbst etwas erspart, indem du die Schuld einfach verdrängt hast. Ich kann mir vorstellen, dass allein der Gedanke daran unerträglich war, vor allem weil du wusstest, dass nur ein sehr kranker Mensch Grace auf diese Weise getötet haben konnte. Vielleicht hast du sogar gewusst – oder mindestens geahnt –, warum Louise so krank war, du trägst also einen Teil der Schuld.

Den größten Teil trägt allerdings Robert, der sie behandelt hat wie ein Spielzeug, das man einfach wegwerfen kann, wenn es einem langweilig wird.

Dann hat Howard gestanden, und du konntest dir vormachen, Louise hätte die Wahrheit gesagt. Der arme Kerl. Er hatte keine Mutter, die bereit war, ihn zu decken und für ihn zu lügen. Wynne machte alles nur noch schlimmer, als sie aussagte, dass er sich selbst Verletzungen zufügte, weil er sich hässlich fand. Billy hat in letzter Zeit von Cill geträumt. Ich habe immer wieder Träume von Howard Stamp. Es will mir nicht aus dem Sinn, dass in seinem ganzen Leben kein Mensch außer seiner Großmutter und Cill jemals nett zu ihm war. Aber als er sie brauchte – als seine Einsamkeit am größten war –, da waren sie nicht da.

Louise hat kein Gewissen, Eileen, weil du und Robert ihr beigebracht habt, dass Lügen in Ordnung ist. Einerseits denke ich, es wäre nur gerecht, wenn du diesmal für sie büßen müsstest – du hättest damals die Wahrheit sagen müssen! –, andererseits wehrt sich alles in mir dagegen. Sie hat schon einen unschuldigen Menschen seelenruhig ins Gefängnis gehen lassen. Siehst du denn nicht, wie unrecht es wäre, ihr das Gleiche noch einmal zu erlauben? Louise ist nicht euer einziges Kind. Du bist auch Billys Mutter!

Rachel

*Winchester – Gefängnisparkplatz  
Dienstag, 29. Juli 2003, 16 Uhr*

Jonathan stand neben dem Auto und hörte am offenen Fenster Radio, als George und Sergeant Wyatt durch die Tür in dem hohen Eichentor des Gefängnisses traten. Während sie die zweihundert Meter bis zum Parkplatz gingen, hörte er dem Nachrichtensprecher zu, der eine Untersuchung der mysteriösen Todesumstände des Waffenexperten für den Irak, Dr. David Kelly, ankündigte.

»Campbell und Blair sollen vor dem Untersuchungsausschuss aussagen ... die Regierung beschuldigt ...«

Jonathan war, was die offiziellen Verlautbarungen anging, so misstrauisch wie im Februar. Er fand die Vorstellung lachhaft, dass eine Untersuchung die Wahrheit ans Licht bringen sollte, wenn der Hauptakteur tot war. Die absolute Wahrheit gab es nicht. Es gab nur Halbwahrheiten und Interpretationen, die darauf warteten, von jemandem vorgetragen zu werden, der stark – oder ent-

schlossen – genug war, allen anderen seine Meinung aufzuzwingen. Die Welt wurde von engstirnigen Eiferern beherrscht – Politikern, Religionsführern, Terroristen, Medien- und Wirtschaftsbossen –, und die meisten von ihnen waren zu arrogant oder zu dumm, um zu erkennen, dass ihre Überzeugungen nicht die allein selig machenden waren.

Er zog eine Augenbraue hoch, als George und Sergeant Wyatt auf ihn zutraten. »Und? Hat es etwas gebracht?«

»Noch nichts, was wir verwenden können«, antwortete George, »aber wenigstens hat er angefangen, selbständig zu denken.« Sie kicherte ein wenig. »Ich sollte wirklich nicht lachen nach dem, was er der armen kleinen Cill angetan hat, aber am Ende war er ziemlich geplättet. Er konnte gar nicht glauben, wie dumm er gewesen ist ... er hat immer alles geschluckt, was Louise ihm weisgemacht hat, und ist nicht einen Moment auf die Idee gekommen, dass sie etwas zu verbergen haben könnte.«

Jonathan griff durchs offene Fenster hinein und schaltete das Radio aus. »Seine Erinnerungen helfen uns nicht«, warnte er. »Er wird gleich einen ganzen Schwall ausspucken, wenn er damit seine Haut retten kann. Wir brauchen etwas, das sich beweisen lässt, wenn wir sie anklagen wollen.«

»Ach, jetzt seien Sie nicht so ein Miesmacher.« Sie klopfte ihm vergnügt auf den Arm. »Mr. Wyatt ist durchaus optimistisch. Beharrlichkeit ist alles, sagt

er. Wenn er mit den Fragen nicht lockerlässt, wird Louise sich irgendwann verhaspeln. Sie ist nicht intelligent genug, um das zu verhindern – keiner von uns ist das.« Ihre klugen Augen sahen ihn lächelnd an. »Sie hat uns dank der zahlreichen unterschiedlichen Versionen, die sie zum Besten gegeben hat, bereits reichlich Munition geliefert. Es ist die Geschichte von den verhedderten Fäden, Jon. Roy hat sich in ihnen verfangen, sobald er versuchte, Howard die Schuld in die Schuhe zu schieben. Unter Druck löst ein Lügengebilde sich immer auf. Gerade Sie werden das doch nachvollziehen können.«

Er sah sie mit einem liebevollen Lächeln an. »Aber ich hatte mich ja nicht vollends in meines hineinbegeben, George.«

Sie lachte. »Natürlich nicht, dazu sind Sie viel zu ehrlich. Und Emma war den Kummer nicht wert, den Ihnen das Lügen gemacht hat. Da sind Sie bei Sasha schon viel besser aufgehoben. Bei ihr gibt's keine verborgenen Seiten – wahrscheinlich, weil der mongolische Einschlag so offenkundig ist. So was lässt sich nicht verheimlichen, nicht wahr?«

Jonathan wollte gerade den Mund öffnen und etwas entgegnen, doch Wyatt hinderte ihn mit einem verschmitzten Augenzwinkern daran. »Mit einer Dame soll man sich nie streiten, Dr. Hughes – schon gar nicht, wenn sie Recht hat. Miss Spencer ist eine nette junge Frau. Und was die andere Sache angeht,



bin ich auch ganz optimistisch. Mrs. Fletcher ist nie im Zusammenhang mit Grace' Ermordung ver-  
nommen worden, und sie hat ihrer ursprünglichen  
Aussage, in der sie Ahnungslosigkeit vorgab, be-  
reits widersprochen. Es ist nur noch eine Frage der  
Zeit, wann sie sich hoffnungslos in Widersprüche  
verwickeln wird.«

Jonathan sah George an. »Und fangen Sie jetzt  
bloß nicht an, sie zu bemitleiden«, warnte er.

»Sie war erst dreizehn.«

Er hob einen Finger. »Ich bin ein Mann, George,  
und noch mehr Gefühl halte ich nicht aus.«

»Aber ...«

Lachend zog er sie in seine Arme. »Sie ist mei-  
ne Mutter«, erklärte er Wyatt über ihren Kopf  
hinweg. »Sie hatte vor fünfunddreißig Jahren ei-  
nen One-Night-Stand mit einem jamaikanischen  
Straßenkehrer und hat es ewig bereut. Ich fände  
es ja nicht so schlimm, aber sie versucht dauernd,  
mich als ihren Lover auszugeben.«

Der Polizeibeamte lächelte, unschlüssig, was er  
davon halten sollte.









Minette Walters arbeitete lange als Redakteurin in London, bevor sie Schriftstellerin wurde. Seit ihrem Debüt »Im Eishaus«, das 1994 auf Deutsch veröffentlicht wurde, zählt sie zu den Lieblingsautoren von Millionen Leserinnen und Lesern in aller Welt.

Alle ihre bisher erschienenen Romane wurden mit wichtigen Preisen ausgezeichnet und in zahlreiche Sprachen übersetzt. Minette Walters lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in Hampshire, England.

Weitere Informationen unter  
*[www.minettewalters.co.uk](http://www.minettewalters.co.uk)*.

ISBN 3-442-31078-4



9 783442 310784

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagmotiv: Artothek / Vilhelm Hammershoi  
Autorenfoto: Andreas Hoffmann

1970 wird der junge Howard Stamp für schuldig befunden, seine Großmutter Grace kaltblütig in ihrem Haus in Bournemouth ermordet zu haben. Zu lebenslanger Haftstrafe verurteilt, begeht Howard im Gefängnis Selbstmord. Mehr als dreißig Jahre später befasst sich der Anthropologe Jonathan Hughes mit dem Fall und erkennt schnell, dass die Beweisführung eindeutig Mängel hatte. Gemeinsam mit der resoluten George Gardener, die schon lange von Howards Unschuld überzeugt ist, beschließt er herauszufinden, was damals wirklich geschah. Und die beiden stellen bald fest, dass es einige Leute in Bournemouth gibt, die größtes Interesse daran haben, die Vergangenheit ruhen zu lassen ...

»Dieses Buch zeigt einmal mehr, dass die Autorin zu den ganz Großen des britischen Kriminalromans zählt.«

*The Birmingham Post*

»Ein mitreißender, kluger und packend erzählter Roman von einer großartigen Autorin!« *The Observer*

»Zweifelloos eines der besten Bücher aus der Feder von Minette Walters!« *Evening Standard*